



Wolfram Christ

*Die
Cannes
Brillanten*

Thriller
comediantes

Wolfram Christ

Die Cannes Brillanten

Thriller

1. Auflage der überarbeiteten Neuausgabe

comediantes



Verlag für Lyrik und Belletristik
des 21. Jahrhunderts

Lektorat: Uta Christ

e-book / PDF
ISBN 978-3-946691-16-7

© 2020 www.comediantes.de

Erstveröffentlichung 2012 im AAVAA-Verlag Berlin

Um ein Buch, ein Gemälde, ein Musikstück zu schaffen, bedarf es
Menschen,
die der Phantasie der Künstlerin beziehungsweise des Künstlers
auf die Sprünge helfen;
es bedarf Freunden, Partnern,
die ihr oder ihm Vertrauen schenken und
Mut machen, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen,
die mit Rat und Tat helfen, das begonnene Werk zu vollenden.

Danke Susann!

Inhalt	Seite
Lasst die Spiele beginnen – Cannes (Frankreich) im Mai 1999	5
Ein kleiner Gefallen – Biala (Bulgarien) im August 2006	18
Von Staatsanwälten und Oligarchen	32
Spurensuche in Amsterdam	51
The Rock	75
Die Augen des Todes	95
Eine Falle für Calderón	123
Auf dem Mississippi	150
Wer das Lied vom Tod spielt	177
Vom freien Willen und anderen Unwägbarkeiten	214

Lasst die Spiele beginnen – Cannes (Frankreich) im Mai 1999

Auf geradezu unverschämt laszive Weise schwenkte die Kamera langsam über die atemberaubenden Beine von Catherine Zeta-Jones. Ihr hochgeschlitztes rosafarbenes Kleid ließ der Phantasie kaum Spielraum. Umschnitt. Am Hals über ihrem tiefen Dekolletee glitzerten dezent in Weißgold gefasste Diamanten und Saphire. Ebenso in den filigranen Ohrgehängen, die ihr strahlendes Lächeln auf das Vorteilhafteste unterstrichen. Sie funkelten im Blitzlichtgewitter mit den Augen der Diva um die Wette. Ihr Begleiter auf dem roten Teppich, der von Natur aus ziemlich glamouröse Sean Connery, wirkte neben dieser grandiosen Selbstinszenierung fast wie ein Kleindarsteller. Die Fotografen und Kameraleute nahmen seine Anwesenheit an der Seite der bezaubernden Schönheit zur Kenntnis. Mehr nicht. Er trug es mit der ihm eigenen Gelassenheit.

„Wieso ist die Zeta-Jones eigentlich dabei?“ fragte Paul und drehte den Ton des Fernsehers leiser. „Die hat hier gar keinen Film im Wettbewerb oder hab ich was verpasst?“

„Dabei sein ist alles. Sich zeigen. Davon verstehst du nichts“, antwortete Chiara. Sie dehnte sich und schob ihre Füße vorsichtig zwischen die Gläser, die auf dem niedrigen Glastischchen standen. „Ihr aktueller Thriller hat gerade den Europäischen Filmpreis abgeräumt. Er heißt ‚Verlockende Falle‘. Der Streifen läuft in den meisten Ländern demnächst an. Da kann bisschen Publicity in Cannes vorab nicht schaden. Auch mit Blick auf den Oskar im kommenden Jahr. Deswegen ist heute am Eröffnungsabend Filmpartner Connery bei ihr und nicht Ehemann Michael Douglas.“

„Verlockende Falle? Worum geht’s?“

„Die Beiden nutzen die Uhrenumstellung Silvester 2000, um einen Haufen Geld auf ihr Konto zu leiten. Ziemlich raffiniert.“

„Hab ich gesehen“, schniefte Simon und schob sich die nächste Portion Chips in den Mund. „Im Internet. Hab ich mir von ‘nem russischen Portal gezogen. Coole Nummer. Die Mutter gibt dabei ‘ne wirklich heiÙe Superdiebin.“

„Genau so heiÙ wie Chiara?“ witzelte Paul. Simon blickte kauend über seinen Brillenrand zum Sofa und musterte die Frau. Sie erwiderte seinen Blick. Simon verschluckte sich und erlitt einen Hustenanfall. „Aha.“ Paul Vandenberg grinste. „Verstehe, Chiara ist heiÙer!“ Er versuchte, ihr den Arm um die Schulter zu legen. Sie schüttelte ihn ab. Dabei spürte sie, dass sie inzwischen von allen drei Männern angestarrt wurde. Selbst der Blick des Bosses ruhte auf ihr. Chiara verzog das Gesicht. Eine unangenehme Stille entstand.

„Lasst den Quatsch!“ knurrte Terri Matisse schließlich und wandte sich wieder dem Fernseher zu. „Ich habe euch engagiert, weil ihr die Besten in eurem Job seid und nicht, weil wir hier ein Flirtfestival veranstalten. Schreib lieber mit, Paul, wer was trägt. Wir brauchen eine genaue Liste.“

„Ist ja gut.“ Der Holländer griff zu Zettel und Stift. „Ich finde trotzdem, dass Chiara eine gewisse Ähnlichkeit mit der Zeta-Jones hat. Und dass die jetzt so was spielt? Ist doch witzig, oder?“

Auf dem roten Teppich vor dem Festivalkino gab gerade der unvermeidliche Gerard Depardieu ein Interview. Als nächste waren Sophie Marceau, Catherine Deneuve, Altmeister Alain Delon und das neu ins Metier strebende Model Laetitia Casta angekündigt. Die gesamte französische Filmelite. So wie jedes Jahr im Mai an der Côte d’Azur. Dazu etliche Hollywood-Stars. George Clooney zum Beispiel werde in Kürze erwartet, hieß es. Dogma-Papst Lars von Trier aus Dänemark nebst Gespielinnen. Selbst ein paar Deutsche und Italiener durften nicht fehlen. Dazu die Exoten aus Fernost. Ein wirklich bunter Haufen exzellenter Künstler.

Den Schmuck, den sie zur Schau trugen, stellte die Edelmanufaktur Chopard zur Verfügung. Ausnahmslos. Die Schweizer hatten seit ein paar Jahren einen Exklusivvertrag mit dem Filmfestival. Sie sponserten das Branchentreffen und den Preis, die Goldene Palme.

Im Gegenzug hatten die angereichten Damen die angenehme Pflicht, sich für die wichtigsten Abendveranstaltungen leihweise mit den aktuellen Schmuckkollektionen von Chopard behängen zu lassen. Gewissermaßen als lebende Anziehpuppen für ein Schaufenster, das von der ganzen Welt begutachtet wurde. Viele der Stücke würden bereits in den kommenden Tagen ersteigert werden. Teils von jenen Superreichen, die zum Festival mit ihren Jachten in Cannes persönlich vor Anker gingen und Partys veranstalteten, teils von Kunden, die sich nach den Fernsehbildern umgehend telefonisch bei Chopard meldeten, um gesehene Stücke reservieren zu lassen. Wobei etliche dieser Kunden mindestens ebenso sehr Filmfans waren wie Schmuckliebhaber. Die Frage, welcher Star welches Geschmeide am Eröffnungsabend angelegt hatte, konnte im Wettbewerb mehrerer Bieter den Preis erheblich in die Höhe treiben.

Für den Sponsor des Festivals ein lohnendes Geschäft. Die ersten Nachfragen wurden für den Morgen nach der Eröffnung erwartet. Dann würde im Hotel Martinez, in dem die Schweizer Juweliere fünf Suiten für Stilberatung und Verkauf gemietet hatten, Hochbetrieb herrschen. Die ausgeliehenen Diademe, Colliers, Ketten, Ringe, Armreifen, Ohringe, Clips, Broschen und so weiter würden von Bodyguards zurück gebracht, von Angestellten der Firma Chopard entgegengenommen, registriert und sorgfältig verpackt werden. Experten würden jedes Stück gründlichst auf Echtheit oder Beschädigung überprüfen. Wachleute patrouillierten lange vorher in und vor den Suiten. Unzählige zusätzliche Kameras waren im betreffenden Flur und den Zimmern installiert worden. Im Keller hatten sie eigens eine zentrale Überwachungseinheit mit hochauflösenden Monitoren für das komplette Hotel eingerichtet.

Spätestens 14.00 Uhr Mitteleuropäischer Zeit sollte der Verkauf offiziell beginnen.

„Eh, guckt mal!“ tönte Simon, der Techniker des Teams, mit vollen Backen. „Ist das nicht die ‚Pretty Woman‘?“ Chiara Visconti sprang vom Sofa.

„Bow, ist das geil! Was hat die denn am Hals? Paul, weißt du, was das für ein blauer Klunker ist, den die Roberts umhängen hat?“

„Logisch. Der war schon länger avisiert. Das ist der ‚Blue Sea Star‘. Ein blauer Diamant. Chopard hat ihn letztes Jahr in Amsterdam ersteigert. Stammt von De Beers. Exquisiter Schliff. Das genaue Gewicht in Karat hab ich zwar gerade nicht im Kopf, aber wenn ich mich nicht täusche, hat der damals über 13 Millionen Schweizer Franken gekostet. Moment, ich seh nach. Hier hab ich’s: 13,65 Millionen. Natürlich nicht in einem Collier verarbeitet. Zusammen mit der Goldschmiedearbeit dürfte er den nächsten Käufer mindesten 15 oder 16 Millionen kosten.“ Terri runzelte die Stirn.

„Unter Liebhabern, nachdem er bei Julia Roberts auf dem Busen gelegen hat?“

„Ach so, stimmt. Na ja. Wenn da so ein paar Spezis aus Arabien oder China mitmischen, fast das Doppelte, könnte ich mir denken. Kommt auf die Nachfrage an.“

„Echt?“ prustete Simon. Er rollte mit den Augen. Der Teppich vor seinem Sessel war mit Chipkrümeln übersät. Terri dachte nach.

„Und alles zusammen? Was schätzt du? Was wir bis jetzt hier gesehen haben und das, was vermutlich noch in den Tresoren im Hotel für die kommenden Tage liegt?“

„Tja, wenn ich die Wertsteigerung durch Roberts, Casta und Co. einbeziehe und davon ausgehe, dass ein paar potente Kunden und Fans der Damen kurz vor der Jahrtausendwende auf Nummer sicher gehen wollen ... 100 bis 150 Millionchen dürften’s werden.“ Terri nickte.

„Mehr als ich erwartet hatte. Liegt vielleicht wirklich an der Jahrtausendwende.“ Simon gab auf. Er konnte nicht mehr an sich halten, knüllte die leere Chipstüte zusammen, kickte sie Richtung Küche und jubelte:

„Scheiß die Wand an! Wenn das mein Alter noch erleben könnte! Sein missratener Sohn ist reich. Der kleine schwarze Scheißer aus der Bronx, den alle immer nur in den Arsch getreten haben, weil er chemische Formeln geiler fand als Gangsta Rap. Fuck! Ich werd die ganzen Idioten mit meinem Geld zuschießen!“

„Nichts wirst du!“ Terri fluchte. „Darüber hatten wir geredet. Wir müssen erst Käufer finden und dann wirst du einen Teufel tun, mit Geld um dich zu schmeißen.“

„Vor allem in der Bronx!“ ereiferte sich Paul. „Du hast sie wohl nicht mehr alle? Willst du uns der Polizei auf dem Silbertablett servieren?“

„Es reicht, Paul.“ Terri hatte sich wieder im Griff. „Simon?“

„Okay Boss.“

„Gut. Versucht heut Abend, beizeiten zu schlafen. Wir müssen früh raus. Jeder von uns weiß, was zu tun ist. Und jetzt kein Gezänk mehr! Gute Nacht!“ Er stand auf und trat hinaus auf die Terrasse. Die milde Abendluft streichelte sanft durch die Büsche vorm Haus. Von Ferne hörte er die Wellen des Mittelmeeres auf den Strand laufen. Der Maihimmel über Cannes war sternenklar. Chiara trat zu ihm.

„Was denkst du?“ fragte sie.

„Nichts.“

„Haben wir etwas übersehn?“

„Ich hoffe nicht.“

„Sollte was schief gehen: Es war mir ein Vergnügen, mit dir zu arbeiten, Terri.“ Terri lächelte.

„Danke gleichfalls.“ Netter Kerl, dachte Chiara. Wie alt mag er sein? Anfang 50? Sein Haar wird langsam dünn. Könnte mein Vater sein. Ich glaube, so einen Vater hätte ich gern gehabt.

„Und woran denkst du gerade, schöne Frau?“ Sie sah ihm in die Augen.

„Ist Terri Matisse dein richtiger Name?“

„Ja. Ich hasse es, wenn jemand mit gezinkten Karten spielt.“

„Bist du mit dem Maler verwandt?“ Der Boss lachte.

„Das fragen mich alle. Ich weiß es nicht. Vielleicht. Weitläufig. Keine Ahnung. Meine Eltern liebten auf alle Fälle seine Bilder. Ich bin mit ihnen aufgewachsen.“ Chiara nickte.

„Dann bist du ein Mann, der nie Geldschwierigkeiten kannte, oder?“

„Nein.“

„Warum machst du dann so etwas?“

„Weil es Spaß macht.“

„Nur deshalb?“ Er zuckte mit den Schultern.

„Und warum machst du mit?“

„Weil es Spaß macht.“ Terri betrachtete die Frau, die neben ihm stand und den Wellen lauschte. Sie musste nicht alles über ihn wissen. Was wusste er schon von ihr? Vater Italiener, Mutter Französin. Offiziell: Innenarchitektin. Inoffiziell: Eine brillante Diebin. Beide Jobs ergänzten sich ideal. Wer eine Wohnung einzuräumen versteht, weiß auch, wie er sie am leichtesten ausräumt. Ein einziges Mal hatte sie gepatzt. Das war, als sie bei ihm einzubrechen versuchte. Er hatte sie auf frischer Tat ertappt, verzichtete jedoch auf eine Anzeige. Ihm kam der Gedanke, dass ihm die neue Bekanntschaft mehr nutzen konnte, wenn sie sich auf freiem Fuß befand. Er täuschte sich nicht. Nur dank ihrer einschlägigen Erfahrungen hatte er diesen präzisen Plan ausarbeiten können. Von ihm kam die Idee. Das nötige Kleingeld für die Vorbereitungen sowieso. Chiara brachte das Knowhow mit. Zum Beispiel einen wunderbar gefälschten französischen Personalausweis, mit dem „Madame Marianne Lacroix“ dieses Ferienhaus anmieten konnte. Er freute sich auf die langen Gesichter der Cops. Denn, dass sie ihnen bis hierher auf die Spur

kommen würden, stand zu erwarten. Weiter nicht. Davon war er überzeugt.

Unabhängig voneinander erkundeten sie das Hotel Martinez. Jeder mit seinen Mitteln und Möglichkeiten. Terri hatte ein paar Tage Urlaub dort verbracht. Chiara arbeitete beim Zimmerservice. Attraktive junge Damen waren in Hotels an der französischen Mittelmeerküste immer gefragt. Erst recht solche, die neben dem üblichen Französisch fließend Englisch und Italienisch sprachen.

Den Holländer, einen Fachmann für edle Steine und Schmuck mit einschlägigen Beziehungen zu Händlern und Hehlern, kannte Terri länger. Seit drei oder vier Jahren, wenn er sich recht erinnerte. Paul Vandenberg galt in seinen Kreisen nicht gerade als Koryphäe. Dafür war er zu oberflächlich. Wohl aber hatte er sich als seriöser Makler einen Namen gemacht. Gerade in grenzwertigen Fällen. Man munkelte, er arbeite mit einem Gewährsmann zusammen, der über die nötigen Kontakte in die Unterwelt verfüge. Einem gewissen Calderón. Ein Phantom. Keiner konnte behaupten, Calderón jemals gesehen zu haben. Vielleicht existierte er auch nur in Pauls Kopf. Als Legende, um von realen Geschäftspartnern abzulenken.

Paul ging entsprechenden Nachfragen konsequent aus dem Weg. „Mund halten!“ lautete sein oberstes Geschäftsprinzip. Auch darum hatte Terri gerade ihn für den Job ausgewählt. Man konnte sich auf ihn verlassen. Dass er Simon und Chiara gegenüber den großen Zampano spielte, hing mit dem Projekt zusammen. Weil sie Paul für den Verkauf der Beute brauchten, fühlte der sich am längeren Hebel. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben.

Simon Brown hatte Chiara empfohlen. Der junge Schwarze mit der Sportbrille war ein Bastler und Tüftler vor dem Herrn. Er hackte die Computer der Polizei, lud für seine Kunden deren Einsatzpläne herunter. Auf Wunsch montierte er aus Spielzeugteilen Miniroboter oder Drohnen. Nützliche ferngesteuerte Dinge, mit denen sich andere

nützliche Dinge ausbaldowern ließen. Damit verdiente er sein Geld. Sein Hobby hingegen lag mehr im Bereich der Chemie. Er hatte sich im Keller ein kleines Labor eingerichtet, in dem er gern mit verschiedenen Gasen und Sprengstoffen experimentierte. Chiara meinte, dass sie so einen Spezialisten in mehrerlei Hinsicht brauchen könnten. Als er zustimmte, dachte Terri zunächst vor allem an das Sicherheitssystem. Aber schon da zeigte es sich, dass Simon tatsächlich ein Gewinn für die kleine Truppe darstellte. Er hörte sich sämtliche Statusberichte an, ließ sich die Skizzen zeigen und meinte dann:

„Völlig unmöglich! Die Überwachung ist perfekt.“ Sein Fazit: So etwas zu knacken, funktioniert nur im Kino. Mission impossible. Definitiv. Keine Chance, an die Hotelsafes ranzukommen, geschweige denn, sie zu öffnen. Ein Einbruch in der Nacht käme so wenig infrage wie ein bewaffneter Überfall bei Tage. Punkt.

Was ihn nicht daran hinderte, eine Alternative vorzuschlagen. Eine Alternative, die realistisch schien und erheblich einfacher klang als der ursprüngliche Plan. Vorausgesetzt, Simons Equipment hielt, was es versprach.

„Ich geh dann mal, Boss.“

„Schlaf gut, Chiara!“

„Du auch.“ Sie drückte ihn kurz und verschwand im Haus. Terri sah ihr nach. Die samtene Mailuft tat ihm gut.

Der Vormittag nach dem Eröffnungsabend brachte dem Grandhotel Martinez das erwartete Chaos. Ein kontrolliertes Chaos. Der Manager hatte für die Dauer des Filmfestivals sämtlichen Mitarbeitern Urlaubsstopp verordnet. Nahezu jede Position im Haus wurde doppelt besetzt.

Draußen, dezent etwas seitlich der Einfahrt an der Straße, parkte ein Wagen der örtlichen Polizei. Im Eingangsbereich überprüften Security-Männer einer namhaften Sicherheitsagentur jeden, der das Haus betreten oder verlassen wollte. Leibesvisitationen. Metalldetektoren. Das

Versicherungsbüro Lloyds hatte eigens für die Festivaltage im Haus ein Büro gemietet. Rund um die Uhr in wechselnden Schichten besetzt. Nichts hatten die Organisatoren dem Zufall überlassen.

Das Martinez war solche Tage gewohnt. Der prächtige weiße Art-Deco-Palast strahlte Stein gewordene Tradition in den blauen Himmel über der französischen Riviera. Es ging auf halb zwölf zu. Im Restaurant „La Palme d’Or“, vom Strand lediglich durch die Straße getrennt, saßen elegant gekleidete Müßiggänger unter Palmen und Sonnenschirmen. Bei exquisiten Cocktails beobachteten sie belustigt das Treiben. Die wenigen ernster dreinblickenden Gäste tranken Wasser oder Kaffee. Polizisten in Zivil.

Ganz oben, im siebenten Stockwerk, wenn man das Erdgeschoss wie hier üblich mitrechnet, dort, wo große Balkone und Dachgärten einen phantastischen Blick übers Meer erlaubten, lagen die fünf Suiten von Chopard. Riesige Räume mit mondänen Sitzlandschaften, Spiegeln und speziell für die Filmfestspiele aufgestellten Schmuckablagen. Sie nahmen fast das gesamte Stockwerk ein. Hier oben war man vor unliebsamen Besuchern, Gaffern und ähnlichem sicher. Die Fahrstühle und die weitläufige, muschelförmig empor schwingende Haupttreppe ließen sich durch wenige Sicherheitsleute problemlos kontrollieren. Außerdem hatte der Hotelmanager an diesem Morgen offenbar eine zusätzliche Hostess abkommandiert, ein Auge auf das Treppenhaus und die Flure zu werfen. Eine äußerst attraktive Frau in goldbetresster Hotel-Livree.

Auf unkomplizierte Art und Weise half sie den aus- und eingehenden Damen und Herren, die richtige Tür zu finden. Beziehungsweise verwies sie sie freundlich aber bestimmt der Etage, wenn sie nichts mit den Juwelieren zu tun hatten. Ihre dunklen Augen strahlten professionelle Souveränität aus.

Den Sicherheitsmännern war die Anwesenheit der charmanten Hotel-dame eine angenehme Ergänzung ihres wenig freudvollen Dienstes.

Zumal die Lady nicht abgeneigt schien, auf gelegentliche Flirtversuche einzugehen. Überwiegend unterhielten sie sich allerdings über fachliche Fragen. Zum Beispiel darüber, dass im Fall eines Alarmes, wenn irgendwo im Haus eine Bombe detonieren würde, die Fahrstühle nicht zu benutzen seien oder wie der Evakuierungsplan mit der Hotelleitung abgestimmt sei.

Lediglich der Zimmerkellner, der sich um den Getränkenachschub in den Suiten kümmerte, wunderte sich ein wenig. Er kannte die Frau. Sie arbeitete seit ein paar Wochen im Hotel. Und zwar wie er im Room-Service. Dass man sie hier oben als Hostess einsetzte, erschien ihm seltsam. Allerdings gehörte er nicht zu jenen Leuten, die Entscheidungen der Geschäftsführung hinterfragten. Wer zu viel dachte, riskierte seinen Job. Vermutlich hatte der Manager angesichts der Gäste im Obergeschoss nach optischen Kriterien entschieden. Das war im Hotelgewerbe nicht ungewöhnlich.

Muriel Rüttli und Shannon Manson hatten alle Hände voll zu tun. Die beiden Chopard-Managerinnen leiteten das operative Geschäft in den fünf Suiten. Einerseits gab es für sie Grund zur Freude. Denn tatsächlich wurden bis zum jetzigen Zeitpunkt fast alle Schmuckstücke, die gestern Abend auf dem roten Teppich unterwegs gewesen waren, pünktlich abgeliefert. Insofern stand dem Verkaufsbeginn in gut zwei Stunden nichts im Weg. Probleme ergaben sich, weil die meisten Preziosen fast gleichzeitig eintrafen und die Experten mit dem Prüfen nicht nachkamen. Es bildete sich ein Rückstau. Was bedeutete, dass es schwieriger wurde, den Überblick zu behalten. Immerhin handelte es sich in diesem Jahr bei den verschiedenen Kollektionen um nahezu 1000 Einzelexemplare.

Aufbewahrt wurden sie nachts im großen Hotelsafe im Keller. Jetzt am Tage jedoch, wenn damit gearbeitet werden musste, wurden sie sorgsam in ihren nummerierten navy-blauen Schmuckschatullen in zehn

schweren, ebenfalls navy-blauen Panzerkoffern deponiert. Zwei Koffer pro Suite, lautete die Weisung, um eine zu große Anhäufung an einer Stelle zu vermeiden. Die breiten Koffer waren Spezialanfertigungen, die ausschließlich diesem Zweck dienten. Ihre Deckel wurden stehend seitlich aufgeklappt. Dabei kamen je zehn Fächer zum Vorschein. Immer eines für genau eine Schatulle. Jede Schatulle enthielt durchschnittlich zehn Schmuckteile.

„Die Zwei ist komplett!“ verkündete Muriel Rüttli.

„Beide Koffer?“ fragte ihre Kollegin. Rüttli nickte.

„In der Eins und der Fünf sind sie auch fast durch. Nur hier und in der Drei klemmt es.“ Shannon Manson hob die Schultern.

„Jeff beeilt sich, aber es sind einfach zu viele kleine Teile, und wir dürfen uns keine Nachlässigkeiten leisten.“

„Hm, gut, dann geh ich mal rüber in die Drei und schaue, was ich tun kann. Ich denke, in einer halben Stunde haben wir es geschafft. Dann können wir Mittagessen gehen.“

„Geh allein. Ich hab mir Joghurt mitgebracht.“ Manson fühlte den missbilligenden Blick der Kollegin im Rücken. „Tut mir leid, ich muss abnehmen.“ Rüttli verzog das Gesicht.

„Abnehmen? Du?“ Draußen im Flur jaulte die Sirene los. „Was soll das denn?“ murrte sie und steckte den Kopf durch die Tür.

„Feueralarm!“ tönte es von den Sicherheitsleuten an der Treppe. „Das ganze Treppenhaus ist voller Rauch. Es brennt. Irgendwo unten. Keine Übung.“

„Das heißt?“

„Notfallszenario X1. Sofort evakuieren. Alle!“

„Scheiße!“

„Das ist jetzt ein Scherz, oder?“ keuchte Manson.

„Sieht nicht so aus. Sofort die Prüfungen einstellen. Alles einpacken. Zwei Koffer pro Wachmann, damit die übrigen Kollegen beide Hände

frei haben. Safety first. Sie müssen uns notfalls verteidigen können. Privatkram bleibt hier. Wir treffen uns in 30 Sekunden auf dem Flur!“

Sie stürmte aus der Suite, um ihre Mitarbeiter in den Nachbarräumen anzutreiben. In Momenten wie diesen zeigte sich, wie effizient ein eingespieltes Team funktionieren konnte. In Sekundenschnelle verschwanden die Preziosen in ihren feuer- und bruchsicheren Transportbehältern. Die halbe Minute war noch nicht vorüber, da standen tatsächlich alle abmarschbereit im Flur. Fünf starke Männer mit je zwei schweren Panzerkoffern, fünf mit gezückter Waffe und alle vierzehn Mitarbeiter von Chopard.

„Und jetzt?“ fragte Manson. „Wohin?“ Die Security-Leute vom Treppenhaus dirigierte den Tross durch den Flur.

„Folgen Sie bitte den Ausschilderungen zu den Fluchtwegen. Die Fluchttreppe befindet sich am Ende des Ganges.“

„Können wir nicht die Fahrstühle ...?“

„Nein. Bei Brand ausgeschlossen. Los, los lauft! Keine Diskussion. Außerdem wollt ihr sicher nicht mitten durch das Tohuwabohu im Foyer oder? Also. Beeilung Leute. An den Türen keine Batzen bilden. Die Treppe im linken Seitenflügel ist ausschließlich für euch. Sie führt zu einem separaten Ausgang.“

So altherwürdig das Martinez auch sein mochte, seine Sicherheitstechnik befand sich auf dem neuesten Stand. Sofort mit Auslösung des Feueralarms schlossen sich im Fluchttreppenhaus automatisch alle Fenster, um den berüchtigten Kamin-Effekt zu verhindern. Die Brandschutztür vom Flur fiel hinter den Evakuierten mit lautem Knall ins Schloss. Auch sie galt als hundertprozentig luftdicht. Die Hostess kontrollierte diese Dinge persönlich, nachdem der letzte Bodyguard im Treppenhaus verschwunden war.

Offenbar funktionierte der direkte Alarmkontakt zur örtlichen Feuerwehr ebenfalls tadellos, denn kaum 60 Sekunden nach dem ersten

Sirenenton raste ein Löschzug an den verdutzten Polizisten beim Haupteingang vorbei und bog in die nächste Quergasse. Wie es aussah, wussten die Feuerwehrleute sehr genau, wo es brannte und was zu tun sei.

Die Polizisten hatten strikte Anweisung, ihre Posten unter keinen Umständen zu verlassen. Wären sie der Feuerwehr gefolgt, hätten sie folgendes sehen können:

Der Löschzug hielt präzise am linken Seiteneingang. Drei Männer sprangen vom Wagen und zogen sich Gasmasken übers Gesicht. Einer von ihnen schloss die nur von innen mit einer Klinke versehene Brandschutztür auf. Die beiden anderen rannten mit einem Feuerlöscher ins Gebäude, verriegelten hinter sich wieder und öffneten das Ventil.

Der Chopard-Tross hatte zu diesem Zeitpunkt den zweiten Stock erreicht. Erfreut stellten die Frauen und Männer fest, dass unten im Erdgeschoss Helfer auf sie warteten. Dann schwanden ihnen die Sinne. Zehn blaue Panzerkoffer rutschten scheppernd die letzten Stufen hinunter. Gefolgt von der Hostess, die nun ebenfalls eine Gasmaske trug und sorgsam achtgab, auf keinen der bewusstlosen Menschen zu treten. Mit wenigen Handgriffen beförderten die Feuerwehrmänner die zehn Koffer in ihr Fahrzeug, packten den vermeintlichen Feuerlöscher ein und brausten zusammen mit der Hostess davon. Blaulicht und Martinshorn halfen ihnen, jede Kreuzung frei zu räumen, bis sie die Stadt verlassen hatten.

All das sahen die Polizisten nicht. Befehlsgemäß hielten sie tapfer vorm Haupteingang die Stellung. Ungefähr zur gleichen Zeit fanden die Security-Leute im Hauptfoyer des Grandhotel Martinez endlich den letzten der drei fernegezündeten Rauchtöpfe, die den ganzen Alarm verursacht hatten. Über Sprechfunk gaben sie ihren Kollegen bei Chopard Entwarnung. Seltsamerweise erhielten sie keine Antwort.

Ein kleiner Gefallen – Biala (Bulgarien) im August 2006

So ging Sommer. Ich rekelte mich. Von oben Sonne, unterm Badetuch feiner heißer Sand. Das Leben konnte schön sein! Einfach nur schön! Über den Rand meiner Sonnenbrille beobachtete ich die braungebrannten Mädels, die gleich nebenan Beachvolleyball spielten. Schlanke Grazien mit langem schwarzem Haar und tiefdunklen Augen. Bulgarinnen eben. Das Feuer des Südens. War es ein Fehler gewesen, Corinne in mein Ferienparadies am Schwarzen Meer einzuladen? Wobei, was hieß „einladen“? Das hatte sie genau genommen selbst gemacht. Keine Chance, ihr zu widersprechen.

„Natürlich komme ich mit! Martin Hall und Corinne Blair am Schwarzen Meer! Ein Traumpaar in Traumkulisse!“ Immer musste sie übertreiben. Sie konnte nicht anders. „Das wird phänomenal!“ Phänomenal war ihr Lieblingswort.

Ich drehte mich auf den Rücken und schloss die Augen. Die Wellen plätscherten leise. Lachende Stimmen, Kindergeplärr, irgendwo von ferne eintönige Beats. Die kamen von der Bar. Dort mixten Sommeraushilfskräfte mit Hilfe von Bedienungsanleitungen aus dem Internet, die sie von ihren Smartphones ablasen, erstaunlich genießbare Cocktails. Zu erstaunlich günstigen Preisen. Wenn es bei der Hitze nicht so gefährlich gewesen wäre, ich hätte mich von nichts anderem ernährt. Etwas ploppte heftig auf meinen Bauch.

„Au!“ Eigentlich wollte ich „Passt doch auf, ihr Idioten!“ brüllen, behielt den Satz aber für mich. Stattdessen zog ich den Bauch ein, setzte mich auf und reichte mit charmanter Geste, beziehungsweise mit einer Geste, von der ich glaubte, dass sie charmant aussehen könnte, den Wasserball zurück.

„So sorry! Thank you, Mister!“ Das Mädchen strahlte mich mit großen Augen an. Wow.

„Your welcome“, brabbelte ich verlegen. „Nichts zu danken.“ Ihre Freundinnen am Volleyballnetz lachten sich halb tot. Hühner! Ich rieb mir den Bauch. Vermutlich war es okay, den Urlaub mit Corinne zu verbringen. Für diese Teenager war ich mit meinen Mitte vierzig und deutlichen Anzeichen geschäftlichen Erfolgs im Bauch- und Hüftbereich sicher kein Objekt der Begierde. Also lieber den Spatz in der Hand ...

„Juhuu!“ klang es vom Wasser herauf. „Juhuu, Martin, guck mal was ich habe! Ist das nicht phänomenal?“ Ich verdrehte die Augen. Bestimmt brachte sie wieder irgendwelchen Seetang angeschleppt. Ich täuschte mich nur geringfügig. Diesmal waren es einige ziemlich verkeimte und halb zerbrochene Schneckenhäuser oder etwas in der Art. Allein, wie Corinne diese rötlich und braun schimmernden Dinger präsentierte, musste es sich dabei wohl eher um den verlorenen Schatz irgendeines untergegangenen Heidenvolkes handeln. Mindestens. Ich bemühte mich, ein anerkennend klingendes „Ah! Zeig doch mal!“ herauszubringen. Wobei ich das eklige Zeug mit spitzen Fingern anfasste und eingehend begutachtete. Solange ich mit der Materialanalyse beschäftigt war, musste ich wenigstens keine weiteren Kommentare abgeben. Nachher würde sich sicher eine Gelegenheit finden, es „ausversehen“ im Sand verschwinden zu lassen.

„Ach, ist das schön im Wasser.“ Sie schüttelte ihre wasserstoffblonde Mähne. Ich bekam eine kalte Dusche ab. „Kommst du noch mal mit rein, Mäuschen?“

Mäuschen! Aaaaah! Ich biss die Zähne zusammen und konzentrierte mich auf die ineinander verschlungenen Röhren der Schneckenhäuser.

„Kommst du oder kommst du?“

„Später vielleicht. Ist gerade so gemütlich auf der Decke.“

„Später? Wir wollen nachher in die Stadt, Mäuschen. Bummeln gehen. Bisschen hübsche Kleider für deine Cori shoppen und anschließend mondän zu Abend essen.“

Das, was Cori euphemistisch als „Stadt“ bezeichnete, waren zwei im rechten Winkel aufeinander zulaufende Hauptstraßen mit einer Handvoll Läden für Strandbedarf und Lebensmittel. Etwa doppelt so viele Grillrestaurants drum herum. Ein paar Obst- und Eisstände. Alles in allem ungefähr zwanzig Minuten Fußweg. Zehn in jede Richtung. Wenn man langsam ging. Deshalb hatte ich dieses abgelegene Kaff gewählt. Hier gab es weder besoffene Party-Löwen noch meckernde All-inklusive-Zombies. Weit und breit kein Eimersaufen, kein Diskolärm. Keine Deutschen, Engländer und keine Russen. Niemand, der im Urlaub das Verlangen verspürte, sich um Strandliegen zu prügeln. Die meisten Touristen in Biala waren Einheimische. Bulgaren aus Sofia, Plovdiv und so weiter. Dazu ein paar polnische Motorrad-Freaks. Die Leute wohnten überwiegend in kleineren Pensionen und Ferienwohnungen.

Genau so eine Ferienwohnung mit Terrasse und Vorgärtchen, nicht mehr ganz neu, dafür wunderbar mit Efeu und blühenden Pflanzen aller Art fast komplett zugewuchert, hatte ich für diesen Sommer gemietet. Ein Zimmer, Bad mit Dusche und Toilette, Miniküche. Perfekt! Jedenfalls für meinen Geschmack.

Corinne hatte ein wenig mit den Augen gerollt, als der ihrer Meinung nach recht gut verdienende Herr Anwalt ihr dies bescheidene Domizil präsentierte. Sie fügte sich in ihr Schicksal. Der brummige alte Mann, der mit seiner Frau die überschaubare Anlage betreute, reichte ihnen wortlos die Schlüssel und verschwand so einsilbig, wie er ihre Personalien aufgenommen hatte. Gut, wenn der Herr es so wünscht, hatte sie gedacht, und nach Abwägung aller Vor- und Nachteile beschlossen, statt einen Aufstand gleich am ersten Tag vom Zaun zu brechen, lieber die Idylle zu nutzen, um zielstrebig an ihrem Plan zu arbeiten. Besagter Plan enthielt im Grunde nur einen Programmpunkt: Herrn Martin Hall so gründlich um den Finger wickeln, dass er ihr nicht mehr entkommen

konnte. So ein amüsanter und gutsituierter Fisch war ihr lange nicht mehr ins Netz gegangen. Da hieß es: dran bleiben.

Weswegen sie sich jetzt entschlossen zu dem intensiv die Schneckenhäuser inspizierenden Anwalt niederbeugte, ihm einen Kuss gab und zuckersüß schnurrte:

„Du wolltest dein Frauchen heut Abend ausführen! Also musst du jetzt mit ins Wasser oder es wird heute nichts mehr mit Schwimmen.“

„Äh, ja, richtig. Dann morgen vielleicht wieder. Geh nur allein deine Abschiedsrunde drehn, Cori. Ich schau dir zu und warte hier auf dich.“

„Spielverderber!“ schmolte die Abgewiesene und trabte davon. Sie hatte durchaus registriert, dass sie nicht die einzige Frau war, der ihr „Mäuschen“ hier am Strand zusah. Ich blickte ihr nach. Dafür, dass sie nur wenige Jahre jünger war als ich, hatte die Frau ein ziemlich windschnittiges Chassis mit rasant geschwungenen Kotflügeln, ging es mir durch den Kopf. Ganz zu schweigen vom Fahrgestell, um mal für Männer nachvollziehbare Vergleiche zu bemühen. Über das Thema „Bikini-Figur“ brauchte sie sich definitiv keine Sorgen zu machen. In dem Punkt konnte sie locker mit den Volleyball-Girls von nebenan mithalten. Im Bett war sie ein Vulkan. Eigentlich ein ganz passabler Fang, wäre da nicht ihre ständige, überdrehte Fröhlichkeit. Das begann zu nerven. Obwohl wir erst vor zwei Tagen in Biala angekommen waren!

Irgendwie ging mit dieser Frau alles ziemlich schnell. Ich hatte sie vor ein paar Wochen bei einer Vernissage in Halle kennengelernt. Ein Anwaltskollege hatte mich gebeten, ihn zu begleiten. Der Leiter der Galerie sei ein Mandant von ihm und da auch die lokale Presse zugegen sei, brauche der dringend ein volles Haus. Nun, von meinem Leipziger Büro hinüber an die Saale war es quasi nur ein Katzensprung. Warum nicht einmal einen Abend den schönen Künsten widmen?

Ich betrat den Raum. Da stand sie. Direkt vor ihren Gemälden. Zeichnungen, Aquarelle und sogar einige gewaltige Ölschinken unbestimmten futuristischen Inhalts bildeten einen beeindruckenden Rahmen für das zierliche Persönchen. Die Bilder? Uninteressant. Ganz im Gegensatz zur Malerin. Eine faszinierende Erscheinung in ziemlich hohen Highheels. Auf der Nase eine merkwürdig altertümlich wirkende Brille. Vermutlich der letzte Retro-Schrei.

Die Frau hatte Mut. Und Humor. Ich bin kein Kunstkenner, bewahre. Aber ich kenne die Menschen in der deutschen Provinz. Wozu die „Großstadt“ Halle allen anderslautenden Selbstbekundungen zum Trotz zweifellos nach wie vor gehört. Wenigstens mental. Um sich denen mit solchen Arbeiten öffentlich auszuliefern, bedarf es jeder Menge Mut. Und Humor. Gepaart mit einer gehörigen Portion Selbstbewusstsein. All das strahlte sie aus. Ich fühlte mich sofort zu ihr hingezogen.

Corinne Blair gehöre zu einer Gruppe kreativer und aufstrebender junger Künstler. So in etwa lautete die Formulierung des Laudators. Diese Künstler erhielten hier regelmäßig die Möglichkeit, sich einer breiten Öffentlichkeit zu zeigen. Ihre Bilder seien Ausdruck purer Lebensfreude und sprühender Zuversicht. Der Mann war ein drittklassiger Mitarbeiter des zuständigen Ministeriums, das die kleine Galerie mit Hilfe von Fördermitteln am Leben hielt. Leute wie Frau Blair seien das kulturelle Kapital, erklärte der Redner, in das zu investieren für Sachsen-Anhalt bedeute, in seine Zukunft als Kulturstandort zu investieren.

Ins Deutsche übersetzt: Die Malerin und ihre Freunde hatten es mit ihrer brotlosen Kunst bislang zu nichts gebracht. Kein Schwein interessierte sich für ihre Gemälde. Da umgekehrt dem Land die Mittel fehlten, sich „richtige“ Künstler zu leisten und die Galerie mangels idealistischen Interesses solcher Leute sonst kaum zu halten gewesen wäre, hatten sich Not und Elend zusammengefunden. In der Hoffnung, dass es irgendwann in einer leuchtenden Zukunft besser würde.

Die Lokalpresse schrieb fleißig mit. So eine Vernissage war mal etwas anderes als die sonst ihre Zeitungsseiten bevölkernden Prügeleien der Polizei mit Rechten, Linken oder Hooligans. Weil es außerdem auf Kosten des Ministeriums lecker Häppchen und Sekt gab ...

Ich spürte sofort, dass die Künstlerin einen Mäzen suchte. Warum nicht, sagte ich mir. Ich hatte in den letzten Jahren mehrere spektakuläre Fälle gewonnen. Die Einkünfte der Kanzlei waren kontinuierlich gewachsen. Ich hatte in der Folge sogar mein Äußeres ein wenig aufpoliert und mir, halb aus Einsicht in die Notwendigkeit, halb des Spottes meiner Kollegen wegen, einen ziemlich kostspieligen Anzug für Anlässe wie diesen schneidern lassen. Ich hasste das Ding, glaubte aber, damit einen kleinen Schritt auf jenen Punkt hin getan zu haben, der sich grob mit dem Begriff „endlich erwachsen werden“ umschreiben ließ.

Andererseits, seit meiner Scheidung und der wenig später folgenden romantischen Affäre mit dem vermeintlichen „tödlichen Engel von Leipzig“, einer jungen Frau, deren Unschuld ich beweisen konnte, war bei mir auf der erotischen Schiene wenig gelaufen. Entweder hatte ich gerade keine Zeit, mich mit anderen Dingen als meinen Verhandlungen zu beschäftigen, oder mir begegnete absolut keine geeignete Aspirantin für mein Bett. Um ins Bordell zu gehen, war ich zu stolz. Und zu jung! Jedenfalls meiner persönlichen Überzeugung nach. Außerdem war mir dafür mein sauer verdientes Geld zu schade. Musste anders gehen. Der Abend bei der Vernissage schien meine Theorie zu bestätigen.

Zugegeben, bei Lichte besehen war Corinne erheblich kostspieliger als jedes Bordell. Bereits zum Auftakt unserer Beziehung griff ich tief in die Tasche. Ich wollte mich weltmännisch zeigen. Also erwarb ich den größten ihrer Ölschinken.

Frau Ehle, meine Bürochefin, schlug die Hände überm Kopf zusammen, als das Teil in die Kanzlei geliefert wurde. Sie bestimmte ihm umgehend einen Ehrenplatz an der Kellertreppe. Also dort, wo einmal pro Jahr jemand vorbei kommt, um die angesammelten Ordner

der vergangenen zwölf Monate ins Archiv zu verbannen. An dieser Stelle hinge es ausgezeichnet, meinte Frau Ehle. Die grauenvolle Kakophonie sich gegenseitig erschlagender Farben hätte mit an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit abschreckende Wirkung auf jede Ratte, die den verhängnisvollen Entschluss zu fassen gedächte, sich an unseren Archivbeständen zu vergreifen. Die Tiere seien zwar ziemlich lästig, besäßen aber von Natur aus Intelligenz und einen guten Geschmack. Den Zusatz „Im Gegensatz zu dir, Martin Hall!“ verkniff sie sich aus Loyalität.

In der Folge trafen wir uns fast täglich. Dabei erfuhr ich nach und nach, womit meine Angebetete ihren Lebensunterhalt verdiente. Es muss nämlich erwähnt werden, dass das für die Anwaltskanzlei erworbene Gemälde tatsächlich Corinnes allererstes verkauftes Werk war. „Corinne Blair“ erwies sich im Übrigen lediglich als Künstlernamen. Sie liebte ihn. Im richtigen Leben hieß sie Karin Blumbinder, geschiedene Kraus, verwitwete Carlson. Sie arbeitete als freiberufliche Haarstylistin abwechselnd in verschiedenen Friseursalons und auf Hochzeiten.

Die Herren Kraus und Carlson hatten in ihrem Leben nur kurze Gastspiele gegeben. Kraus war ein Jugendschwarm gewesen. Er hatte die Scheidung bereits eingereicht, da war die Tinte auf ihrer Heiratsurkunde noch nicht trocken. Carlson kannte man in Fachkreisen als sehr erfolgreichen Motorradrennsportler. Corinne hatte ihn bei einem Rennen kennengelernt, bei dem sie sich als „Grit-Girl“ – andere nannten den Job „Boxenluder“ – ein paar Mark dazu verdiente. Bei seinem ersten Grand Prix nach der Hochzeit hatte sie ihn überzeugt, ihren Schleier als Glücksbringer in den Stiefel zu stecken. Wie frühere Ritter ein Tüchlein ihrer Holden in den Handschuh steckten, bevor sie zum Turnier oder aufs Schlachtfeld ritten. Sehr romantisch! Carlson liebte seine junge Frau und fand die Idee gut. Der Schleier weniger. In einer engen Kurve, Carlson schleifte mit dem Knie fast auf der Fahrbahn, unternahm der

Glücksbringer einen Fluchtversuch. Er verhedderte sich im Hinterrad. Lange her.

Danach hatte die Witwe Carlson die Nase voll von Männern. Jedenfalls eine Weile. Sie legte sich offiziell wieder ihren Mädchenamen zu, inoffiziell den neuen Künstlernamen und tobte fortan in der Freizeit ihren Frust über die Männer im Allgemeinen und im Besonderen mit Farbe, Pinsel und Kreide aus. Bis, ja, bis ich zu ihrer Ausstellungseröffnung erschien.

Corinnes erster Gedanke an jenem Abend: Ein Mann mit Stil! Kein Adonis, gewiss. Die Haare an seinen Schläfen begannen grau zu werden, der Bauchansatz ließ sich nicht wegdiskutieren. Aber Stil hatte er. Allein der Anzug! Maßarbeit. Das sah sie sofort. Und dann kam dieser Mensch direkt auf sie zu. Nicht aufdringlich aber auch nicht direkt schüchtern. Ein Typ, der es gewohnt war, mit Fremden umzugehen. In seinen Augen blitzte der Schalk. Etwas Abenteuerlust meinte sie ebenfalls zu entdecken. Er sprach sie an und kaufte eines ihrer Bilder! Das teuerste! Corinne war überwältigt. Der oder keiner, hatte sie sich geschworen. Fortan setzte sie ihr ganzes Geschick daran, Herrn Hall in einen Kokon von Liebesbeweisen einzuspinnen, aus dem es ihrer Überzeugung nach kein Entrinnen gab. Sie musste an die Zukunft denken. Sie wurde nicht jünger.

Die Shoppingtour am Abend durch Biala blieb erwartungsgemäß von geringem Erfolg gekrönt. Am Ende brachte sie uns eine quietschgelbe Sonnenschirmhalterung ein, die sich bequem mit der Hand in den weichen Sand drehen ließ. Eine deutliche Verbesserung zum bisherigen mühevollen Buddeln! Außerdem erwarben wir eine Flasche Wein.

Das „mondäne Abendessen“ in einem der Grillrestaurants dagegen konnte sich wirklich sehen lassen. Der knackige Schöpskasalat erfrischte nach so einem heißen Tag wunderbar. Die würzigen Kebabtscheta-Hackfleischröllchen schmeckten ebenso „phänomenal“ wie der knusprig

gebratene Schwarzmeerfisch. Corinne war zufrieden und wenn es ihr gut ging, hatte auch ich keinen Grund, zu klagen. Vergnügt sah ich einer fröhlichen Nacht entgegen.

Dummerweise machte ich die Rechnung ohne den Wirt. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Besagter Wirt nämlich, der Inhaber unserer kleinen Ferienwohnung, fing uns am Tor der Anlage ab.

„Herr Hall, moi Drug, mosche bi können helfen. Bitte! Einen little Gefallen for mich!“ jammerte er. „Nado dringend German Anwalt!“ Wobei der Alte aufgeregt mit beiden Armen fuchtelte. So einsilbig er beim Einchecken gewesen war, so wortreich komplimentierte er uns jetzt in seine gute Stube, öffnete eine Flasche hochprozentigen Selbstgebrannten für uns Männer und einen süßen Wein für Corinne. Dann schüttete er mir sein Herz aus. Seine Frau saß neben ihm und heulte zum Steinerweichen.

Es dauerte eine Weile, bis ich aus dem Kauderwelsch aus bulgarischen, russischen, deutschen und englischen Brocken schlau wurde. Als ich die Tragweite erkannte, brauchte ich einen zweiten Schnaps. Ich fragte nach Details. Die Geschichte schien zu abenteuerlich. Zum Glück nahm Cori mir die unerwartete Unterbrechung unseres Urlaubsglückes nicht übel. Rührend kümmerte sie sich um die weinende Alte und schenkte sich Wein nach.

Folgendes war geschehen, sofern man den Worten des Wirtes glauben durfte:

Sein Sohn, ein „nichtsnutziger Bengel“ in meinem Alter, lebte seit Jahren in Deutschland. Zuerst schlug er sich als Musiker durchs Leben, später engagierte er sich in Berlin für Straßenkinder und Obdachlose. Eine Weile hatte er es mit einem bulgarischen Spezialitätenrestaurant versucht. Damit war er grandios gescheitert. Weil er jedoch inzwischen Frau und Kinder ernähren musste, war er nicht böse, als ihm ein Freund aus der Ukraine vorschlug, für ihn ein kleines lukratives Geschäft in London zu erledigen. Der Freund, ein gewisser Igor, sei ein Patenkind

des bekannten, steinreichen Oligarchen Wladimir Jegorenkow. Das hatte er jedenfalls behauptet.

Nun, ich kannte Jegorenkow. Dem Namen nach. Der Fall war durch die Medien gegangen. Jegorenkow gehörte zu jenen Ex-Parteisekretären der KPdSU, der „Kommunistischen Partei der Sowjetunion“, die sich nach dem Untergang ihres sozialistischen Imperiums skrupellos am früheren Volkseigentum bereicherten. Ihm gehörten Kohleminen im Donbass und Ölpipelines. Sein Geld legte er weltweit in Immobilien, Schmuck und Kunst an. Womit er sich kaum von anderen Großverdienern seines Heimatlandes unterschied. Im Gegensatz zu jenen versäumte er es jedoch, sich ein paar Politiker in Kiew zu kaufen. Was dazu führte, dass er zum Bauernopfer einer sogenannten „Antikorruptionskampagne“ der Regierung wurde. Seine Konkurrenten sorgten dafür, dass er sich daheim in der Ukraine nicht mehr blicken lassen konnte. Jegorenkows Unternehmen und sein Besitz wurden beschlagnahmt. Auslandsvermögen ließen die Behörden einfrieren beziehungsweise strengten dessen Herausgabe an.

Zu allem Überfluss mischte sich der russische Geheimdienst ein. Es stellte sich heraus, dass Jegorenkow keine Bedenken gehabt hatte, den Russen strategische Geheimnisse der ukrainischen Wirtschaft zu verkaufen. Womit er seinen Konkurrenten schaden wollte. Jetzt, mit dem Rücken zur Wand, bot er der ukrainischen Führung an, Mittelsmänner und Geheimprojekte der Russen offenzulegen. In der Hoffnung, dadurch straffrei auszugehen.

Der Schuss ging nach hinten los. Die Ukrainer lehnten ab. Stattdessen drohte Jegorenkow nach dieser Eröffnung ein weiteres Verfahren. Diesmal wegen Spionage. Und die Russen stellten ein Killerkommando ab, das ihn umlegen sollte.

Was zur Folge hatte, dass er sich in seiner neuen Wahlheimat England nicht mehr auf die Straße traute. Die Briten pflegten seit dem kalten

Krieg ein ambivalentes Verhältnis zum russischen Geheimdienst. Fast wie im Film der gute alte James Bond, kannten auch die realen MI5 Mitarbeiter ihre Kollegen vom ehemaligen KGB nur zu gut. Man achtete einander und ging sich aus dem Weg. Keiner mischte sich gern in die inneren Angelegenheiten des anderen. Beide Seiten hatten aus jener Zeit genügend Leichen im Keller. Als stille Reserve für schlechte Zeiten gewissermaßen. Man kannte die Tatsachen und schwieg. Ein Störenfried wie der Ukrainer kam den Briten folglich denkbar ungelegen. Und da der Mann Dreck am Stecken hatte ... Der Geheimdienst ihrer Majestät ließ durchblicken, dass er seinen Kollegen in der Sache freie Hand ließe. Eventuelle Ermittlungen würden ergebnislos im Sand verlaufen.

Nach Abwägung allen Für und Widers beschloss Wladimir Jegorenkow, mitsamt seiner Familie und sonstigen Getreuen nach Deutschland überzusiedeln. Dort bekam der russische Geheimdienst traditionell weniger Spielraum. Außerdem pflegten die Deutschen peinlichst auf ihre Rechtsstandards zu pochen. Vermutlich würde er sogar Personenschutz erhalten, nur damit sich Berlin nachher nichts vorzuwerfen hätte. Außerdem schien Jegorenkow die behäbige deutsche Justiz der sicherste Garant, zumindest einige Jahre Aufschub zu erhalten, was ein mögliches Auslieferungsverfahren der Ukraine betraf.

Diesmal behielt der Mann recht. Die Regierung ließ ihn und seine Familie untertauchen. Seither tauschten alle beteiligten Seiten lediglich von Zeit zu Zeit diplomatische Noten aus. Ein Spielchen, das bis in alle Ewigkeiten ohne irgendwelche sichtbaren Folgen weitergehen konnte. Zumal die nächste ukrainische Regierung kein sonderliches Interesse an den Tag legte, ihren früheren Vorzeigeunternehmer vor Gericht auspacken zu lassen. Und solange Jegorenkow schwieg, sahen auch die Russen keinen akuten Handlungsbedarf.

Alles wäre perfekt gewesen, wäre da nicht das liebe Geld gewesen. Besser gesagt, die Abwesenheit desselben. Jegorenkows Frau und Tochter dachten natürlich nicht im Traum daran, auf ihren gewohnten

Luxus zu verzichten, nur weil sich der Herr Papa mit irgendwelchen Killerkommandos herumschlug. Dummerweise blieben die Konten gesperrt und die stillen Reserven schmolzen nach und nach. Was tun?

An dieser Stelle nun kam der Sohn unseres Ferienwohnungsvermieters ins Spiel. Der ukrainische Oligarch war ein bekennender Fan von Julia Roberts. Weswegen er einst in Amsterdam unter der Hand ein traumhaft schönes Collier erwarb, das die Schauspielerin vor sieben Jahren auf dem roten Teppich der Filmfestspiele in Cannes getragen hatte. Dieses Collier gab er aus sentimental Gründen nie aus der Hand. Egal, wohin ihn das Schicksal verschlug, der wunderbare in Weißgold gefasste blaue Diamant mit dem klangvollen Namen „Blue Sea Star“ begleitete ihn. Deshalb lag das gute Stück nun eben nicht in einem Schweizer Tresor fest, sondern sollte als Retter in der Not bei Sotheby's versteigert werden. So Jegorenkows Plan. Er hatte das Schmuckstück seinerzeit für 24 Millionen Dollar von einem Mittelsmann erworben. Jetzt spekulierte er auf wenigstens 30 Millionen Euro Erlös. Das wäre angesichts des schmerzlichen Verlustes nur gerecht. Vor allem ließe sich damit wieder ein paar Monate hinkommen, ohne auf Sekt und Kaviar zum Frühstück verzichten zu müssen. Meinte er.

Allerdings trauten er und seine Entourage sich aus den erwähnten Gründen nicht selbst nach London. Sie beauftragten den Bulgaren mit diesem Job. Wofür sie ihm die stolze Provision von 2000 Euro in Aussicht stellten. Ein verlockendes Angebot. Der Bote hatte nicht die geringste Ahnung, was er da durch halb Europa schleppte.

Die Auktionatoren von Sotheby's dagegen erkannten den „Blue Sea Star“ sofort. Ein kurzer Abgleich mit der Fahndungsliste von Interpol brachte Gewissheit: Das Collier gehörte zur Beute des großen Cannes-Coups, des spektakulärsten Raubüberfalls des vergangenen Jahrhunderts. Pawel Transhev, so hieß der Sohn, roch zwar den Braten, als er die besorgten Mienen seiner Gesprächspartner sah, und schaffte es rechtzei-

tig vor Eintreffen von Scotland Yard zurück nach Berlin. Natürlich ohne das Collier. Dort erwartete ihn aber bereits die Polizei am Flughafen Tegel.

Jetzt saß er nur zwei Straßenecken weiter in der Untersuchungsanstalt Moabit. Der Haftbefehl lautete auf „Beteiligung am Juwelenraub von Cannes, mehrfache schwere Körperverletzung sowie Hehlerei“.

Ein Anwalt von Wladimir Jegorenkow, ein gewisser Dr. Bachmann, hatte dem Bulgaren umgehend geraten, den Namen seines Mandanten mit keinem Wort zu erwähnen, wenn ihm das Leben seiner Kinder und seiner Frau lieb wäre. Also schwieg Pawel Transhev und galt von diesem Moment an der Justiz als Mitglied jener Bande, die 1999 der Firma Chopard Schmuck im Wert von insgesamt geschätzten über 165 Millionen Euro gestohlen hatte. Nach aktuellem Umrechnungskurs. Transhev war das erste vermeintliche Bandenmitglied, das seit dem Sensationscoup gefasst wurde. Die Medien überschlugen sich mit Berichten über den „Superschurken“. In Deutschland wie in Bulgarien. Nur dass ich davon nichts mitbekommen hatte. Ich weilte ja gerade nicht in Deutschland und Bulgarisch konnte ich nicht.

Der Alte, Pawels Vater Boris, legte mir zum Beweis eine aktuelle Tageszeitung vor. Der Mann auf der Titelseite sei sein Sohn. Man sah ihn gesenkten Hauptes in Handschellen. Darunter eine Abbildung des Colliers und ein Foto, das jemand vor sieben Jahren am Eröffnungsabend der Filmfestspiele von Julia Roberts geschossen hatte. Fette rote Schlagzeilen ließen ihren Inhalt erahnen.

Beim Anblick der Bilder war es mit der Selbstbeherrschung des Alten vorbei. Boris Transhev stimmte in das Wehklagen seiner Gattin ein. Tränen liefen ihm übers Gesicht und tropften auf das Blatt. Mit winselnder Stimme ergriff er meine Hände und bat mich, den „hochverehrten Herrn Anwalt“, sich bitte, bitte des verdorbenen Sohnes zu erbarmen und die Schwiegertochter nebst den Enkelkindern zu retten.

Seinen gesamten Besitz wolle er verpfänden, wenn nur der Sohn freikäme und die Familienehre wiederhergestellt würde.

Verzweifelt blickte ich zu Corinne. Sie ahnte, was in meinem Kopf vorging, zuckte mit den Schultern, lächelte und goss uns einen weiteren Selbstgebrannten ein. Sich selbst und der Mutter füllte sie die Gläser mit Wein auf. Stille. Nur das Schluchzen der beiden Alten gluckste durch die Nacht. Irgendwo zirpte eine Grille.

Am nächsten Morgen packten wir die Koffer. Es war ein kurzer Urlaub gewesen. Ich brauchte mich nicht entschuldigen. Corinne stimmte sofort zu. So gut kannte sie mich inzwischen: Es ging mir nicht ums Geld. Selbst wenn der Alte sämtliche Ferienwohnungen in Biala verhökerte, es würde wahrscheinlich kaum die Spesen decken. Aber das war egal. Ich hasse einfach solche skrupellosen Großkopfeten, die bereit sind, für ihr privates Vergnügen gedankenlos irgendwelche armen Schlucker zu opfern.

Für sich selbst betrachtete Corinne den Fall unter einem anderen Gesichtspunkt. Sie hoffte auf ein großes Abenteuer.

„Das ist ja eine phänomenale Story!“ behauptete sie und fügte hinzu: „Selbstverständlich begleite ich dich, Mäuschen. Wer weiß, welche Ausmaße die Sache annimmt? Du brauchst unbedingt eine Assistentin!“ Den ersten zaghaften Versuch, ihr das auszureden, konterte sie mit dem Hinweis, es gäbe im Übrigen gar keine bessere Gelegenheit für eine Malerin, Charakterköpfe für Porträtstudien zu finden, als im Knast. Und ich wolle ihr sicher nicht im Ernst vorschreiben, wie sie ihre künstlerischen Verpflichtungen der Menschheit gegenüber wahrnehme?

Nun, im Moment wünschte ich keinen Streit. Ich musste mich konzentrieren. Kommt Zeit, kommt Rat, sagte ich mir. Ich hoffte, dass mir daheim bessere Argumente einfallen würden, die Frau von ihrem Vorhaben abzuhalten.

Von Staatsanwälten und Oligarchen

„Das scheint mir eine abenteuerliche Theorie.“ Staatsanwalt Dr. Johannes Steenbeck schüttelte den Kopf. „Und diese wilde Geschichte soll ich Ihnen glauben?“

„Glauben Sie sie oder glauben Sie sie nicht. Beweisen kann ich zur Stunde wenig. Ich bin lediglich beauftragt, meinen Mandanten ordentlich zu vertreten. Ein Job. Allerdings halte ich die Erklärung, dass dieser unbedarfte Herr Transhev ein raffinierter Krimineller ist, für wesentlich unglaubwürdiger als jene Variante, bei der er als billiger Strohhalm benutzt wurde.“

Dr. Steenbeck musterte den Anwalt. Martin Hall war seines Wissens keine große Nummer. Er hatte einige beachtliche Erfolge in der Provinz zu verzeichnen. Gut. Aber sonst? Dass er plötzlich in Berlin aufkreuzte, um einen Bulgaren mit deutschem Pass in einem internationalen Kriminalfall zu vertreten, irritierte ihn.

„Nun“, hob er an, „angenommen, Sie hätten recht. Was habe ich damit zu tun? Sie kennen die Zuständigkeiten in so einem Fall. Ich habe lediglich auf Bitten der britischen Kollegen und nach Einsicht der internationalen Fahndungsakten den Haftbefehl beantragt. Der zuständige Richter ist meinen Argumenten gefolgt. Mehr nicht. Für Transhevs Taten sind wir hier nicht zuständig. Ob er ausgeliefert wird und wenn ja an wen, entscheiden andere. Wie Sie sich denken können, liegen Rechtshilfeersuchen auch aus Frankreich vor. Und wenn ich das richtig sehe“, er blätterte in seinen Akten, „sogar aus der Schweiz. Was bitte, lieber Herr Hall, erwarten Sie also von mir?“

„Wie wäre es mit einer Anklage in Deutschland? Wegen Hehlerei, Unterstützung krimineller Bandentätigkeit, Missachtung der Ausfuhrbestimmungen von Kunstgegenständen.“

„Und was versprechen Sie sich davon?“

„Zeit gewinnen. Zeit, gründliche, unabhängige Nachforschungen anstellen zu können. Transhev wird vermutlich erpresst. Seine Familie wird bedroht. Die Kinder leben in Angst. Das ist Sache unserer Polizei. Der Mann ist immerhin seit fast zehn Jahren deutscher Staatsbürger. Wenn wir ihn jetzt ausliefern und die Erpressung andauert, dann sind diejenigen, die wirklich dahinter stecken, fein raus.“

„Immer vorausgesetzt, die Geschichte von Transhevs Vater stimmt.“

„Vorausgesetzt, sie stimmt. Woran ich nicht zweifle.“

„Falls sie stimmt, bliebe von Transhevs mutmaßlichen Vergehen am Ende einzig die Missachtung der Ausfuhrbestimmungen, Zoll und so weiter, beziehungsweise der versuchte Verstoß gegen das Gesetz zum Schutz nationaler Kulturgüter. Wobei ich nicht sicher bin, ob geraubter moderner Schmuck davon überhaupt betroffen ist.“

„Richtig.“

„Das wäre natürlich ein gewaltiger Unterschied zum Status quo.“

„Eben.“

„Hm.“ Der Staatsanwalt dachte nach. „Die Sache ist nur die: Selbst zum jetzigen Zeitpunkt können wir aus deutscher Sicht gegen ihn kaum etwas nachweisen. Und die illegale Ausfuhr eines wenngleich sehr wertvollen Schmuckstückes reicht beim besten Willen nicht für einen Haftbefehl. Zumal das Corpus Delicti von den Briten bereits beschlagnahmt wurde. Selbst unter dem Gesichtspunkt von Flucht- und Verdunklungsgefahr.“

„Und was ist mit der Verantwortung unserer Justiz für einen Staatsbürger dieses Landes?“

„Das, lieber Hall, fällt wiederum in den schmalen Ermessensspielraum des Gerichts, das über die Auslieferung entscheidet. Dafür gibt es sehr präzise formulierte Beistandsverträge. Klare Richtlinien. Speziell für EU-Mitgliedsländer untereinander. Das sind alles Rechtsstaaten, keine Tyrannenregimes.“ Ich nickte. Gegen die Argumente des Staatsanwaltes

ließ sich wenig sagen. Sollte ich aufgeben, noch bevor es richtig losging?

Mir war durchaus klar, dass mein Besuch im Gefängnis nicht viel Greifbares gebracht hatte. Transhev war zwar gern bereit gewesen, die angebotene Hilfe anzunehmen, aber als ich ihn bat, alles über seine Beziehungen zum Jegorenkow-Clan zu erzählen, senkte er nur schweigend den Kopf.

„Ich hab meinem Vater schon zu viel erzählt“, meinte er. Großartig. Ein erstes Gespräch mit Frau Transhev endete mit dem gleichen Ergebnis. Sie hatten Angst. Und nun?

Natürlich dürfte es schwerfallen, ihm eine Beteiligung am großen Cannes-Coup nachzuweisen. Außer es fänden sich DNA-Spuren, die das Gegenteil belegten. Oder falls er sich zu einem Geständnis durchrang. Falls nicht? Allein der Besitz und die versuchte Veräußerung des „Blue Sea Star“ würden für eine lange Haftstrafe reichen.

Ein weiterer Aspekt fiel ins Gewicht: Seit einigen Jahren sorgte eine Serie von Juwelen-Diebstählen für Aufsehen, die Interpol der sogenannten „Pink Panter Bande“ zuordnete. Deren Mitglieder stammten, soweit ihre Identität bekannt war, überwiegend aus Serbien und Montenegro. Für die Londoner Ermittler spielte das von Anfang an eine Rolle, als der Bulgare mit dem Collier auftauchte. Die Herkunft vom Balkan machte ihn quasi schon aus geografischen Gründen verdächtig. Zumal beim Cannes-Coup die Gerüchte nie verstummt waren, dass auch er auf das Konto der „Pink Panter“ gehen könne.

Und welche Rolle spielte Jegorenkow bei all dem? Ich musste den Kerl ausfindig machen. Keine Frage. Aber wo sollte ich mit meiner Suche beginnen, wenn Transhev schwieg? Dass mir die Einwohnermeldeämter oder das BKA halfen, stand nicht zu erwarten. Bloß weil ein netter Anwalt an ihre Tür klopfte, durften die natürlich keine personen-

bezogenen Daten rausgeben. Schon gar nicht von einem Mann, dessen Angelegenheiten höchster diplomatischer Geheimhaltung unterlagen.

Ich grübelte. Hatte ich gehofft, das Gespräch mit dem Staatsanwalt könnte mir einen Ausweg aus meiner Sackgasse zeigen? Natürlich konnte ich auf eigene Faust ermitteln. Dazu war ich durchaus bereit und in der Lage. Das machte allerdings nur Sinn, wenn ich die nötige Zeit dafür erhielt. Und sei es nur Zeit, um meinen Mandanten von der Sinnlosigkeit seines Schweigens zu überzeugen.

„Könnten Sie nicht wenigstens seiner Familie Polizeischutz erwirken? Oder eine Unterkunft im Rahmen des Zeugenschutzprogrammes? Vielleicht würde es seine Zunge lockern, wenn er Frau und Kinder in Sicherheit wüsste. Das Gericht wird sicherlich nicht heute und morgen über die Auslieferung entscheiden, oder?“ Der Staatsanwalt zögerte. Dann blickte er zur Uhr und stand auf.

„Ich schau, was ich machen kann. Rufen Sie mich bitte nach 16.00 Uhr an. Vielleicht hab ich bis dahin eine Idee. Ich ...“ Er machte eine vage Handbewegung. „Tut mir leid.“

Corinne war nicht im Hotelzimmer. Wahrscheinlich gestaltete sich ihre Shoppingtour in Berlin erfolgreicher als in Biala. Ich warf mich aufs Bett und schaltete den Fernseher an. Hoffentlich regte sie sich beim Geldausgeben ab. Als ich meine Freundin am Morgen verließ, war sie ziemlich sauer gewesen. Sie wollte einfach nicht einsehen, dass ich sie nicht so einfach als „Assistentin“ mit in den Knast und zum Staatsanwalt nehmen konnte. Ich hatte sie zu ködern versucht, indem ich ihr versprach, den Abend im Kino oder im Theater zu verbringen. Berlin bot in dieser Hinsicht vermutlich mehr Möglichkeiten als Halle, Leipzig und ganz Bulgarien zusammengenommen. Sie ignorierte mein Friedensangebot und schloss sich im Bad ein.

Irgendwie beschlich mich allmählich das Gefühl, dass es auf Dauer gesehen eine verhängnisvolle Idee gewesen war, mich überhaupt auf diese Frau einzulassen. Sie strapazierte meine Nerven, lenkte mich ab, brachte meinen gewohnten Tagesablauf durcheinander. Wenn das so weiterging, lief ich Gefahr im Gerichtssaal nächstens nicht mehr richtig zuzuhören und dann ... Ich mochte nicht an die Konsequenzen denken. Wahrscheinlich wäre es besser, nach der Heimkehr einen Schlusstrich zu ziehen. Guter Sex ist nicht alles im Leben. ... Hm, wobei ... Andererseits ...

Im Fernsehen fütterte ein Mann ein Nilpferd mit nassem Gras. Ich schlief ein. Als ich aufwachte, war es halb fünf durch. Ich griff zum Telefon.

„Hall hier, ich grüße Sie. Ist Dr. Steenbeck zu sprechen? ... Ja. Ich sollte ihn um diese Zeit zurückrufen. ... Okay, ich warte.“ Es schnarrte im Hörer. Eine irgendwie klassisch klingende Musik machte die ohnehin nervige Warterei zur Qual. Nach einer Weile schnarrte es wieder.

„Steenbeck.“

„Hall hier, wie gewünscht mein Anruf.“

„Gut, gut. Folgendes: Ich hab mit ein paar Leuten gesprochen, die Ihre Theorie durchaus schlüssig finden und glauben, dass man Ihnen eine Chance geben sollte. Die Entscheidung über die Auslieferung lässt sich zwar nicht hinauszögern, aber das macht nichts. In den kommenden zwei Tagen wird sich sowieso noch nichts tun. Der Leiter des zuständigen Kommissariats hat mir versprochen, mit sofortiger Wirkung Transhevs Familie observieren zu lassen. Sollte sich etwas Ungewöhnliches ereignen, greifen die Beamten ein und bringen sie in Sicherheit. Anders ausgedrückt: Sie haben ab jetzt 48 Stunden, mir eine schlüssige Antwort auf die Frage zu präsentieren, warum wir den Bulgaren in Deutschland behalten und nicht Scotland Yard übergeben sollten. Viel Glück!“

„Danke.“ 48 Stunden! Nicht viel, aber unter den gegebenen Umständen ... Die Tür klappte. Corinne. Fieberhaft überlegte ich, wie ich sie

begrüßen sollte, um wenigstens den Rest des Tages zu retten. Vielleicht eine Entschuldigung? Aber wofür? Ein lockerer Spruch? Weiter kam ich nicht mit meinen Überlegungen. Die Frau strahlte wie ein Honigkuchenpferd. Sie fiel mir um den Hals, küsste mich und warf mich aufs Bett.

„Äh?“

„Hallo Mäuschen, freuste dich, dein Corilein wiederzusehn?“

„Äh. Ja! Hast du im Lotto gewonnen?“

„Nö.“

„Ein neues Kleid?“

„Mm.“

„Neue Schuhe?“

„Das errätst du nie. Ich erzähl es dir später. Jetzt berichte du erstmal. Bist du weitergekommen?“

„Wie man’s nimmt.“ Ich versuchte, ihr die Situation zu erklären. „Tja. Das heißt, ich muss morgen Transhev überzeugen, auszupacken. Eine andere Chance sehe ich nicht, an den Ukrainer ran zu kommen.“

„Ich hätte da eine Idee.“

„Du?“

„Ja!“ Sie setzte sich auf. Ihr Grinsen wurde breiter. Triumphierend verkündete sie: „Wir sind morgen gegen 11.00 Uhr auf einen Imbiss bei Jegorenkows eingeladen!“ Mir klappte die Kinnlade runter.

„Äh ... hä?“ Sie lachte. „Du willst mich veralbern!“

„Keineswegs, Mäuschen. Es ist wie ich sage.“

„Wieso ...?“ Ich war sprachlos. Beziehungsweise vermutete ich, dass ihr vielleicht die Sonne in der großen Stadt zugesetzt hatte. Vermutlich ein dummer Scherz. Oder?

„Ganz einfach, ich habe Frau Jegorenkow heute die Haare geschnitten. Das hat ihr gefallen. Ihre Tochter, also ihre Stieftochter, will demnächst heiraten. So, und jetzt kommt’s. Weil ich so eine coole Stylistin bin, hat sie gefragt, ob wir nicht morgen vorbei kommen wollen. Sie würde mich

gern für die Braut und sich selbst am Hochzeitstag engagieren.“ Ich zog die Augenbrauen hoch.

„Du willst mir nicht erzählen, du schneidest mal schnell mitten in Berlin wildfremden Menschen die Haare und zufällig befindet sich die Gattin eines exil-ukrainischen Multimilliardärs darunter?“

„Nicht ganz.“ Sie wurde ernst. „Nachdem du heute Morgen fort bist, habe ich nachgedacht. Ich hatte einfach keine Lust, shoppen zu gehen oder mir sonst irgendwie allein die Zeit zu vertreiben. Dabei ist mir eingefallen, dass es etwas gibt, das alle Frauen lieben. Vor allem die Osteuropäerinnen: Richtig schicke Beautysalons. Und weil wir bekanntlich schon auf dem Weg nach Berlin darüber spekuliert hatten, dass dieser Jegorenkow von London sicher nicht in den schönen teutschen Wald oder eine zweitklassige Landeshauptstadt umgezogen ist, habe ich mir folgende Frage gestellt: Wohin würde ein Luxusgeschöpf wie Frau Jegorenkow gehen, wenn sie tatsächlich hier wohnte. Na ja. So viele Möglichkeiten gibt es in dem Fall nicht. Eigentlich gibt es sogar nur eine Einzige. Das ist dieser hippe Hairstylist, von dem sich alle Jetset Ladies in diesem Land mindestens einmal in ihrem Leben verwöhnen lassen wollen, und koste es den Gegenwert von zwei Brustvergrößerungen!“

„Und da bist du einfach so hingegangen?“

„Einfach so nicht. Du musst nämlich wissen, der derzeitige zweite Mann in diesem Schuppen, so eine Art Geschäftsführer und Betthäschen in Personalunion für den Chef, hat mal vor Jahren mit mir in Halle die Schulbank gedrückt. Ich hab ihn angerufen und gefragt, ob ich vorbei kommen darf, um mir seinen Laden anzusehen. Er hat sich gefreut und gemeint, er habe zwar alle Hände voll zu tun, aber eine alte Schulfreundin dürfe natürlich immer. Nur freie Termine habe er für mich leider nicht.

Na ja, das war echt ein Glücksfall. Die hatten nämlich gerade ein Problem, weil eine Kollegin krank geworden ist und auf die Schnelle kein Ersatz aufzutreiben war. Da hab ich ihm angeboten, wenn er einen

Stuhl und Handwerkszeug für mich hätte, könnte ich kurz aushelfen. Und jetzt kommt's. Ich hatte den richtigen Riecher. Wie wir so quatschen, stellt sich heraus, die beiden Damen Jegorenkow sind dort Stammkunden. Madame hatte wohl grade die Tage angefragt, aber wegen des Personalnotstandes keinen Termin bekommen. Der Laden hat echt so einen Promistatus, dass sich sogar Eximilliardäre hinten anstellen müssen. Also hab ich gesagt, falls er ihre Nummer hat, soll er sie doch anrufen. Ich würde sie gern mal kennenlernen und ihr die Haare machen. Sogar gratis, falls gewünscht. Du hast ja gesagt, die Leute seien klamm.

War dann aber gar nicht nötig. Völlig klamm werden Leute wie die vermutlich nie. Die Dame kam tatsächlich gleich noch heute Nachmittag. Ist gerade in der Stadt gewesen. Im Fitness-Studio am Wittenbergplatz. Quasi um die Ecke. Wir haben ihr erklärt, dass ich die neue ostdeutsche Starstylistin schlechthin sei und nur ein kurzes Gastspiel in dem Salon gebe, weil ich sonst natürlich ausschließlich exklusiv zu ausgewählten Kunden nach Hause ... Guck nicht so, das ist nicht gelogen! Ich habe ihr jedenfalls erstmal ihre Hollywood-Fönfrisur ausgedreht. Da sie trotzdem unbedingt einen Retrolook wollte, denn ihr Gatte liebe nun mal die 80er Jahre, schlug ich ihr vor, die Haare auf wild zu bürsten. Auf so eine Art ‚Boy-George-Revival-Sturmlocke‘. Schön bunt. Gott, hat das Spaß gemacht. Das Mädchel ist zwar höchstens 23, aber wir verstanden uns auf Anhieb prächtig. So kam eines zum anderen. Ihre Tochter ist übrigens 28. Ein absolutes Schnuckelchen. Die Frau Mama hat mir Fotos gezeigt. Wäre ein Grund, dich nicht mitzunehmen.“ Corinne zwinkerte schelmisch und gab mir einen Kuss. „Na, mir wird schon was einfallen, damit du nicht auf dumme Gedanken kommst. Hauptsache, du benimmst dich anständig. Immer dran denken: Der Star bin ich. Du bist nur mein Anwalt und ...“, sie kicherte, „mein Betthäschen.“

„Äh ...“

Jegorenkow lebte in einem Gutshaus im sogenannten Speckgürtel der Hauptstadt. Es war eines jener Schlösser, die nach der Wiedervereinigung wie Phönix aus der Asche zu neuer Pracht aufstiegen. Feudaler Glanz unter alten Platanen. Wo früher uniformierte Schlächter Preußens Großmachtträume auslebten und ihre Bauern schikanierten, wo später andere Herren kaum geringere Ziele als die vermeintlich bevorstehende Weltherrschaft ihres „gesetzmäßig überlegenen“ Systems feierten und bei der Gelegenheit zusammengetriebene Rehe, Hirsche und Hasen zu hunderten über den Haufen knallten, einfach so zum Vergnügen, genau dort war der Platz für Leute, die sich nun, eine Generation später, erneut zu einer Art Herrenmenschentum berufen fühlten. Irgendwie schafften sie es, stets wie Fettaugen auf der Suppe des Lebens zu schwimmen. Die Welt war für sie ein Schachbrett. Darauf standen lebende Figuren, von denen die Jegorenkows dieser Erde glaubten, sie nach Belieben herumschieben zu dürfen. Gelegentlich mussten sie sich von einem Bauern oder Läufer trennen. Schlimmstenfalls sogar von einem Springer oder Turm. Das gehörte zum Spiel.

Ich wusste, dass ich mich nicht in der Position befand, den Oligarchen schachmatt zu setzen. Ihm ein bisschen die Lust am Spielen zu verderben, sollte allerdings möglich sein. Davon war ich überzeugt, als wir am kommenden Vormittag bei dem Anwesen anlangten. Ein Bodyguard nahm uns in Empfang. Er durchsuchte uns mit einem Metalldetektor nach Waffen, entschuldigte sich für die Unannehmlichkeiten und führte uns auf die schattige Terrasse hinterm Haus. Dort wartete bereits Jegorenkows Buttler. Freundlich lud er uns ein, in bequemen Rattan Sesseln Platz zu nehmen. Trauben, Melonen, Käse und Weißbrot standen bereit. Ein dampfender Samowar. Französischer Champagner steckte im dafür vorgesehenen Eimer in sehr, sehr viel Eis. Wortlos erschien eine Frau im klassischen Dienstmädchen-Dress und

schenkte Kaffee ein. Von der Wasseroberfläche des nahen Sees blitzten Sonnenstrahlen zu uns herüber.

Dann kamen sie. Einer nach dem anderen. Zuerst die junge Gemahlin mit ihrer neuen Frisur. Ein Luxusgeschöpf, vollgepumpt mit Silicon. Modelmaße. Bussi, Bussi begrüßte sie Corinne. Ich kam nicht umhin festzustellen, dass meiner temporären „Chefin“ ein wirkliches Kunstwerk gelungen war. „Phänomenal“, um mit ihren Worten zu sprechen.

Ich erntete für mein Kompliment von der Hausherrin ein schmal-lippiges Lächeln. Danach verwandelte ich mich für sie in Luft. Ein Anwalt eben. Weiter nichts. Ein kurzer taxierender Blick hatte genügt, mich als ebenbürtigen Gesprächspartner zu disqualifizieren.

Als zweite tauchte die Braut auf. Corinne hatte nicht übertrieben. Das Mädchen war eine Schönheit. Anders als ihre Stiefmutter verzichtete sie auf künstliche Hilfsmittel. Sie strahlte eine angenehme Natürlichkeit aus. Nicht zuletzt, weil sie deutlich spüren ließ, von uns nicht viel zu halten. Das war eine ehrliche Reaktion. Sie wollte ihre Hochzeit selbst planen. Schon gar nicht wollte sie sich von der fünf Jahre jüngeren „Mama“ vorschreiben lassen, welche Frisur sie tragen solle. Für deren pompöse Aufmachung hatte sie kaum mehr als einen spöttischen Seitenblick übrig. Wie es schien, bevorzugte sie ukrainische Tradition. Sie trug ihre strohblonden Haare zum züchtigen Zopfkrantz geflochten. Ein klares Statement. Möglicherweise sogar ein Zeichen vorsichtiger Opposition ihrem Vater gegenüber. Für die junge Frau sprach in meinen Augen außerdem, dass sie ihre Ressentiments gegen Corinne und mich in dem Maße fallenließ, wie sie im Zuge unseres Gespräches merkte, dass wir durchaus nicht den üblichen Jet-Set Kreisen ihrer Stiefmutter zuzuordnen waren.

Als letzter betrat der Patriarch die Terrasse. Eine beeindruckende Persönlichkeit. Groß, schlank. Muskulöser Körperbau. Graumeliertes Haar. Ende 50 vermutlich. Der Mann wirkte topfit, kerngesund. Seine junge Frau hielt ihn mit Sicherheit auf Trab. Jovial reichte er uns die

Hand und winkte dem Butler, endlich Champagner einzuschenken. Wir stießen an. Das war das Zeichen für die Damen, vom allgemeinen Smalltalk überzugehen zu den wirklich wichtigen Dingen des Lebens, nämlich der bevorstehenden Hochzeit.

Wladimir Jegorenkow leerte sein Champagnerglas, stellte es beiseite und fragte mich, ob ich Lust hätte, nach dem „Blubberwasser“ mit ihm „etwas Vernünftiges“ zu trinken. Jegorenkow sprach ein wunderbares, fast akzentfreies Deutsch. Ich bekannte, ein aufrichtiger Verehrer schottischer Single Malts zu sein. Was dazu führte, dass er mir auf die Schulter klopfte und meinen Geschmack lobte. In dem Fall schließe er sich selbstverständlich an.

Wir ließen die Damen auf der Terrasse allein und begaben uns mit unseren Whisky-Gläsern in der Hand auf einen kleinen Spaziergang zum Seeufer. Wie es aussah, hatte der Milliardär durchaus Lust, ein wenig zu spielen. In seiner Position konnte es nicht schaden, Leute, die unerwartet auftauchten, besser kennenzulernen.

Nichts anderes hatte ich erwartet. Die Schachfiguren in meinem Kopf standen sorgfältig in Reih und Glied postiert. Keine fehlte. Die Partie konnte beginnen. Jegorenkow ahnte nicht, was ihm bevorstand. Folglich befand ich mich im Vorteil. Ich spielte mit Weiß. Ich eröffnete.

„Wo haben Sie unsere Sprache so perfekt gelernt?“

„In Leipzig am Herder-Institut. Danach an der Uni.“

„Sie haben in Leipzig studiert?“

„Zwei Jahre. Quasi eine Art Studienaustausch.“

„Und was?“

„Wirtschaftswissenschaften. Ich sollte bei uns in der Sowjetunion als leitender Ingenieur in Sachen Öl und Gas tätig werden. Da zu der Zeit das Geschäft mit der Bundesrepublik stark zulegte, schien es den Genossen in Moskau angebracht, dass ich mir ein paar Brocken der Sprache unseres imperialistischen Klassenfeindes aneigne.“ Er lachte.

„Für mich spätestens ab 1991 ein Glücksfall.“ Das konnte ich mir denken.

„Dann haben wir ja einiges gemein. Haben Sie bei den Wirtschaftswissenschaftlern in Löbnig gewohnt, in dem Internat da?“

„Das nicht. Unsere Quartiere lagen in der Stadt. Aber ich kenne es. Dort gab es eine Reihe verdammt hübscher Kommilitoninnen und ich durfte ein paarmal am Wochenende, wenn die anderen heimfuhren, in Löbnig übernachten.“

„Stimmt“, bestätigte ich, „bei den Wiwis, wie wir sie nannten, gab es jede Menge hübscher Mädels.“

„Und Sie haben Jura studiert?“

„Ja.“

„Anwalt?“

„Genau. Hab in Leipzig eine kleine aber feine Kanzlei.“ Es handelte sich bei unserem virtuellen Match nicht um eines jener großen Spiele, die Jegorenkow gewohnt war. Ich besaß keine Bauern, die ich hätte opfern können, um in eine gute strategische Ausgangsposition zu kommen. Meine Offiziere bestanden aus Ideen, die den gegnerischen König im geeigneten Moment ein wenig in die Enge treiben sollten. Noch hielten sie sich bedeckt. Noch hatte der Oligarch vermutlich nicht einmal bemerkt, dass ich einen Angriff vorbereitete. Vermutlich hielt er es sogar für völlig ausgeschlossen, dass ein Mann wie ich es überhaupt wagen könnte, ihm auf seinem eigenen Schachbrett die Stirn zu bieten.

„Und hier in Berlin machen Sie Urlaub, begleiten Ihre ... äh ... Freundin?“

„Freundin, ja.“

„Auf Tournee, gewissermaßen?“

„Könnte man so sagen.“ Ich mühte mich redlich, nicht den Mund zu verziehen. „Nebenbei treibe ich bisschen Klientenpflege“, ergänzte ich, wobei ich versuchte, so unverfänglich wie möglich zu klingen. In

Gedanken ging ich meine nächsten Spielzüge durch. Es nutzte nichts, länger zu rochieren. Ich musste ihn aus der Reserve locken.

„Wie schaut’s aus, Herr Jegorenkow, benötigen Sie nicht einen guten Anwalt?“ Sein Lachen klang herzlich. Der große Mann glaubte nun zu wissen, worauf ich hinaus wollte. Er hielt meine Frage für ein Angebot zur Kapitulation, bevor die Partie richtig begonnen hatte. So einer wie ich war für ihn kein Gegner, höchstens eine weitere Spielfigur. Noch dazu eine verdammt lausige. Nicht mal ein richtiger Bauer. Eher so eine Art Pinscher, der schwanzwedelnd neben dem Spieltisch auf zwei Beinen tanzt und um ein Würstchen bittelt.

„Wissen Sie, da bin ich bestens versorgt. Kosten mich eine Menge Geld, die Jungs. Sind es aber auch wert. Schlecht für Sie, Hall. Tut mir leid.“

„Nun, ich will ehrlich sein, ich denke, Sie werden zumindest einen Ihrer Männer in Kürze nicht mehr zur Verfügung haben.“

Das hatte gesessen. Einen derart krachenden Schlag hatte er nicht erwartet. Nicht nach der schüchternen Eröffnung. Allerdings hielt er meine Aussage für einen Bluff. Ihm schien ganz und gar nicht klar, was ich damit bezweckte. Jegorenkow blieb stehen und sah mich fragend an.

„Dr. Kurt Bachmann“, setzte ich erklärend hinzu.

„Was ist mit Bachmann?“

„Er hat einen meiner Mandanten bedroht. Versucht ihn zu erpressen.“

„Dr. Bachmann? Unfug, Mann. Sprechen Sie nicht in Rätseln!“

Jegorenkows Figuren gerieten in Unordnung. Er spielte auf Zeit, um sie neu zu gruppieren. Zeit, die ich ihm nicht gab.

„Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Dass wir uns heute hier begegnet sind, ist wirklich purer Zufall.“ Was zumindest in Bezug auf die Einladung seiner Gattin der Wahrheit entsprach. Ich hätte sonst viel länger nach ihm suchen müssen. „Aber gerade weil Sie uns hier so nett empfangen haben“, fuhr ich fort, „und weil unsere Frauen demnächst vielleicht in geschäftliche Beziehungen zueinander treten, ... Kurz und

gut, man hat mich gebeten, Pawel Transhev zu vertreten.“ Jegorenkow runzelte die Stirn.

„Transhev?“ Er überlegte. Er war überzeugt gewesen, diesen Kerl längst vom Spielfeld gekickt zu haben. Ärgerlich aber nicht spielentscheidend. Ich bemerkte, dass er es für nötig hielt, seine Türme zur Verteidigung ins Angriffszentrum zu schieben. Ich durfte ihm keine Gelegenheit lassen, offensiv zu werden. Deshalb setzte ich nach:

„Ich weiß aus sicherer Quelle, und zwar nicht von Transhev selbst, der schweigt wie ein Grab, dass Dr. Bachmann bei ihm war. Er hat ihm Schaden für Frau und Kinder angedroht, wenn er Ihren Namen erwähnt, Herr Jegorenkow. Natürlich weiß ich nicht, ob der Mann tatsächlich in Ihrem Namen gehandelt hat oder Sie da in etwas reinreiten will. Ich werde es herausfinden. Die Familie von Transhev steht ab heute unter Polizeischutz, weswegen ich zuversichtlich hoffe, ihn doch noch zu einer Aussage bewegen zu können. So eine Drohung ist kein Kavaliersdelikt.“

Schach! Wie würde er reagieren? Ich ließ ihn nachdenken, schwieg und blickte ihm entschlossen in die Augen. Jegorenkow hielt stand. Ich spürte, dass er seine Wut nur mühsam unterdrückte.

„Und jetzt drohen Sie mir? Ich sollte Sie aus meinem Haus werfen.“ Ein hilfloses Ausweichmanöver. Damit konnte er mich nicht aus der Ruhe bringen.

„Zu erstens, nein. Zu zweitens, das wäre Ihr gutes Recht. Für mich sieht die Sache allerdings anders aus. Für mich steht die Existenz eines armen Schluckers auf dem Spiel. Dass der Junge von Tuten und Blasen keine Ahnung hat, sieht man ihm an der Nasenspitze an. Wenn der ein Juwelendieb ist, fress‘ ich einen Besen.“

„Glauben Sie, dass ich der Juwelendieb bin?“ Ein alberner Konter. Meinte er, sich so billig aus meiner Umklammerung befreien zu können? Nein. Ich hatte ihn genau da, wo ich ihn haben wollte. Der mächtige Mann wirkte unsicher. Wie gesagt, ich wusste, dass mir die Mittel

fehlten, ihn zu schlagen. Das war nie meine Absicht gewesen. Die Folgen wären unabsehbar. Wenn ein Raubtier wie er, das ohnehin schon angeschlagen ist, nur noch um sein nacktes Leben kämpft, wird es unberechenbar. Nein, ich brauchte ein Patt. Oder besser, ein ehrenvolles Remis, das es Jegorenkow erlaubte, sein Gesicht zu wahren. Ein Remis, das ihn jedoch zwang, auf sein Bauernopfer namens Transhev zu verzichten und selbst auf dem Spielfeld zu erscheinen. Er konnte meinen Mandanten entlasten. Deshalb lockerte ich meine Umklammerung, eröffnete seinem König einen Fluchtweg.

„Keineswegs. Sie sind kein Dieb. Nicht mal der Hehler. Ich denke, dass Sie ebenso zum Opfer geworden sind wie Transhev. Sie haben das Collier mit dem ‚Blue Sea Star‘ bestimmt in gutem Glauben erworben. Der Cannes-Coup ist lange her.“

„Weiter.“

„Nun, dass Sie ein großer Fan von Julia Roberts sind, ist allgemein bekannt. Das konnte jeder nachlesen, der die Yellow Press in den letzten Jahren ein wenig verfolgte.“ Ich hatte meine Hausaufgaben gründlich gemacht. Wer erfolgreich spielen will, sollte seinen Gegner vorher studieren. Der Mann durfte nicht glauben, dass der Weg, den ich seinem König gewiesen hatte, in die Freiheit führte. Ich brachte mein schwerstes Geschütz in Stellung. Die Dame.

„Sie hatten Frau Roberts sogar einmal in London zu Ihrem Geburtstag eingeladen.“

„Das ist nicht verboten.“

„Nein. Es wurde allerdings schon damals gemunkelt, dass Ihnen ein Schmuckstück gehöre, das die Roberts einmal auf dem roten Teppich getragen hätte. Ich denke, es ist eine Frage der Zeit, bis die Polizei herausfindet, dass Sie zuletzt der Besitzer des Diebesgutes waren.“ Er hörte mir aufmerksam zu. Ihm wurde bewusst, dass er sich auf dünnem Eis bewegte. Seine bisherige Strategie hatte ihm keine nennenswerten Stellungsvorteile gebracht. Jegorenkow konnte nur hoffen, dass ich

bluffte, dass sich meine Drohkulisse als nicht sonderlich nachhaltig erweisen würde. Sehr, sehr ruhig sagte er:

„Lieber Herr Hall, das klingt alles ziemlich vage, um nicht zu sagen gewagt, nicht wahr?“

„Mag sein. Allerdings verspreche ich Ihnen: Wenn es zum Prozess kommt, werde ich mich nicht scheuen, nicht nur Sie sondern auch Igor in den Zeugenstand zu laden. Vielleicht sogar Ihre Tochter?“ Das hatte gesessen. Der Name „Igor“ war wie eine Bombe eingeschlagen. Er hatte eine Lücke in sein Verteidigungsbollwerk gerissen. Er wusste, dass er, sofern ich ernst machte, mit Geständnissen rechnen musste, die ihm auch in seinem derzeitigen Exil den Boden unter den Füßen entziehen konnte. Langsam wurde ich ihm unheimlich.

„Das wagen Sie nicht!“ knirschte er mit den Zähnen. „Igor!“ schniefte er. Er ahnte, woher ich beziehungsweise die Transhevs das Gros unseres Wissens bezogen. Der Patensohn hatte, als er Pawel Transhev bei einer Flasche Wodka anwarb, ausführlichst geplaudert und mit seinem Wissen geprahlt. „Und lassen Sie gefälligst Svetja aus der Geschichte raus, Sie Dreckskerl. Ich zerquetsche Sie wie eine Laus, mein Lieber.“ Ich hatte seinen wunden Punkt getroffen. Er liebte sein Töchterchen zweifellos. An der Stelle wurde es gefährlich. Damit mir mein Spiel nicht aus dem Ruder lief, musste ich, bevor er das ganze Schachbrett umwarf, einen taktischen Rückzug antreten.

„Ich hätte da eine bessere Idee.“

„Besser? Wollen Sie Geld?“

„Nein. Definitiv nicht. Eher einen Deal.“

„Was für einen Deal?“

„Sie gehen zur Polizei und erklären denen, dass man Sie beim Kauf des Schmucks gelinkt hat. Sie entlasten Transhev. Wenn Sie reinen Tisch machen, kommt die Polizei vielleicht über den Hehler, der Ihnen das Ding verkauft hat, den Dieben auf die Spur. Sie könnten die

Kronzeugenregelung für sich in Anspruch nehmen. Wenn Ihre Anwälte so gut sind wie Sie behaupten, kommen Sie mit Bewährung davon.“

„Und Ihre Gegenleistung?“

„Wir sagen niemandem etwas von Dr. Bachmanns Drohung. Transhev verzichtet auf eine Anzeige wegen arglistiger Täuschung.“ Das war's. Ich hatte ihm Luft zum Atmen gelassen, ohne seine Spielräume deutlich zu vergrößern. Ich hatte mich so weit zurück gezogen, dass ein schnelles Matt wenig wahrscheinlich schien. Eine bessere Ausgangsposition für ein beidseitig zufriedenstellendes Remis schien mir kaum denkbar. Ich war gespannt, ob er annehmen würde. „Unentschieden“ hatten in seiner Welt normalerweise keinen Platz. Andererseits sollte er nach den schmerzhaften Erfahrungen der vergangenen Jahre gelernt haben, dass es manchmal besser war, rechtzeitig einen Kompromiss zu schließen. Auf einen vernünftigen Kompromiss ließ sich aufbauen. Das brachte mehr, als sehenden Auges ins offene Messer zu laufen. Ich hoffte, dass ihm das klar war.

Der Oligarch rang sich zu einer Entscheidung durch.

„Hm. Sie verstehen Ihr Geschäft. ... Die Sache lief damals schon, beim Ankauf, über Igor. Ich hab mich anscheinend in ihm getäuscht. Der Kerl ist ein Dilettant. Und ein Schwätzer.“ Jegorenkow fluchte. „Und was die Polizei betrifft“, er winkte ab, „vergessen Sie's. Den Leuten traue ich nicht über den Weg. Egal ob sie von Interpol sind, vom Yard oder vom BKA. Ganz zu schweigen von den Freunden und Helfern in meiner Heimat. Alle korrupt. Und unfähig.“ Er drehte sich zum Wasser. Nachdenklich schwenkte er sein Whiskyglas, hob es zur Nase, sog den Duft ein und trank den letzten Schluck. „Meine Anwälte. Ja. Natürlich sind die gut. Aber die haben alle Hände voll zu tun mit der Sicherung meines verbliebenen Auslandsvermögens, solange sich diese Geier in Kiew noch nicht alles unter den Nagel gerissen haben. Und nach dem Faux pas, den sich Dr. Bachmann bei Ihrem Transhev geleistet hat ...

Wissen Sie was, Hall?“ Sein Körper straffte sich. Er wandte sich um und sah mir in die Augen. „Jetzt schlage ich Ihnen mal einen Deal vor. Ich helfe Ihnen und Ihrem Mandanten mit meiner Aussage. Aber ich bestehe darauf, dass Sie persönlich ab sofort meine Interessen in diesem Fall vertreten, Hall! Und Igors, natürlich. Ich will meinen Schmuck zurück! Unter allen Umständen. Offiziell, verzollt, ohne in Zukunft von der Polizei belästigt zu werden. Und die, denen ich mein Geld beim Kauf in den Rachen geworfen habe, diese Mistkerle, die sollen dafür bezahlen!

Dr. Bachmann ist raus aus dem Fall. Sie und ich, wir werden uns gemeinsam Igor vornehmen. Da zu befürchten ist, dass er der nächste ist, der in Untersuchungshaft landet, reisen Sie für ihn nach Amsterdam. Finden Sie den verdammten Hehler, von mir aus auch die komplette Diebesbande. Nur wenn wir den Weg des Colliers dokumentieren können, komme ich aus der Sache raus und Igor mit einem blauen Auge davon. Der Junge gehört zur Familie. Ich kann ihn nicht so ohne weiteres ans Messer liefern. Ich hab seiner Mutter versprochen, mich um ihn zu kümmern.“

„Ich? Für Sie arbeiten? Ihr Ernst? Eben wollten Sie mich zerquetschen.“

„Jetzt seien Sie nicht empfindlich, Mann! Ich sage meinen Anwälten, dass sie Ihnen freie Hand geben und jegliche Unterstützung zukommen lassen. Denken Sie in großen Dimensionen. Am Ende will ich das Roberts-Collier wieder in meinem Tresor liegen sehen. Sie retten mich, meinen Schmuck und klären nebenbei den Cannes-Coup auf. Ihr Name geht um die ganze Welt. Bessere Publicity können Sie nicht kriegen.“

Ich war verblüfft. Natürlich kam sein Vorstoß meinem Remis-Angebot sehr nahe. Der einzige Unterschied: So wie er es wünschte, roch das Unentschieden fast wie ein Sieg für ihn. Er bestimmte den Rahmen der Friedensverhandlungen. Jegorenkow war ein guter Spieler. Das musste ich ihm lassen.

Nun, damit konnte ich leben. Bei Lichte besehen hatte ich mit mehr Widerstand gerechnet. Die Frage stellte sich allerdings, ob ich mich damit nicht zu sehr von dem Mann abhängig machte? Ich durfte mich unter keinen Umständen kaufen lassen. Umgekehrt war es natürlich richtig, dass ich von Familie Transhev kaum die nötigen Mittel erhalten würde, vollständig Licht ins Dunkel zu bringen. Und Mandantschaft war letztlich Mandantschaft. Was ich daraus machte, lag in meiner Hand. Ich versuchte, Zeit zum Nachdenken zu gewinnen.

„Ich pfeif auf die Publicity, Jegorenkow. Klar klingt Ihr Angebot spannend. Nur: Was Sie da von mir verlangen, könnte ein aufwendiges Vergnügen werden. Mit zweifelhaftem Ausgang. Warum sollte mir gelingen, was Interpol in sieben Jahren nicht geschafft hat?“

„Sie sind nicht Interpol. Sie haben andere Mittel. Und ab sofort haben Sie Igor. Und mich. Bei jedem Wollknäuel kommt es darauf an, den Anfang vom Faden zu finden.“

„Und die Kosten? Sie hätten das Collier sicher nicht nach London gebracht, wenn das nicht notwendig gewesen wäre, oder?“

„Darüber zerbrechen Sie sich mal nicht den Kopf, Hall. Ich habe Freunde. Außerdem: Es gibt Grund zum Feiern. Gerade in den letzten zwei Tagen konnte Dr. Bachmann einen Teilerfolg in Bezug auf ein Konto in Bolivien erringen. Das heißt, Ihr Honorar und die Spesen sind gesichert. Bleibt unter uns, verstanden?“ Ich nickte.

„Ich unterschreib aber keinen Knebelvertrag. Keine Einbeziehung in Ihr Anwaltsteam, keine langfristige Bindung. Ich bleibe ein freier Mann. Meine Ermittlungsmethoden bestimme ich selbst!“ Lächelnd reichte er mir die Hand. Ich schlug ein.

„Sie gefallen mir. Kommen Sie, mein Freund. Ich denke, wir beide sollten jetzt dringend unsere Whiskygläser auffüllen lassen.“

Spurensuche in Amsterdam

Das Telefon klingelte.

„Visconti.“

„Terri hier. Guten Abend! Du wolltest mich sprechen?“

„Danke, dass du zurückrufst. Simon dreht am Rad.“

„Simon? Warum?“

„Hast du in den letzten Tagen Nachrichten gesehen oder gelesen?“

„Wegen London? Alles Dilettanten.“

„Hm. Simon hat die Hosen voll. Er will den Rest. Jetzt. Sofort. Soll ich dir ausrichten.“

„Den Rest? Du hast ihm gesagt, dass die letzten Stücke kurz vor dem Verkauf stehen?“

„Das weiß er.“

„Gut. Wenn Paul die an den Mann gebracht hat, rechnen wir ab.“

„So lang kann er nicht warten, sagt er. Du sollst ihm Mindestgebote berechnen und zusammen mit dem Anteil an den Sachen, die voriges Jahr raus sind, auszahlen. Das würde ihm reichen.“

„Witzbold. Bin ich die Heilsarmee? Ist übrigens nach der Sotheby's-Geschichte alles nicht leichter geworden. Hat Staub aufgewirbelt. Paul ist stinksauer.“

„Kennt er den Typen?“

„Nein. Scheint ein Mittelsmann zu sein.“

„Hat der was mit Calderón zu tun?“

„Calderón? Seit wann glaubst du an Hirngespinnste?“

„Manche Leute sagen so, andere so.“

„Die Leute reden viel. Interessiert mich nicht. Dilettanten wie gesagt. Paul wird wissen, was zu tun ist. Ich hoffe, dass die Bullen nicht den Weg zurück verfolgen können. Wir hätten guten Grund, die Füße still zu halten. Gerade jetzt.“

„Hab ich Simon gesagt, aber er ist total panisch. Will abtauchen. Vielleicht hat er mit jemandem Ärger. Auf alle Fälle ist er klamm.“

„Klamm? Wie geht das denn?“

„Er hatte eine ‚gute Idee‘. Ist doch Technikfreak. Internet, Mikrochips und so Sachen. Und weil wir ihm eingeschärft hatten, er möge bitte nicht mit seiner Kohle in der Bronx um sich werfen, ist er damit an die Wallstreet gegangen. Hat seine gesamte erste Marge in den ‚Neuen Markt‘ investiert. Damals, als die Kurse durch die Decke schossen.“

„Idiot.“

„Was soll ich ihm sagen?“

„Das operative Geschäft verwaltet Paul. Er wird sich kümmern. Richte Simon schöne Grüße aus; er muss sich zusammenreißen. Paul meldet sich bei ihm. Um Gottes Willen soll er bis dahin keine Dummheiten machen!“

„Ich sag’s ihm. Danke, Terri.“

„Sehn wir uns mal?“

„Vielleicht. Bin momentan leider sehr beschäftigt. Und bloß für einen Tag lohnt nicht. Könntest rüber zu mir kommen! Ich würd mich freuen. Tags gehst du im Central Park spazieren. Abends lad ich dich auf den Broadway ein. Musical oder so. Wie wär’s?“

„Verlockendes Angebot, schöne Frau. Aber du kennst mich. New York ist nicht mein Ding. Mir fehlt die Weite. Ich sitz am liebsten mit meinem Glas zu Hause auf der Balustrade. Die hohen Bäume flüstern mir leise ihre alten Geschichten zu und spenden Schatten. Ich genieß den Blick auf den Strom. Der Wind weht mir seine Geräusche herüber, den Duft von Fisch und Spanish Moos. Dabei kommen mir die besten Ideen. Wenn ich mich amüsieren will, hab ich hier die Frenchmen Street mit ihren Clubs. Bisschen Jazz, bisschen Blues, bisschen Rock’n Roll. Dazu Whisky aus Plastikbechern. Frische Erdnüsse. Das ist meine Welt.“

„Ich dachte, du amüsiert dich lieber in der Bourbon Street? Abteilung Gentlemen Clubs und Diskotheken. Als Beilage gibt's junges Gemüse“, witzelte Chiara.

„Da geh ich nur hin, wenn du an der Stange tanzt!“ konterte er. „Und danach bestell ich dich zum ‚Private Dance‘ an meinen Tisch.“

„Huuu. Ich bin teuer, mein Lieber.“

„Das isses mir wert.“ Sie lachten. „Na gut“, meinte Terri schließlich, „ich glaub, es wär sowieso besser, wenn man uns in nächster Zeit nicht beisammen sieht. Wir sollten den Telefonkontakt auf ein Minimum reduzieren. Sicher ist sicher.“

„Tja dann.“

„Halt dich senkrecht, Kleines!“

„Du auch.“ Sie legte auf. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Chiara mochte den alten Mann. Terris warme dunkle Stimme streichelte ihre Seele. Manchmal bedauerte sie, ihm nicht öfter zu begegnen. Natürlich hatte er recht. Je weniger sie miteinander kommunizierten, desto geringer die Gefahr, aufzufliegen. Sie kannte solche Geschichten. Das war wie beim Domino. Kippte ein Stein ... Soweit durfte es nicht kommen. Unter keinen Umständen. Dass Simon jetzt dieses Theater veranstaltete, nervte deshalb umso mehr. Hoffentlich konnte ihn der Holländer beruhigen.

Unser Treffen mit Igor fand am gleichen Nachmittag statt. Naturgemäß war der Bursche nicht begeistert. Jegorenkow musste erst laut werden, bevor er sich in sein Schicksal fügte. Wir verabredeten uns für den nächsten Morgen am Platz der Luftbrücke. Pünktlich zehn Uhr im Polizeipräsidium. Die Staatsanwaltschaft hatte ich telefonisch informiert. Meine Mandanten würden sich als Zeugen im Fall Transhev vorstellen. Im zweiten Schritt würden sie Anzeige gegen den früheren Verkäufer stellen. Wegen arglistiger Täuschung. Damit würden wir nicht durchkommen, aber darauf kam es nicht an. Ich wollte von Beginn an in

die Offensive gehen und das Geschehen bestimmen. Wenn es uns gelang, mit den Aussagen und meinen Recherchen den Cannes-Fall zu klären, würden sich die Richter einem fairen Deal kaum verschließen können.

So weit, so gut. Nur dass dann mal wieder alles anders kam. Igor erschien nicht. Er ging nicht ans Telefon. Jegorenkow ließ sofort seine Kettenhunde von der Leine. Nichts. Igor war nicht daheim. Igor war nicht in seinem Lieblingspuff. Igor war wie vom Erdboden verschluckt. Sein Pech. Damit würde es erheblich schwerer, für ihn ein erträgliches Ende auszuhandeln. Vor allem: Er kannte als einziger den Verkäufer. Bei unserem Treffen am Vortag hatte Igor nur gemeint, er habe Name und Adresse nicht im Kopf. Sei schließlich ein einmaliger Vorgang gewesen. Er müsse zuhause erst gründlich suchen. Er würde alle Unterlagen mit zum Präsidium bringen.

Jegorenkow schäumte. Er schwor Stein und Bein, keine Ahnung zu haben, bei wem Igor das Collier seinerzeit erworben hätte. Selbst um den Kaufvertrag habe er sich nicht gekümmert. Sein Patenkind besäße als „Privatsekretär“ umfangreiche Vollmachten und Kontobefugnisse. Der Rest sei Sache seines damaligen Steuerberaters gewesen und der säße in London.

Natürlich beantragte Staatsanwalt Dr. Steenbeck umgehend eine Hausdurchsuchung bei Igor. Alle Angaben zum Steuerberater wurden an Scotland Yard übermittelt. Die Ausbeute blieb mager. Sehr zum Nachteil für Jegorenkow. Ohne jemandem eindeutig die Schuld in die Schuhe schieben zu können, ließ sich seine Mittäterschaft schwerer widerlegen. Zumindest in Bezug auf den Vorwurf der Hehlerei. Hinzu kam ein Anfangsverdacht auf Steuerhinterziehung, falls sich herausstellte, dass das Geschäft unter Umgehung der britischen Finanzbehörden abgewickelt worden war. Selbst die Ausfuhr des Schmucks beim Umzug von England nach Deutschland kam nun zur Sprache. Schlechte Karten. Ohne Igors Geständnis lag die Beweislast allein bei

Jegorenkow. Der Oligarch hinterlegte eine ziemlich hohe Kautions, um den weiteren Gang der Dinge von seinem Schlösschen aus verfolgen zu können.

Immerhin gelang es mir durch die neue Konstellation, Transhev rasch aus der Untersuchungshaft zu bekommen. Der internationale Haftbefehl wurde ausgesetzt. Er legte ein umfassendes Geständnis ab, bei dem er sich ausschließlich auf seinen Auftraggeber Igor und dessen Erzählungen berief. Was nicht falsch war. Pawel Transhev war Jegorenkow nie persönlich begegnet. Unter Auflagen durfte er nach Hause.

Mir blieb nichts weiter übrig, als schnellstens die Sachen zu packen und Tickets für einen Flug nach Amsterdam zu buchen. Trotz Urlaubszeit ergatterte ich kurzfristig zwei freie Plätze für den kommenden Tag in der Business Class. Mit Jegorenkows Anwälten besprach ich letzte Details. Sie statteten mich mit allem Wissenswerten über unseren Mandanten und seine niederländischen Connections aus. Ich bat sie, in Berlin auszuhelfen, falls die Polizei weitere Befragungen ansetzen sollte.

Corinne war vom Gang der Ereignisse begeistert. Sie besorgte sich eine mittelschwere James-Bond-Ausrüstung. Kamera und Diktiergerät im Westentaschenformat, Pfefferspray, verschiedene neue Hüte zur Tarnung und so weiter. Mir kaufte sie eine Fliege, falls wir in einem noblen Casino nach den Juwelendieben recherchieren müssten. Es wisse schließlich jedes Kind, dass Juwelendiebe ihr Geld am liebsten im Casino verjubelten. Nebenbei versuchte sie mir einzureden, wir bräuchten dringend Decknamen und verschiedene Telefon-SIM-Karten, damit uns das internationale Verbrechen nicht auf die Spur käme. Die Frau stand kurz davor, mich in den Wahnsinn zu treiben! Nun, sie saß am längeren Hebel. Seit sie mir den Kontakt zu Jegorenkow vermittelt hatte, tendierten meine Chancen, sie nach Hause zu schicken, gegen Null.

Kurz nach unserer Landung auf dem Flughafen Schiphol klingelte mein Telefon. Eine Stimme fragte, wo ich mich gerade befände. Am Apparat: ein königlich niederländischer Kriminalkommissar. Als ich ihm meinen Standort mitteilte, meinte er, ich solle mich nicht vom Fleck rühren. Er schicke eine Streife. Ich war verblüfft. Die Beamten, die uns abholten, waren es nicht. Auf dem Weg durch die Stadt blieben sie recht einsilbig. Ich bekam nur so viel mit, dass sie uns irgendwohin eskortieren sollten. Zu einem Tatort. Die Sache wurde immer mysteriöser.

Wir fuhren ins Zentrum von Amsterdam, zu einer der romantischen Grachten. Schmale hohe Handelshäuser mit spitzen Giebeln säumten den Kanal. Dort, wo er in einen anderen, größeren Kanal mündete, sammelte sich eine Menschenmenge. Überwiegend Polizisten in Uniform, einige Leute in Schutzanzügen, Taucher und ein paar Zivilisten. Ich vermutete, dass es sich um Kriminalpolizisten handelte. Es gab an der Stelle eine Art Fanggitter für Abfälle. Plastikmüll, Äste und so weiter. Was hatte das zu bedeuten? Was hatten wir damit zu schaffen? Und woher kannten die Holländer meine Mobilnummer?

Ein kühler Nieselregen empfing uns, als wir aus dem Auto stiegen. Unser Empfangskomitee bugsierte uns zu einem Mann, der nachdenklich am Rande des Auflaufs stand. Ein schlaksiger Typ mittleren Alters in grauem Trenchcoat. Er sah exakt so aus, wie sich der einschlägige Krimi-Fan einen einschlägigen Kriminalkommissar vorstellt. Ich vermutete, der Mann hatte in seinem Leben einfach zu viele Krimi-Serien in der Glotze geschaut. Nun versuchte er, das Klischee nach bestem Wissen und Gewissen zu bedienen. Wer es mit ihm zu tun bekam, sollte schon von weitem sehen, was Sache ist.

Der Kommissar stellte sich uns als Jan Seedorf vor. Er sei der leitende Ermittler und entschuldige sich für die Unannehmlichkeiten. Er sprach ein passables Deutsch. Wobei er sich fast wie Rudi Carrell anhörte. Ich gab mir Mühe, nicht an die albernsten Sketche des Entertainers zu denken. Vergebene Liebesmüh. Die Situation schien mir so surreal, dass ich

unauffällig nach versteckten Kameras Ausschau hielt. Nicht, dass wir hier einem „Verstehen Sie Spaß?“-Team oder so auf den Leim gingen.

Leider war dem Mann nicht nach Scherzen zumute. Man habe, teilte er uns mit, vor ein paar Stunden an diesem Gitter eine Leiche gefunden. Momentan suche man nach seinen Papieren oder anderen eventuellen Anhaltspunkten. Als er meinen verständnislosen Blick bemerkte, setzte er hinzu:

„Das einzige, das wir bei ihm fanden, war eine Visitenkarte von Ihnen, Herr Hall. Sie steckte in seiner Hose. Deshalb habe ich Sie gleich angerufen. Dass Sie ausgerechnet zu dieser Stunde hier eingetroffen sind, lässt uns hoffen, dass Sie uns vielleicht sagen können, wer der Mann ist und warum man ihn ermordet hat.“

„Ermordet?“ hyperventilierte Corinne. „Mein Gott, eine Leiche!“ Ich stellte ihm meine Begleiterin vor. Kommissar Seedorf küsste Corinne die Hand, wodurch sie sich erheblich entspannte. Sie schenkte ihm ein Lächeln, das mich hätte eifersüchtig machen können, wenn ich zur Eifersucht neigen würde.

„Nun, das scheint mir alles etwas merkwürdig.“ Ich hustete. Niesel und Zugwind in der Gracht legten sich mir auf die Bronchien. Für so nasskaltes Wetter war ich zu dünn gekleidet. „Am besten, Sie zeigen uns die Leiche.“ Er führte uns in das Haus, vor dem wir standen. Es handelte sich um ein kleines aber feines Museum, das man kurzerhand zum provisorischen Hauptquartier erklärt hatte. Jedenfalls, solange die Polizisten draußen zu tun hatten. Rechts im Flur stand eine Bahre mit einem dunklen Plastiksack darauf. Der Kommissar zog den Reißverschluss auf. Den Kopf der Leiche zierte ein schönes, kreisrundes Loch. Weswegen der Mann, so wie er da lag, an eine Inderin erinnerte. Der markante rote Punkt prangte mitten auf der Stirn. Eine ansonsten allerdings vollkommen abwegige Assoziation. Der kantige, kahlrasierte Schädel gehörte eindeutig dem verschwundenen Igor!

Soweit mich meine rudimentären Kenntnisse nicht täuschten, war er Opfer einer regelrechten Hinrichtung geworden. Seedorf bestätigte meine Vermutung. Der Mörder musste die Pistole aus nächster Nähe abgefeuert haben. Als man die Leiche im Wasser fand, waren ihre Hände mit Kabelbinder auf dem Rücken zusammengeschnürt. Ein Einstich am Hals legte die Vermutung nahe, dass der Mörder ihn erst betäubt, dann gefesselt, erschossen und zuletzt in den Kanal gestoßen hatte. Der Mord konnte fast überall in der Gracht geschehen sein. Wie weit die Strömung den toten Körper getragen hatte, ließ sich unmöglich feststellen. Mit anderen Worten: Dem Kommissar standen langwierige Ermittlungen bevor und uns einige unangenehme Stunden im Kommissariat.

Corinne zückte ihre Kamera und bevor es der Polizist verhindern konnte, hatte sie die Leiche abgelichtet. Ich war entsetzt. Dem Mann klappte die Kinnlade runter.

„Was soll das? Löschen Sie bitte sofort das Foto!“

„Wieso? Hab noch nie so eine interessante Leiche gesehn.“

„Das ist polizeiliche ...“ Corinne unterbrach ihn.

„Bleiben Sie cool, Herr Kommissar. Ich bin nicht bei Facebook und twittern werde das Ding auch nicht. Nur für den Privatgebrauch. Falls ich mich an grauen Wintertagen mit heißem Kaffee am Kamin einmal so richtig gruseln will.“ Seedorf schnappte nach Luft.

„Wenn Sie nicht sofort ...“

„Bitte, Corinne!“ stieß ich hervor. Ärger mit der hiesigen Polizei war nun wirklich das Letzte, das ich gebrauchen konnte.

„Na schön.“ Sie grummelte, fummelte an ihrem Gerät herum, drückte verschiedene Knöpfe und zeigte dem Kommissar schließlich die elektronische Mitteilung „gelöscht“. Als nächstes erschien ein Foto von mir, wie ich schwitzend und hochrot mit zwei Koffern über den Flughafen Tegel hetzte. Der Kommissar beruhigte sich.

Spät am Nachmittag erreichten wir unser Hotel. Ich hatte nur einen Wunsch: duschen und ab ins Bett. Gut, eventuell zwischendurch etwas essen.

Eine Woche war seit jenem denkwürdigen Abend in Bulgarien vergangen. Ich erinnerte mich nicht, jemals dermaßen den Ereignissen nachgejagt zu sein. Tausende Kilometer kreuz und quer durch Europa. Erst mit dem Auto, dann im Flugzeug. Wenn ich schon mal Urlaub machen wollte!

Nun, ab Amsterdam sollte es ruhiger werden, hoffte ich. Das Nahziel war erreicht. Im Moment drängte uns nichts. Eine gründliche Suche nach dem Ende des Fadens, wie Jegorenkow es nannte, erforderte vor allem einen klaren Kopf. Also ausschlafen und morgen früh ganz in Ruhe die Ärmel hochkrempeln.

Corinne stellte keine Fragen. Sie war genau so müde und erschöpft wie ich. Erst als wir endlich friedlich nebeneinander in den Federn lagen und an die Decke starrten, fand sie die Sprache wieder.

„Wie geht's jetzt weiter?“ Ich faltete die Hände vor der Brust.

„Wie geplant, würde ich sagen. Nach dem Frühstück beginnen wir mit der Recherche.“

„Morgen ist Samstag.“

„Na und? Bisschen umschauen können wir uns auf alle Fälle. Montag legen wir dann richtig los.“

„Und Igor?“

„Was soll mit dem sein? Sein Tod ändert nicht viel. Vielleicht sollte ich mir ein Foto von ihm aus Berlin schicken lassen. Vorausgesetzt, Jegorenkow kann eins auftreiben. Möglicherweise erkennt ihn jemand.“

„Die Mühe kannst du dir sparen.“

„Wieso?“ Corinne grinste.

„Schon vergessen? Ich hab fotografiert.“

„Und gelöscht.“

„Ja, aber nur eins von ungefähr zehn. Ich hatte Mehrfachauslösung gewählt. Sportmodus.“

„Aber das nächste Bild war doch ich?“ Irritiert sah ich sie an.

„Tja, da muss man auf Zack sein. Ich hab zuerst zurück zum Anfang gescrollt. Wie's aussieht, hat niemand was mitgekriegt. Nicht mal du!“

Die Frau erstaunte mich immer aufs Neue. Unter diesen Umständen reichte es, eines der Bilder am Morgen ausdrucken zu lassen. Das sollte hier im Hotel möglich sein. Ein Hinweis auf den Toten konnte die eine oder andere Zunge lockern. Meine Stimmung besserte sich zusehends.

Das Wochenende nutzten wir, uns die stolze alte Handelsstadt genauer anzusehen. Wir hatten uns ein wenig Ruhe verdient. Corinne überredete mich zu einer romantischen Grachtenfahrt mit dem Boot. Gemeinsam bummelten wir durch jene Straßen und Gassen, in denen die meisten einschlägig bekannten Juweliere und Diamantenhändler Amsterdams ansässig waren. Wir notierten uns Namen und Adressen, besuchten Museen und ließen uns lecker Pannekocken schmecken. Herzhafte holländische Eierkuchen mit Salami, Käse und Früchten.

Am Montag starteten wir unsere Besuchstour im Reich der edlen Steine. Zwei Tage lang klapperten wir nahezu alle infrage kommenden Boutiquen ab. Ohne Erfolg. In einigen Fällen fertigte uns ein Verkäufer ab. Anderswo schafften wir es bis zum Geschäftsführer. Von den Cannes Brillanten wollte niemand etwas wissen. Und unseren Igor hatte kein Mensch je gesehen.

Rückfragen bei Kommissar Seedorf ergaben, dass die Kripo keine besseren Ergebnisse verzeichnen konnte. Weder die Schmuckstücke betreffend, die bereits seit dem Coup auf ihrer Fahndungsliste standen, noch ließ sich der aktuelle Mord einigermaßen zuverlässig lokalisieren. Wie es schien, würde man den Fall über kurz oder lang zu den Akten legen. Seedorf tendierte zu der Annahme, es handle sich um einen internen Machtkampf der Russenmafia, der nichts mit den Juwelen zu tun habe. Dass Igor Ukrainer war, interessierte ihn in dem Zusammen-

hang wenig. Vermutlich war es nur zufällig in Amsterdam zum Show-Down gekommen. Falls die Brillanten eine Rolle spielten, glaubte der Kommissar, dann nur als Auslöser ganz am Rande. Das Roberts-Collier sei ein einziges Teil von insgesamt fast eintausend gewesen. Das wertvollste, ganz klar. Aber genau deshalb wäre der Fall für die übrige Beute kaum repräsentativ. Wer weiß, durch wie viele Hände das gute Stück seither gegangen sei. Sollten wir zu neuen Erkenntnissen gelangen ... seine Telefonnummer hätten wir ja, meinte Kommissar Seedorf. Damit war die Sache für ihn erledigt.

Mittlerweile konnten wir fast alle Namen auf unserer Liste streichen. Würden wir bei den übrigen ebenfalls keinen Erfolg haben, musste ich mir eine neue Strategie ausdenken. Nur welche? Kommt Zeit, kommt Rat. Unser erster Kandidat am Mittwochmorgen war ein kleines jüdisches Geschäft, das etwas abseits der großen Hauptstraßen lag. „Mosche Aaron & Söhne“ verkündete das Schild über dem Eingang. „Juweliere – Amsterdam, Tel Aviv, Johannesburg“. Ein junger Mann kam uns beflissen entgegen, kaum dass wir eintraten.

„Gnädige Frau, mein Herr, was kann ich für Sie tun?“ sprach er uns auf Deutsch an. Der Junge besaß eine schnelle Auffassungsgabe. „Vielleicht einen hübschen Ring für die Frau Gemahlin?“ Auf Corinnes Antlitz formte sich spontan ein Strahlen, ein geradezu überirdisches Leuchten, das in mir sämtliche Alarmglocken schrillen ließ. Schnell und entschlossen unterbrach ich den Verkäufer.

„Nein danke. Ich würde gern Mosche Aaron sprechen.“

„Meinen Vater?“

„Wenn der Inhaber Ihr Vater ist, ja.“ Er eilte nach hinten. Wir mussten nicht lange warten. Ein ehrwürdiger Alter mit Schläfenlökchen und schwarzem Hut auf dem Kopf erschien.

„Se wünschen, Herrschaften?“ fragte er in ruhigem Ton, wobei er uns mit argwöhnischem Blick musterte.

„Mein Name ist Hall, Martin Hall.“ Ich überreichte ihm meine Visitenkarte. „Und die Dame an meiner Seite ist meine Assistentin Frau Blair. Wir hätten gern ein paar Auskünfte von Ihnen.“

„Auskünfte? Worum drehen sich diese Auskünfte?“

„Sie haben sicher von den Cannes Brillanten gehört. Die Schmuckstücke von Chopard, die 1999 während der Filmfestspiele gestohlen wurden. Nun, ein Mandant von mir, ein Bulgare, wird beschuldigt, daran beteiligt gewesen zu sein. Es geht in seinem Fall um das Roberts-Collier.“ Der Alte wurde hellhörig.

„Ach!“ entfuhr es ihm. „Der ‚Blue Sea Star‘, den die Polizei in London bei Sotheby’s beschlagnahmt hat?“ Ich nickte. „Een scheenes Stick“, meinte er. „Wenn Sie mir bitte nach hinten folgen wirdn?“ Er schritt voran, nickte seinem Sohn zu und führte uns in einen Raum, der sonst wohl besonderen Kunden vorbehalten blieb. Hier standen gemütliche Ledersessel. Auf einem Schränkchen eine Zigarrenkiste. Der Aufschrift und dem Geruch im Raume nach zu urteilen, handelte es sich um ziemlich gute Havannas. Daneben entdeckte ich eine Flasche goldbraunen französischen Cognacs. Die eigentliche Attraktion des Zimmers waren allerdings die Vitrinen ringsum an den Wänden, gefüllt mit den exklusivsten Preziosen, die ich jemals gesehen hatte. Corinne riss die Augen auf. Der Alte lächelte.

„Schaun Sie sich ruhig um, Madame. ‚Diamonds are the girls best friends‘ hat die Monroe gesungen. Ich liebe das Lied. Vielleicht finden Sie een Stick, dass Ihn der Herr gern verehren mechte.“ Ich schluckte. Auch das bemerkte er, klopfte mir väterlich auf die Schulter und meinte: „Setzen Sie sich, Herr Anwalt, und dann erzähl Sie mir bitte ganz der Reihe nach, wie ich Ihnen helfen kann. Mechten Sie een Cognac?“

Es stellte sich heraus, dass Mosche Aaron ein großer Verehrer der Chopard-Designer war und das Geschehen rund um den Fall mit viel Interesse verfolgte. Als ich meinen Bericht beendet hatte, jedenfalls

soweit er für den Juwelier von Belang war, schüttelte der Alte langsam den Kopf.

„Gehert Ihr Bulgare zu Pink Panter?“

„Pink Panter? Sie meinen die Bande?“ Er nickte. Nun, für meinen Mandanten Pawel Transhev glaubte ich eine Verbindung eindeutig verneinen zu können, wenngleich mir der Bezug zum Balkan zu denken gab. Wogegen Igor ... Ich zeigte ihm Corinnes Foto. Der alte Mann runzelte die Stirn. Er rief seinen Sohn. Beide sahen sich das Bild sehr genau an, wechselten einige Blicke, dann räusperte sich der junge Mann.

„Ich glaube, der Kerl war mal bei uns im Laden. Nein, ich weiß es. Das ist schon ein paar Jahre her. Üble Gesichter merkt man sich. Vor allem, wenn der Besitzer des betreffenden Gesichts so unverschämt ist wie dieser Mann. Er wollte uns zu zwielichtigen Geschäften überreden. Meinte wohl, weil wir ein kleines Geschäft mit weitreichenden Verbindungen sind, könnte er uns mit hohen Gewinnmargen ködern. Ich hab ihn rausgeworfen.“

„Haben Sie die Polizei informiert?“

„Bewahre!“ antwortete der Alte. „Wir kannten den Menschen ja nicht. Es hätt een iebler Scherz sein kenn. Wir missen uff unseren Ruf achtn!“

„Das würde aber heißen“, mischte sich Corinne ein, „dass Igor nicht nur einen einzelnen Einkauf für Jegorenkow getätigt hat, sondern außerdem auf eigene Rechnung handelte.“ Ich nickte.

„Oder“, fügte ich hinzu, „dass Jegorenkow gelogen hat und selbst viel tiefer im Dreck steckt, als er zugeben will. Womit er sogar als Auftraggeber des Mordes in Frage käme.“

„Um von sich abzulenken, hat er die Aktion einfach nach Amsterdam verlegt?“

„Wäre eine Möglichkeit.“ Nach kurzem Schweigen mischte sich Mosche Aaron wieder in unser Gespräch.

„Wissen Se, es is schlimm, was in unserer Branche passiert. Ich bin an sauberen Geschäften mit sauberen Menschen interessiert. Deswegen will

ich Ihnen een Tipp geben. Ich kenn eenen Händler, eenen frieheren Geschäftsfreind, der vor solchen Leiten nich zerickschreckt. Der hatt damals Ihrem Igor meene Adresse gegeben. Wird Zeit, dass ich mich revanchieren tu. Jungchen, lauf emal und bring mir de Rolle, bittscheen!“ Der junge Mann sauste nach draußen und brachte seinem Vater eine Adressrolle. Mosche Aaron suchte eine Weile, griff dann zu Zettel und Bleistift und schrieb: George Campbell, Finest Jewellery, Gibraltar, Main Street. „Is een feiner Laden. Und een feiner Mann. Fein hinterlistig. Beahlt fast keene Steuern in der Kolonie. So sind se, de Briten. Daheem hui, draußen pfui. Hab scho ieberlegt, da selbst eene Filiale ze eröffnen. Der Campbell wollt mir een Laden vermitteln. Gibt ebber scho ze viele Juweliere in Gibraltar. ... Und ze viele Betrieger!“ ergänzte er bitter.

Das Telefon klingelte.

„Matisse. Bist du das, Chiara? Wir hatten vereinbart ...“

„Terri! Ich weiß. Es ist unvermeidlich. Die Jungs machen mir Sorgen.“

„Inwiefern?“

„Simon hat mir erzählt, sie sind am Telefon aneinander geraten. Paul hätte ihn angeschrien und beschimpft. ‚Bescheuerter Nigger‘ oder so ähnlich. Simon ist auf 180! Und dann hat Paul gemeint, wenn er was von ihm wolle, solle er rüberkommen.“

„Nach Amsterdam? Wie dämlich ist das denn?“

„Na ja, vielleicht nicht ganz. Er hat Simon irgendwie was von Steuerfahndung erzählt, die einem wichtigen Partner im Nacken säße. Bei der Gelegenheit würden auch seine Verbindungen zu dem Mann durchleuchtet. Momentan könne er es sich deshalb nicht leisten, irgendwelche Überweisungen zu tätigen, deren Zweck nicht in direkter Verbindung mit seinem Immobiliengeschäft stünden. Du weißt ja, das Maklerbüro ist seine Methode, unser Geld in legales Vermögen umzuwandeln.“

Allerdings verfüge er über Bargeldbestände, die er sowieso loswerden müsse.“

„Und jetzt?“

„Simon hat mich um Geld für den Flug angebettelt. Ich halte es allerdings fast für besser, selbst mitzufliegen. Bevor etwas Schlimmes passiert.“

„Wenn Paul Ärger hat und du tauchst dort auf, ist das für dich und mich nicht unbedingt vorteilhafter. Ganz zu schweigen davon, dass Simon meines Wissens wegen seiner Hackerfreunde neuerdings ins Visier von NSA und FBI geraten ist.“

„Was soll ich machen?“

„Lass es bleiben. Lass die Finger von dem Kerl. Gib ihm von mir aus das Geld für ein Ticket. Danach brich den Kontakt ab. Zu beiden. Ich werde Paul bitten, alles Nötige zu veranlassen und dann das Gleiche tun. Du kennst ihn. Wenn es darauf ankommt, ist er ein nüchtern kalkulierender Problemlöser.“

„Du meinst, ein skrupelloser?“

„Hattest du Skrupel, vierundzwanzig Menschen bewusstlos eine Treppe runter stürzen zu lassen? Einigen ging es ziemlich dreckig hinterher. Alles eine Frage der Berufswahl. Mach dir keine Gedanken. Wie sie es anstellen, muss uns nicht interessieren. Die Burschen sind beide erwachsen und du bist nicht ihre Amme, Chiara. Wenn Simon ausfliept, ist das seine Sache. Wenn Pauls Partner die Bullen am Arsch haben, dito. Am Ende kommt es darauf an, Probleme schnellstens aus der Welt zu schaffen. Kein Risiko! So einfach.“

„So einfach?“

„Ja, so einfach. Wenn sich die Lage beruhigt, sehen wir weiter. Und sag Simon, er soll sämtliche Belege, Flugtickets und so weiter vernichten. Verbrennen. Was weiß ich. Keine Spuren! Ist das klar?“

„Ja.“

„Versuch ihn zu beruhigen. Wir haben viel erreicht, er soll es jetzt nicht versauen. Ich vertrau auf dein diplomatisches Geschick, Kleines.“

„Ich geb mir Mühe.“

Wenn es etwas Charakteristisches über meine Leipziger Büroperle, Frau Ehle, zu sagen gibt, dann dieses: Die Dame arbeitet gnadenlos effektiv! Innerhalb kürzester Zeit übermittelte sie mir mehrere Optionen für die Reise nach Gibraltar. Ich musste nur noch entscheiden, welche mir die liebste wäre. Nun, das fiel nicht schwer. Direkte Gibraltar-Flüge gingen ausschließlich ab London Heathrow. Ich wählte einen kürzeren Weg. Frau Ehle buchte mir und Corinne eine Maschine von Amsterdam nach Sevilla. Am Flughafen in Spanien stand ein Leihwagen für uns bereit. Quartier hatte uns Frau Ehle in Algeciras besorgt. Die Stadt liegt der Kolonie auf Sichtweite gegenüber. Unser Hotel befand sich unmittelbar an der Bucht von Algeciras, die auf britischen Landkarten „Bay of Gibraltar“ heißt. Wenn wir am Fenster standen, blickten wir auf „The Rock“, den Felsen, wie die Einwohner Gibaltars ihre winzige Halbinsel gern nennen. Womit sie zweifellos recht haben, denn mehr als ein großer Felsbrocken im Meer ist der hochgerüstete britische Stützpunkt im Süden Europas nicht. Allerdings ein sehr malerischer. Bei schönem Wetter bilden sich über seinem Gipfel wie von Geisterhand flauschige Wolken. Die eigentliche „Stadt“ Gibraltar zieht sich als schmaler Streifen unterhalb der Berghänge am westlichen Ufer entlang. Aufgrund dieser Lage und der vorwiegend militärischen Nutzung des Terrains, wäre es schwierig geworden, vor Ort zu übernachten. Es gebe dort kaum Hotels, meinte Frau Ehle.

Ich glaubte ihr unbesehen. Außerdem sind Spanier erfahrungsgemäß entspannter als Briten. Was mir die Arbeit erleichterte. Hier konnte ich in Euro bezahlen, dort musste ich Pfund tauschen. Hier ging die Party nach der Siesta abends erst richtig los. Egal wie spät wir heim kamen, ob Sonn- oder Feiertag, irgendwo hatte immer ein Lebensmittelgeschäft

oder ein Fischrestaurant geöffnet. In der Kolonie dagegen wurden pünktlich „at six p.m.“, also 18.00 Uhr, sämtliche Geschäfte geschlossen und am Weekend lag die Stadt wie ausgestorben in der südlichen Sommerhitze.

Ich dankte meiner Bürochefin für die gute Vorbereitung unserer Tour. Die spanische Mentalität kam uns entgegen. Die Grenze morgens und abends mit dem Auto zu überqueren, sollte nicht das Problem sein. Der Weg war kaum der Rede wert. Viele Spanier, die drüben für die Briten arbeiteten, hielten es wie wir.

Wie sich herausstellte, begannen aber genau damit unsere Schwierigkeiten. Besser gesagt, sie stauten sich aus mehreren Faktoren zusammen. Erstens pendeln wie erwähnt recht viele Menschen hin und her. Auf einer einzigen schmalen Zufahrtsstraße. Nicht nur Arbeitskräfte sondern auch Spanien-Urlauber, die dem Felsen einen Besuch abstatten wollen. Zweitens halten die Briten ihren Nato-Partner offenbar nach wie vor grundsätzlich für Feindesland.

Derart penible Pass- und Zollkontrollen gibt es sonst nirgends in Europa. Jedenfalls hatte ich dergleichen seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt!

Das Verhältnis der beiden Nationen zueinander wirkt auf Außenstehende geradezu grotesk. Von spanischer Seite ist die Abfahrt zur Grenze de facto überhaupt nicht ausgeschildert. Die Enklave der Queen existiert im Weltbild des Königreiches Spanien nicht. Erst kurz vor dem Grenzübergang weist ein kleiner Wegweiser nach rechts. Der Ortsunkundige muss höllisch aufpassen, nicht daran vorbei zu rauschen.

Kaum jenseits der schwer mit Zäunen, freiem Schussfeld und Wachposten gesicherten Trennlinie angekommen, grüßen riesige Plakate. Bürgerinitiativen und Lokalpolitiker konfrontieren ihre Gäste, sofern diese aus Ländern der Europäischen Union kommen, mit dramatischen Apellen, daheim dringend den nächsten Europaabgeordneten aufzusuchen. Man solle den Damen und Herren energisch klarmachen, dass es

für sie aus britischer Sicht in Brüssel eigentlich nur eine wirklich wichtige Aufgabe gebe: Für die dauerhafte Unabhängigkeit der königlich britischen Enklave von den dreisten spanischen Mächtegerneroberern zu kämpfen.

Drittens: Hat sich der interessierte Besucher von diesem Schreck einigermaßen erholt, stockt die Autoschlange erneut. Diesmal an einer Schranke.

Corinne und ich waren nie zuvor in Gibraltar gewesen. Weswegen uns dieser Tatbestand anfangs heftig irritierte. Hier konnte es eigentlich keine Eisenbahn geben. Schon gar nicht auf der schmalen Landzunge, die „The Rock“ vom spanischen Festland trennte. Die Engländer ließen uns nicht lang im Unklaren. Vor uns tauchte donnernd ein Flugzeug von British Airways auf. Es rauschte von rechts nach links an uns vorbei. Bremsen quietschten. Erschrocken schauten wir ihm hinterher. Der Flieger schaffte es tatsächlich anzuhalten. Wenige Meter bevor die kurze Landebahn im Mittelmeer endete. Unglaublich! Als die Schranke wieder hoch ging und unsere Autoschlange im Schrittempo das Rollfeld überquerte, konnten wir dieses kleine Wunder der Technik aus der Nähe bestaunen.

Das Empire manifestiert seine Unabhängigkeit vom Rest der Welt im Allgemeinen und von Spanien im Besonderen mit einem Flughafen, dessen Start- und Landebahn mangels sonstiger Möglichkeiten quer zur einzigen Zufahrtsstraße über die schmale Landzunge gelegt worden war. Hinten und vorn ragt die Piste jeweils ein Stück weit ins Meer. Das muss den mutigen BA-Piloten und ihren Fluggästen reichen.

Der Platzmangel der kleinen Halbinsel ließ uns in der Folge nicht los. Die wenigen öffentlichen Parkplätze waren rappellvoll. Fast eine Stunde lange drehte ich im engen Gewirr der Gassen Runde um Runde. Mehr als einmal wäre ich fast mit anderen Verzweifelten zusammengestoßen. Und als ich endlich ein Plätzchen für Corinne und mich ergattert hatte, glaubte ich am Automaten meinen Augen nicht zu trauen. An und für

sich hatte ich nicht geplant, die gesamte Halbinsel zu kaufen. Es wäre mir auch gar nicht möglich gewesen, denn das Mistding akzeptierte weder Euros noch EC-Karten. Nicht eine der ansonsten weltweit gängigen Kreditkarten. Wir waren gezwungen, zunächst irgendwo britische Pfund zu erwerben oder ein Konto bei einem einheimischen Kreditinstitut zu eröffnen, um deren speziellen Scheck-Karten nutzen zu können. Was inzwischen schwierig wurde, denn nach all den Hindernissen rückten die Zeiger der Uhr mit großen Schritten auf sechs Uhr abends zu.

Dieser Moment freilich, das Sechs-Uhr-Läuten der Kirchenglocken, gestaltete sich zu einem Erlebnis. Als lief ein Film ab, verließen die Ladeninhaber in Irish Town und an der Mainstreet fast im Gleichschritt ihre Geschäfte. Sie kurbelten Jalousien herunter, zogen Scherengitter vor Türen und Schaufenster, prüften die Schlösser, rückten Kippa, Turban oder Melone zurecht, verabschiedeten einander freundlich und strebten dem nächstgelegenen Gotteshaus zu. Hier eine Synagoge, da eine Kirche, am hinteren Ende der Stadt die Moschee. Idylle pur!

Leider hatte sich damit die Option, eine offene Bankfiliale zu finden, für diesen Tag erledigt. Nun, als moderner Europäer war ich überzeugt, dass es irgendwo einen Automaten geben würde, der eine meine Karten akzeptierte. Die Dinger funktionierten selbst in den entlegensten Winkeln der USA problemlos.

Nicht so in den Territorien des Vereinigten Königreiches. Nach längerer Suche trafen wir auf einen Bobby. So einen englischen Polizisten mit hohem Helm, Kinnriemen an der Unterlippe und Schlagstock am Gürtel. Stolz erhobenen Hauptes schlenderte er die Main Street hinunter. Ein Klischee, wie es sich Rosamunde Pilcher nicht kitschiger hätte ausdenken können. Oder Monty Python. Ich nahm mein Herz in die Hände und sprach ihn an.

„Äh, sorry Mister, please, can you help me?“ Keine Reaktion. Ohne den Blick auch nur andeutungsweise zu wenden, stolzierte er an uns

vorbei. Ich rekapitulierte meine bescheidenen Englischkenntnisse und versuchte es ein zweites Mal.

„Excuse me please, Mister ...“ Weiter kam ich nicht. Der Mann blieb mit einem Ruck stehen, fuhr herum und donnerte mit grimmiger Miene:

„I’m not a Mister, I’m a Constable! Sir!“

„Äh ... ach so ... ja ...“ Verflixt und zugenäht, so etwas musste einem doch gesagt werden! Corinne drehte sich weg. Sie bekam sich vor Lachen kaum ein. Immerhin war der Constable nach meiner fast kniefälligen Entschuldigung bereit, sich mein Anliegen anzuhören. Geldautomaten, an denen man mit irgendwelchen europäischen oder amerikanischen Karten Bargeld abheben könne, gebe es in Gibraltar selbstverständlich nicht! Ich solle gefälligst bis zum Morgen warten und in einem britischen Bankhaus ein Konto eröffnen. Ansonsten könnte ich aber gern bei einem der vielen Geldwechsler rechts und links der Main Street Euro in Pfund tauschen. Die Herren verfügten über Sondergenehmigungen, ihre Läden für Touristen ein wenig länger geöffnet zu halten.

So war es dann auch. Ich erhielt die erwünschten Pfund zum aktuellen Wechselkurs. Natürlich gegen eine „kleine“ Gebühr, die in Deutschland wahrscheinlich als „sittenwidrig“ eingestuft worden wäre. Der blanke Wucher! Es blieb mir keine Wahl. Wer jetzt vermutet, dass bei unserer Rückkehr zum Auto bereits ein Knöllchen hinter der Windschutzscheibe klemmte, liegt zu hundert Prozent richtig. Ich hatte von Gibraltar gestrichen die Nase voll. Und das am ersten Abend!

Der zweite Anlauf verlief erfolgreicher. Nach den Erfahrungen des Vorabends parkten wir weit vor der Grenze im Spanischen und betraten das Territorium ihrer Majestät zu Fuß. „George Campbell’s Finest Jewellery“ war leicht zu finden. In der Main Street reihten sich Juweliere, Tabakwarenhändler, Spirituosen-Minimärkte und Wechselstuben dicht bei dicht.

Mister Campbell erwies sich als ziemlich dürrer älterer Herr. Sein gewinnendes Lächeln gab mehrere Goldzähne zur Besichtigung frei. Ein

wenig fahrig sortierte er bei unserem Eintritt etliche bemerkenswerte Armreife.

Der Laden? Klein und muffig. Vollgestopft mit Vitrinen, deren glänzender Inhalt den Neuankömmling förmlich erschlug. Dafür verzichtete Campbell nahezu komplett auf Dekoration. Lediglich an seiner alttümlichen Registrierkasse klemmte etwas, das nichts mit Juwelen und Schmuck zu tun hatte. Eine bunte Ansichtskarte. Sie zeigte ein historisches Gebäude. „Come to Córdoba“ stand über dem Bild. Eine Urlaubserinnerung.

Der Alte beendete seine Arbeit, schob die rotsamtene Unterlage mitsamt des Schmuckes in eine Vitrine, verschloss sie sorgfältig und wandte sich uns zu. Sein Lächeln wurde breiter. Natürlich hätte sich Corinne gern auf eine kleine Beratung eingelassen. Ich hielt sie zurück. Bei diesem Menschen wollte ich eine andere Taktik einschlagen. Solche abgebrühten Burschen waren am ehesten mit dem Überraschungsmoment zu knacken. Ich knallte ihm das Foto von Igor auf den Verkaufstresen und sah ihn fragend an. Sein Lächeln erstarb. Ein nervöses Zucken spielte um seine Mundwinkel. Es war überdeutlich, dass er den Toten auf dem Foto sofort erkannt hatte.

„Was, ... was soll das?“ ächzte er.

„Dieser Herr ist mein Mandant. Gewesen. Ich sollte ihn in einem Fall vermeintlicher Hehlerei vertreten. Es geht um das Roberts-Collier mit dem ‚Blue Sea Star‘. Ich habe zwei weitere Mandanten, die in dieser Sache drin stecken. Nun, ich weiß, dass Sie mit Igor Geschäfte gemacht haben. Insofern glaube ich, dass Sie eine gewisse Verantwortung ihm und seinen Auftraggebern gegenüber haben. Bitte erzählen Sie uns, was Sie über diesen Mann und die sogenannten Cannes Brillanten wissen.“ Ich hatte mit scharfer Stimme gesprochen und meine Forderung klar formuliert. Er sollte sich nicht herauswinden können.

„Wollen Sie mich umlegen? Wie ihn?“

„Ich bitte Sie!“ Ich lächelte. „Wie Sie sehen, hatte sich die Amsterdamer Polizei bereits um den Toten gekümmert, als wir das Foto aufnahmen. Wir sind Anwälte, keine Mörder. Nach Lage der Dinge könnten Sie in nächster Zeit vielleicht auch ein wenig juristische Unterstützung benötigen. Weswegen es mir an Ihrer Stelle erheblich klüger erschiene, jetzt bei uns den Mund aufzumachen als in ein paar Tagen bei Scotland Yard.“

„Wieviel wissen Sie?“

„Mm. Ich stelle hier die Fragen, Mister Campbell.“ Die Ladentür ging. Zwei junge Asiatinnen betraten den Raum. Ärgerlich. Campbell erkannte seine Chance, zeigte seine Goldzähne und meinte freundlich:

„Wie Sie sehen, bekomme ich Kundschaft. Natürlich werden ich mich umhören, ob ich Ihrer werten Frau Gemahlin die gewünschten Brillanten besorgen kann. Kommen Sie bitte morgen wieder.“

„Morgen ist Sonnabend!“ Ich runzelte die Stirn.

„Wie Sie dem Schild draußen an der Tür unschwer entnehmen können, habe ich bis um zwölf geöffnet. Kommen Sie Viertel vor zwölf, dann werde ich Ihnen eine Antwort geben. Ich wünsche einen guten Tag.“ Er verneigte sich und wandte sich den beiden jungen Damen zu. Ich wechselte einen kurzen Blick mit Corinne. Ihre Augen sagten mir: Lass gut sein. Hat keinen Zweck. Gib ihm Zeit, nachzudenken. Sie hatte recht. Wir konnten nichts erzwingen.

Zurück beim Hotel holten wir unsere Badesachen und genossen den Rest des Tages am Strand.

Kommissar Jan Seedorf stand schon in der Tür, als das Telefon auf seinem Schreibtisch schrillte. Einen Augenblick überlegte er, die Tür einfach hinter sich zu schließen und nach Hause zu gehen. Es war eine anstrengende Woche gewesen und eigentlich hatte er vor, selbst sein Mobiltelefon die nächsten Tage abzuschalten. „Entschleunigung“ nannte

sich das. Hatte er gelesen. Sollte helfen, einem Burnout vorzubeugen. Das Telefon gab nicht nach. Seedorf seufzte. Scheiß Pflichtgefühl.

Keine zehn Minuten später fand er sich an jener zugigen Ecke wieder, an der exakt eine Woche zuvor Igor im Wasser gelegen hatte. Jetzt klemmte im Fanggitter ein Schwarzer. Nicht sehr kräftig, schmalrandige Sportbrille. Das ganze Gegenteil des Ukrainers. Irgendwie intellektuell, befand der Kommissar. Aber es gab drei Gemeinsamkeiten, die sich nicht aus der Welt diskutieren ließen: Der Einstich am Hals, die auf den Rücken gebundenen Hände und der zentrale Kopfschuss in die Stirn. Seedorf stöhnte, als ihm diese Übereinstimmungen klar wurden. Na großartig. War das jetzt ein neues Spielchen? Die Freitagsleiche? Jede Woche eine? Schönen Dank auch!

„Überprüfen Sie die Hosentaschen!“ knurrte er die Kollegen von der Spurensicherung an. „Wenn der auch eine Visitenkarte von diesem Hall drin stecken hat, lass ich den Burschen zur Fahndung ausschreiben. Egal, wo er gerade steckt.“ Es fand sich keine Karte. Diesmal hatte der Mörder wirklich an alles gedacht. Keine Papiere, keine Zettel, nichts. Einzig die Brille hatte er der Leiche gelassen. Diese Brille war es schließlich, die den Kommissar ins Grübeln brachte. Irgendwo hatte er einen Mann mit so einer Brille gesehen. Und zwar vor gar nicht allzu langer Zeit. Nur in welchem Zusammenhang?

Er fuhr zurück ins Büro, schaltete den Computer an und durchsuchte die verschiedenen infrage kommenden Dateien. Er musste nicht lange suchen. Es war eine Mail der Amerikaner vom Vormittag. Sie baten um Hilfestellung. Der Gesuchte wurde verdächtigt, an einem großangelegten Hackerangriff auf Einrichtungen der Vereinigten Staaten beteiligt gewesen zu sein. Nicht meine Baustelle, hatte er gedacht. Sind doch selber nicht besser, die Jungs. Das war wie gesagt heute Vormittag. Jetzt war der Mann doch seine Baustelle geworden. Sein Name: Simon Brown. Alter: 35. Wohnhaft in New York. Sehr schön. Wenn das mit den Freitagsleichen immer so nahtlos lief, ließ es sich aushalten. Eins hatte

sich mit diesem Toten allerdings erledigt: Seine Theorie von dem isolierten Mord im Machtkampf der Russenmafia. Hier schaffte jemand sehr systematisch Leute aus dem Weg, die ihm gefährlich werden konnten. Nur wer? Und warum?

The Rock

Samstagmittag. Pünktlich dreiviertel zwölf betraten Corinne und ich das Juweliergeschäft in der Main Street. George Campbell befand sich im Verkaufsgespräch mit einer kleinen korpulenten Frau. Die Dame ging zweifellos straff auf die Rente zu. Wenngleich das Thema „Rente“ für sie vermutlich keine Rolle spielte. Sie wirkte eher wie eine reiche Witwe, die es gewohnt war, die Millionen ihres Verblichenen mit vollen Händen auszugeben. Die Frau trug ein extrem elegantes Designerkostüm, das passgenau auf ihre üppigen Formen zugeschnitten war. Nahezu an jedem Finger blinkerte ein anderer edler Stein. Bei unserem Eintreten legte sie gerade ein Diamant-Halsband zurück auf den Tresen.

„Pack mir das weg, George. Ich lass es nächste Woche abholen.“ Sie blickte zu uns. „Treten Sie ruhig näher. Ich bin gerade fertig.“

„Keine Eile, gnädige Frau“, antwortete ich. „Lassen Sie sich durch uns nicht stören. Wir haben Zeit.“ Sie warf dem Juwelier einen belustigten Blick zu und fragte dann in unsere Richtung:

„Dann machen Sie wohl in Gibraltar Urlaub? Ja, ja, das ist schon ein wunderschönes Fleckchen Erde. Ich komme immer wieder gern hierher. Was haben Sie denn alles schon gesehen?“

„Nicht viel. Wir sind gerade erst angekommen.“

„Eigentlich sind wir auch nicht direkt zum Urlaub machen hier. Zumindest soweit ich für mich sprechen kann, bin ich zum Arbeiten gekommen“, mischte sich Corinne ein. Ich war entsetzt. Was sollte das? Wollte sie der Fremden unseren Auftrag verraten? Auch der Juwelier sah erstaunt auf. Aber Corinnes Intentionen gingen in eine andere Richtung. Sie witterte in der gutsituierten Lady potenzielle Kundschaft.

„Mein Name ist Corinne Blair. Ich bin Malerin. Freunde empfahlen mir ‚The Rock‘, um ein paar romantische Studien zu treiben. Der Blick von oben soll atemberaubend sein.“

„Oh ja!“ Die Frau pflichtete ihr bei. „Wenn Sie dort noch nicht waren, müssen Sie unbedingt hin. Und erst die kleinen Äffchen, die Berbermakaken!“

„Sind die wirklich so zutraulich, wie man sich erzählt?“

„Und wie. Wenn Sie die füttern, kommen die ganz nah an Sie ran. Aber Sie müssen achtgeben. Die kleinen Biester sind diebisch wie die Elstern. Die haben Ihre Handtasche oder Ihren Hut, so schnell können Sie nicht gucken.“ Die Alte kicherte. „Und ganz unbedingt müssen Sie die ‚Great Siege Tunnels‘ besichtigen.“

„Was ist das?“ fragte Corinne.

„Festungsanlagen von der großen Belagerung durch Napoleon. Sensationell sage ich Ihnen. Die Engländer haben sie in den Felsen gegraben mit Schießscharten für ihre Kanonen.“

„Und da kann man einfach so rein?“ Corinne hatte offenbar Feuer gefangen.

„Nur mit Führung, Kindchen“, meinte die Dame. „Ich wollte mir so eine Besichtigung schon lange mal wieder antun. Heut um zwei wäre eine gute Zeit. Um Mittag herum sind meist nicht ganz so viele Leute dabei und man bekommt mehr mit.“ Sie schien zu überlegen. „Was halten Sie davon? Hätten Sie und Ihr Begleiter Lust, mit mir gemeinsam das Abenteuer zu wagen? Mit netten Leuten macht so eine Tour mehr Spaß! Unterwegs erzählen Sie mir von Ihren Bildern.“ Corinne sah mich fragend an.

„Nun, ich weiß nicht ...“ Ich wandte meinen Blick zum Juwelier. Der hob die Schultern.

„Wir werden sicher nicht ewig brauchen“, meinte er. „Ich muss ohnehin gleich schließen. Sonst bekomme ich Ärger mit den Behörden. Ich denke, ich kann Ihnen schnell weiter helfen.“

„Nun denn!“ Die kleine dicke Frau schlug die Hände zusammen. Sie freute sich wie ein Schneekönig. Sollte ich ihr den Spaß verderben? Und wenn Corinne ihrer neuen Bekannten hinterher ein paar Bilder verkaufen

konnte? Was sprach dagegen? Diese Tunnel waren sicher ziemlich interessant. Außerdem: Wahrscheinlich hatte Campbell recht. Wenn er auspackte, würde unser Gespräch nicht ewig dauern, wenn nicht, dann erst recht nicht. Wir verabredeten uns Punkt zwei an der Festung.

„Hach, da muss ich mich aber beeilen! Ich muss mich umziehen. So kann ich nicht auf den Berg klettern!“ rief unsere neue Bekannte. Sie umarmte uns und stürzte aus dem Laden. Im nächsten Augenblick schnellte sie wie eine Flipperkugel zu uns zurück. Ich war nicht einmal zum Luftholen gekommen. „Ich hab mich ja gar nicht vorgestellt. Wie unhöflich von mir. Ich heiße Estefania.“

„Martin.“

„Corinne.“

„Wie schön, wir sehn uns nachher.“ Husch, war sie verschwunden. Wir mussten lachen. Campbell lachte nicht. Sein angestregtes Grinsen ließ lediglich ein paar Goldzähne blinken. Ich wurde ernst.

„Nun?“ Er winkte uns näher. Nebenbei drehte er sein Radio etwas lauter.

„Ich will nicht laut reden. Ich glaube, dass mein Laden kein guter Ort für uns ist. Ich hatte vor einiger Zeit Ärger mit den Finanzbehörden. Seither werde ich das Gefühl nicht los, dass die mich abhören. Mein Vorschlag: Wenn Sie um zwei die Führung mitmachen, erwarte ich Sie hinterher auf dem Weg zur Seilbahnstation. Dort oben wird um die Zeit wegen der Hitze kaum ein Mensch unterwegs sein, und ich kann Ihnen während eines kleinen Spazierganges alles in Ruhe erzählen.“ Der Vorschlag schien mir akzeptabel. Er gab uns die Möglichkeit, in Ruhe ein leichtes Mittagessen zu suchen. Wir waren vorhin an einem kleinen Straßenrestaurant vorbei gekommen, in dem es den englischen Klassiker gab: Fisch und Chips. Mit frischem Salat. Sah ziemlich appetitlich aus. Anschließend würden wir genügend Zeit haben, ganz stressfrei die steilen Treppen und Wege hinauf zu den „Great Siege Tunnels“ zu erklimmen.

Zehn Minuten vor Beginn der Führung erreichten wir die Felsenfestung. Estefania erwartete uns bereits. Im Gegensatz zu Corinne und mir wirkte der kleine Kugelblitz ausgeruht. Aufgeräumt erklärte sie uns, es gäbe hier ein Taxi-Shuttle. Die Straße herauf, wo James Bond einst seine Stunts drehte. Hätten wir sicher gesehen. Die Sache mit der Geheimdienstübung, in die sich dann plötzlich die Bösen eingemischt hätten. Russen oder so.

Estefania war erheblich akribischer als wir auf die Tunneltour vorbereitet. Sie trug jetzt sportliche Wanderkleidung. Eine derbe Hose, Baumwollshirt und eine Art Tarnweste mit unglaublich vielen Taschen. Dazu äußerst professionelle Kletterstiefel. Auf dem Rücken einen Rucksack, aus dem seitlich eine große Wasserflasche ragte. Ich bekam schon beim Hinsehen Durst.

Leider haben es die Engländer mit dem Tourismus nicht so. Zumindest in Gibraltar. Ich sah nirgends einen Kiosk. Corinne vermisste die Toilette. Estefania empfahl ihr, sich einfach hinter ein Gebüsch zu hocken. Das würden hier alle so halten.

Ich fragte sie, wo sie eigentlich her käme. Estefania klänge spanisch. Sie sei in Valencia geboren, erklärte sie mir. Dafür spreche sie aber ein erstaunlich akzentfreies Englisch, lobte ich. Sie lachte herzlich.

„Danke, danke, lieber Martin, aber das ist kein Kunststück. Meine Mutter war Engländerin und ich bin schon seit vielen Jahren in der ganzen Welt zu Hause.“ Sie hatte eine offene, gewinnende Art, die einfach Freude bereitete.

Gut gelaunt betraten wir die alte Bergfestung. Zahlreiche Gänge, Kanonen und Schießscharten später verabschiedeten wir uns von Estefania. Wir bedankten uns herzlich für den Tipp. Die Anlage war wirklich sehenswert gewesen. Von einigen der Geschützstellungen aus konnten wir das Treiben unten auf dem Flughafen beobachten. Start und

Landung der Maschinen. Die Schranken. Sehr amüsant. Zudem war es in diesen Katakomben angenehm kühl.

Estefania hätte uns gern auf einen Kaffee oder ein Eis unten in der Stadt eingeladen. Wir lehnten dankend ab. Corinne erzählte, dass sie unbedingt ein paar Affen fotografieren müsse. Außerdem, sie habe es ja gesagt, habe sie den Skizzenblock dabei. Die Arbeit dürfe halt bei allem Vergnügen nicht zu kurz kommen. Dafür hatte unser kleiner Kugelblitz Verständnis. Corinne reichte der Frau ihre Karte. Sie möge sich bitte einmal auf ihrer Homepage umschauen. Da seien Fotografien ihrer Gemälde zu sehen. Estefania bedankte sich und versprach, uns virtuell zu besuchen. Sie selber bedauerte, gerade keine Karte dabei zu haben. Sie würde sich aber ganz bestimmt melden. So weit so gut.

Wir schlugen jenen Höhenweg ein, den uns der Wegweiser zur oberen Seilbahnstation wies. Er führte von den Tunneln aus weiter bergan. Immer wieder hockten Makaken am Wegesrand und bedachten uns aufmerksam mit bettelnden Blicken. Sie hielten es offenbar für ihr gutes Recht, gründlichst mit Futter verwöhnt zu werden. Einer der Burschen begleitete uns eine ziemliche Strecke, bis er sich in ein schattiges Gebüsch zurückzog. Womit er die bessere Wahl traf. Die Sonne brannte unerbittlich auf den Bergrücken. Die wenigen Grasnarben und Sträucher boten einen traurigen Anblick. Braun und verbrannt. Mir lief der Schweiß in Strömen und ich bemerkte, dass ich mich allmählich wund lief. Corinne klagte über Durst. Und weit und breit kein George Campbell zu sehen. Hatten wir uns bei den Tunneln verpasst? Aber er wollte doch nicht von anderen gesehen werden? Jedenfalls ganz bestimmt nicht von seiner treuen Kundin Estefania. Andererseits, soweit ich es beurteilen konnte, gab es keinen zweiten Pfad zur Seilbahn.

Links neben uns erhob sich nackter Fels. Unser Weg wand sich an seiner grauen Flanke entlang und verschwand hinter einer Biegung. Vielleicht wartete Campbell dahinter auf uns. Ich setzte mich auf einen Stein, um meine Schnürsenkel neu zu binden. Einer hatte sich gelockert,

der andere war eben aufgegangen. Fast wäre ich gestolpert. Corinne wollte es mir gleich tun, durchatmen, ausruhen, sprang aber sofort wieder auf. Auf dem Brocken hätten wir Eier braten können. Ich trug lediglich eine robustere Hose als Corinne.

Als ich mich zu meinen Schuhen hinunter beugte, hörte ich ein leises Zischen über meinem Ohr und dann ein Klacken. Etwas zerschellte am Fels hinter mir. Ich drehte mich um. Eine Art Pfeil aus Plastik oder eine Spritze in Projektilform, deren Nadel abgebrochen war, kollerte neben meine Füße. Wollte hier jemand Affen jagen und hatte ausversehen ... Es zischte ein zweites Mal. Ich warf mich zu Boden, packte Corinne und brüllte, sie solle sich hinlegen. Zu spät. In ihrem Oberarm steckte bereits der Betäubungspfeil. Sie schaute ungläubig auf den Arm, dann zu mir, dann verlor sie das Bewusstsein. Das Zeug wirkte verdammt schnell. Es musste etwas von der Art sein, mit dem man wilde Tiere einfing, wenn sie aus dem Zoo ausbrachen oder wenn man ihnen in der Wildnis einen Sender umbinden wollte. Ich hatte nicht genau erkennen können, wo das Projektil herkam. Aber dem Auftreffen nach zu urteilen, konnte es nur von dem Geröllfeld herrühren, das sich unterhalb unseres Weges erstreckte. Das hieß, solange ich liegen blieb, fand der Angreifer kein Ziel. Nur, wie lange konnten wir hier liegenbleiben? Mitten in der Prellsonne? Und verfügte unser Angreifer vielleicht über einen B-Plan? Gegen eine Handgranate oder so hätten wir uns kaum schützen können. Bis zur Wegebiegung war es zu weit.

Ohne Frage konnte es sich bei dem Angreifer nur um den Juwelier handeln. Hier hatte er uns herbestellt. Hier musste er nur warten, bis wir arglos auftauchten. Ich erinnerte mich, was der Kommissar in Amsterdam gesagt hatte: Igor war, bevor man ihn hinrichtete, mit einer Spritze betäubt worden. Das passte.

Vorsichtig zog ich ein Taschentuch aus meiner Hose und sammelte die beiden Betäubungspfeile ein. Möglichst ohne eventuelle Fingerabdrücke oder DNA-Spuren zu verwischen. Um mich nicht ausversehen selbst

damit zu stechen, packte ich sie in Corinnes Handtasche. Wobei ich die Gegend im Auge behielt. Nichts rührte sich. Anscheinend glaubte Campbell, dass ich mich irgendwann erheben müsse. Womit er nicht ganz unrecht hatte. Umso mehr, als ich Corinne natürlich am liebsten schnellstens zu einem Arzt gebracht hätte. Wusste ich, mit welchen Mitteln der Kerl arbeitete? Wie gefährlich das Gift war?

Schließlich tat sich etwas. Allerdings nicht im Geröllfeld, sondern oben an der Wegebiegung. Stimmen wurden laut. Kinderstimmen. Lamentierende Kinderstimmen. Im nächsten Augenblick tauchte eine Wandergruppe auf. Ferienlagerkinder oder Pfadfinder oder etwas in der Art. Ihr ehrgeiziger Führer hatte sich von der Mittagshitze nicht davon abhalten lassen, die Kids über den Affenfelsen zu jagen. Jetzt blieb ihm nichts weiter übrig, als seine denkbar mies gestimmte Truppe irgendwie mit markigen Sprüchen und dem Versprechen auf jede Menge Eis zu motivieren. Als sie uns vor sich liegen sahen, blieben sie erschrocken stehen. Ihre Gespräche verstummten.

Ich entspannte mich, richtete mich ein wenig auf und winkte. Gott sei Dank, sie sprachen englisch! Ich bat sie, näherzutreten und uns zu helfen. Meine Begleiterin sei nicht tot. Sie hätte vermutlich einen Hitzschlag erlitten. Wir bräuchten dringend Hilfe. Im Nu waren wir von der Gruppe umringt. Ein Mädchen zerrte Erfrischungstücher aus ihrem Rucksack und legte sie Corinne auf den Kopf und die Handgelenke. Der Gruppenleiter griff zum Telefon und rief den Notarzt. Wir waren gerettet. Allerdings gab es keinen Grund, zu triumphieren. Der Countdown hatte gerade erst begonnen. Ich bereute, meine Freundin der Gefahr ausgesetzt zu haben. Ich hätte darauf bestehen sollen, allein zu reisen. Wenn die Frau bloß nicht immer so stur wäre! Hoffentlich kam sie bald wieder auf die Beine.

Kurze Zeit später lag Corinne im St. Bernhardt's Hospital. Es war alles sehr schnell gegangen. Das kleine Krankenhaus befindet sich am Fuße

des Berges. Die Straße zum Gipfel führt direkt daran vorbei. Noch auf dem Weg hinunter hatte der Rettungsassistent eine Infusion gelegt, um Corinnes Kreislauf zu stabilisieren. Nach Analyse des Pfeiles, der in ihrem Arm gesteckt hatte, wurden umgehend geeignete Gegenmittel verabreicht. Wie ich vermutet hatte, war es ein starkes Betäubungsmittel. Gott sei Dank kein tödliches Gift. Corinne erholte sich rasch.

Natürlich erhielten wir Besuch von der Polizei. Inspektor Jones befragte zunächst mich, ließ sich beide Pfeile zeigen, verhörte, nachdem es ihr wieder besser ging, Corinne und rieb sich schließlich nachdenklich das Kinn. Unsere Geschichte gefiel ihm nicht. Nach Lage der Dinge war das Weekend für ihn gelaufen. Ausgerechnet heute, wo er am Abend von Freunden zu einem romantischen Segelturn unter Sternen eingeladen worden war. Ärgerlich.

Andererseits ... Bis dahin waren noch ein paar Stunden hin und im Dunkeln konnte man ohnehin keine Spuren mehr erkennen. Schließlich stand sein Entschluss fest: Er würde lieber sehr vielen Kollegen den Samstagnachmittag verderben und sofort mit Volldampf die Ermittlungen starten. Desto eher würden sie fertig sein. Eigentlich war ja klar, wonach beziehungsweise nach wem sie suchen mussten. Vielleicht ließ sich ein schneller Erfolg verbuchen. So etwas machte sich in den Akten für die Beförderung immer gut.

Mich nahm Inspektor Jones mit. Ich sollte ihm den Tatort zeigen. Jedoch nicht, ohne mich unterwegs gründlich zu tadeln, warum wir uns nach unserer Ankunft nicht gleich bei ihm auf der Wache gemeldet hätten.

So kam es, dass ich bald mit vielen schlechtgelaunten Bobbys wieder in der Prellsonne stand und zum x-ten Mal unser Erlebnis schilderte. Der Kratzer am Fels, wo der erste Pfeil aufgeschlagen war, ließ sich gut erkennen. Einer der Männer fand die abgebrochene Spitze. Die Suche nach der Stelle, von der aus der Schuss abgefeuert worden war, erwies sich als schwieriger. Jones telefonierte mit seinen Kollegen an der

Grenze und bat sie, einen Hundeführer abzustellen. Danach fuhren wir zum Laden in der Main Street. Hier wimmelte es ebenfalls bereits von Polizisten. Unter den mürrischen Gesichtern entdeckte ich meinen Constable vom ersten Abend. Als er mich erkannte, verzog er das Gesicht. Was in seinem Kopf bei meinem Anblick vorging, ließ sich leicht erraten: Hätte ich mir denken können, dass es mit diesen Ausländern Ärger gibt!

Wie ich erfuhr, befand sich George Campbells Wohnung im gleichen Haus über dem Geschäft. Das Vögelchen schien ausgeflogen. Er machte trotz lautstarken Klingeln und Klopfens nicht auf. Natürlich ging er auch nicht ans Telefon. Die Kriminalisten berieten sich. Wann ein offizieller Durchsuchungsbeschluss eintrudeln würde, ließ sich schwer abschätzen. Darauf zu warten, hieße wertvolle Stunden verstreichen lassen. Stunden, die dem Verbrecher Vorsprung gaben und dem eigenen Feierabend später fehlen würden. Ein Blick auf die Uhr verriet, dass die Tea-Time längst angebrochen war. Das gab den Ausschlag. Der Inspektor übernahm die volle Verantwortung. Er erteilte einen eindeutigen Befehl: Aufbrechen!

Es erwies sich schwieriger als gedacht, die Tür eines Juweliers zu knacken. Scherengitter und Panzerglas leisteten hartnäckig Widerstand. Ein Handwerker wurde gerufen, der eine halbe Stunde später mit Seitenschneider und Schweißgerät anrückte. Fast zeitgleich trafen zwei weitere Streifenpolizisten ein. Die Zentrale schickte sie. Ihre Alarmanlage hatte gemeldet, dass jemand in George Campbells Finest Jewellery einzubrechen versuche. Das Wunder der Kommunikation!

Die Durchsuchung brachte wenig. Außer der Erkenntnis, dass der Juwelier Hals über Kopf abgereist sein musste. Sein Schlafzimmer glich einem Schlachtfeld. Dicke Staubränder auf dem Schrank bewiesen, dass zwei Koffer fehlten. Und es fehlten fast alle Schmuckstücke aus den Vitrinen. Verglaste gähnende Leere. Kein Farbtupfer, kein Glanz. Einzig die billigen Schaufensterexponate hatte Campbell zurückgelassen, um

nach draußen Normalität vorzutäuschen. Und seine alte schwarze Registrierkasse. Natürlich kam es vor, dass Juweliere ihre teuersten Schmuckstücke übers Wochenende in einen gesonderten Tresor einschlossen. Diese Möglichkeit entfiel aber in Campbells Fall. Der Tresor in seinem Büro stand sperrangelweit offen. Er war leer.

Vom Berg traf die Meldung ein, dass der Spürhund das wahrscheinliche Versteck des Attentäters gefunden hatte. Allerdings gab es keinerlei brauchbaren Spuren. Der Hund hatte sein Herrchen vom Geröllfeld bis zur Straße geführt. Dort verlor er die Fährte.

Inspektor Jones telefonierte erneut mit dem Grenzübergang sowie mit den Beamten am Flughafen und an der Fähre. Er ließ Campbell zur Fahndung ausschreiben. Allerdings war er sich der Sinnlosigkeit seines Tuns durchaus bewusst. Wenn Campbell wirklich gleich nach seinem Anschlag aufgebrochen war, dann befand er sich längst irgendwo in Spanien. Oder, falls er ein eigenes Boot besaß, womöglich drüben in Marokko. Einzig London fiel aus. Zumindest hatte kein Mann namens Campbell im Laufe des Nachmittags bei British Airways eingecheckt. Es würde Tage dauern, alle Möglichkeiten zu prüfen.

Weswegen sich der Inspektor bei mir für meine Hilfe bedankte und sich nun endlich in sein wohlverdientes Weekend zurückzog. Die Freunde hatten schon angerufen und gefragt, wo er bleibe. Die Spurensicherung würde sich noch eine Weile im Haus umsehen und dann ebenfalls Feierabend machen. Corinne und mich lud der Inspektor ein, ihm am Montagmorgen einen Besuch in der Wache abzustatten. Dann wolle er mit uns die weiteren Schritte besprechen. Ich trabte zurück zum St. Bernhard's Hospital. Corinne erwartete mich abmarschbereit. Die Wirkung des Betäubungsmittels war schnell verflogen. Was blieb, war die Angst. Sie verfolgte uns das gesamte restliche Wochenende.

Der Inspektor hingegen schien einen prächtigen Samstagabend und anschließend einen entspannten Sonntag erlebt zu haben. Gut gelaunt

empfang er uns in seinem Büro. Gemeinsam rekapitulierten wir das Geschehen, diskutierten über mögliche Bezüge zu den Ereignissen in Berlin, London und Amsterdam. Wobei ich vorschlug, vielleicht einmal bei Kommissar Seedorf anzurufen, um ihn über die neuen Ereignisse zu informieren. Jones hielt das für eine ausgezeichnete Idee, schritt dann aber doch nicht sofort zur Tat. Ihm kam ein Gedanke. Er riss die Tür auf und brüllte nach einer jungen Kollegin.

„Melissa! ... Come on, time is money! ... Pronto!“ Er amüsierte sich königlich, als die Lady tatsächlich im Laufschrift ins Zimmer rauschte. „Great!“ lobte er sie. „Das ist Sergeant Melissa Foley“, stellte er sie uns vor. „Melissa, das sind der Herr Anwalt Martin Hall und seine Assistentin Corinne Blair aus Deutschland.“ Wir reichten uns die Hand. „Melissa, du bist doch an der Sache mit der Steuerhinterziehung dran. Du weißt schon, die Sache, wo etliche von unseren Juwelieren drin verstrickt sind. Wenn ich mich richtig erinnere, gehört da auch dieser Campbell dazu? George Campbell?“ Melissa bejahte. „Gut. Wie ist denn da der Stand der Dinge? Hieß es nicht, das Telefon soll angezapft werden?“

„So hieß es. Durften wir dann aber nicht. Der Anfangsverdacht rechtfertigte keinen Eingriff in seine Privatsphäre.“

„Schade. Angesichts dieser unglaublichen Geschichte vom Wochenende wäre es sehr hilfreich, zu wissen, ob der Mann Connections nach Amsterdam hat. Beispielsweise. Danke Melissa.“ Die junge Frau zögerte.

„Na ja“, meinte sie, „wir durften zwar nicht abhören, aber die Metadaten haben wir.“

„Die was?“

„Die Verbindungsnachweise. Ich könnte mal nachsehen, ob Amsterdam dabei ist. Wenn ja, lässt sich leicht herausfinden, wem der Anschluss gehört.“

„Great!“ Inspektor Jones frohlockte. „Dann hopp, hopp. Damit würdest du mir sehr helfen.“ Melissa strahlte und sauste davon. Etwas interessierte mich in dem Zusammenhang.

„Steuerhinterziehung und Gibraltar, das passt eigentlich gar nicht zusammen, oder? Ich dachte immer, wie in den meisten britischen Überseeterritorien ist das hier ein Steuerparadies, wo die Leute eh kaum etwas abliefern müssen?“ Er stimmte mir zu.

„Im Prinzip ja, aber ... Manche Leute bekommen den Hals eben einfach nicht voll. Insbesondere dann, wenn es sich um Schwarzmarktbeziehungsweise Hehlerware handelt. Ich kann ja schlecht hingehen und in meiner Steuererklärung schreiben: In Kommission genommen – zehn gestohlene Ringe. Nicht wahr? Insofern kommen wir über den Umweg der Steuerfahndung auch manchem anderen Ganoven auf die Spur.“ Das leuchtete mir ein.

Keine zehn Minuten später legte Melissa uns einen Namen auf den Tisch. Paul Vandenberg, Immobilienmakler.

Kommissar Seedorf in Amsterdam hörte interessiert zu, was ihm sein Kollege aus Gibraltar berichtete. Mit wenigen Worten informierte er seinerseits über den Mord an Simon Brown. Im Anschluss griff er sich zwei Kollegen und fuhr zum Büro des Maklers. Es lag am gleichen Kanal, in dem die beiden „Freitagsleichen“ entdeckt worden waren. Was für ein Zufall, dachte Seedorf. Eine füllige kleine Frau fortgeschrittenen Alters mit filziger Strickjacke und dicker Brille ließ die Polizisten ein. Die schüchterne Dame stellte sich als Frau Pause vor. Sekretärin von Herrn Vandenberg. Ihr Chef sei auf Dienstreise, erklärte sie.

„Seit wann?“ drängte Seedorf. Geduld war seine starke Seite nicht.

„Hm. Freitag. Glaub ich.“

„Glauben Sie oder wissen Sie?“

„Ich glaube, dass ich das weiß.“ Der Kommissar verdrehte die Augen. Wie konnte sich ein Immobilienmakler so inkompetente Mitarbeiter leisten?

„Na schön, na schön. Wissen Sie wenigstens, wann er wiederkommt?“

„Nein.“

„Und wo er hingefahren ist?“

„Nein.“

„Sagt Ihnen Ihr Chef denn nie, was er macht?“

„Ich bin nur für das Büro da. Für den Schriftverkehr und das Blumengießen, damit die Pflänzchen nicht eingehen, wissen Sie? Der Herr Vandenberg ist sehr oft auf Reisen.“ Innerlich schlug Seedorf die Hände überm Kopf zusammen. Äußerlich blieb er freundlich und gefasst.

„Hat Ihr Chef ein Mobiltelefon, damit man ihn unterwegs erreichen kann?“

„Ja.“

„Dürfte ich die Nummer bitte haben?“

„Gern, aber das wird Ihnen nicht viel nutzen.“

„Nicht? Warum nicht?“

„Weil er das nicht mitgenommen hat. Er hat gesagt, wenn er mal eine Woche Urlaub macht, will er nicht gestört werden.“

„Ahaaa! Er macht also Urlaub. Eine Woche lang. Dann wissen Sie ja doch, wann er wieder kommt. Nächste Woche Montag, nehme ich an?“

„Das können Sie gerne annehmen, Herr Kommissar“, erwiderte Frau Pause. „Das kann natürlich gut sein. Aber wissen kann ich es nicht.“ Seedorf war verblüfft.

„Und warum nicht?“

„Es könnte ja sein, dass er danach woanders was zu tun hat oder ein bisschen länger zum Urlaub in Córdoba bleibt, wenn es ihm gut gefällt. Und weil Sie gefragt haben, ob ich weiß, wann er wiederkommt und man bei der Polizei wahrheitsgemäß antworten muss und ich das ja nicht

wissen kann, ob er nächsten Montag wirklich wiederkommt, deswegen hab ich ‚Nein.‘ gesagt.“

„Sie treiben mich in den Wahnsinn!“ knirschte der Kommissar. Dann riss er die Augen auf. „Moment. Sagten Sie eben ‚Córdoba‘, gute Frau?“

„Sagte ich das?“

„Das sagten Sie.“

„Ganz sicher?“

„Ganz sicher!“

„Ich glaube nicht.“

„Ich glaube schon.“

„Also eine Glaubensfrage?“

„Das glaube ich nicht!“

„Für Glaubensfragen ist der Papst zuständig.“ Seedorf schnappte nach Luft.

„Gute Frau, ich lasse Ihnen die Wahl; entweder Sie sagen mir auf der Stelle, was Sie wissen oder ich nehme Sie in Beugehaft. Mindestens drei Tage lang. Und es ist mir vollkommen Wurscht, was der Papst dazu sagt! Habe ich mich klar ausgedrückt?“

„Ich glaube ja. Hm. Na gut. Aber verraten Sie mich bitte nicht, wenn er Montag wieder hier ist. Ich sollte das niemandem sagen. Er hat da eine kleine Freundin, der Herr Vandenberg. Kommt immer ganz fröhlich und entspannt nach Hause, wenn er bei ihr gewesen ist. Ich mein, das kann man ja verstehen, wo er nicht verheiratet ist. Immerhin ist er ein Mann, der noch voll in Saft und...“

„Ja, ja, ja! Name und Adresse?“

„Von der Dame?“

„Von wem sonst?“

„Nein, also das weiß ich wirklich nicht, Herr Kommissar. Und wenn Sie mich foltern, das weiß ich nicht!“

Jan Seedorf gab auf. Immerhin schien ihm gesichert, dass es in der Gracht diese Woche keine neue Freitagsleiche geben würde. Beruhigen-

de Aussichten. Andererseits kam er mit den Auskünften der Sekretärin vorläufig nicht weiter. Für einen internationalen Haftbefehl reichte die Tatsache, dass Vandenberg mit einem Steuerhinterzieher in Gibraltar telefoniert hatte, nun wirklich nicht. Nicht einmal für einen Durchsuchungsbefehl hier in Amsterdam. Für seine Beteiligung an den Morden gab es keinerlei Beweis. Nur Vermutungen.

Und prophylaktisch die spanische Polizei einschalten? Die Kollegen in Córdoba würden ihn auslachen. Was sollten sie denn machen? Jeden Touristen in ihrer schönen Stadt anhalten und nach dem Namen fragen? Nur weil eine alte Dame eine heiße Affäre witterte? Unfug. Interessanter wäre es mit Sicherheit, sich beim FBI zunächst nach Simon Brown zu erkundigen. Vielleicht brachte das konkretere Anhaltspunkte. Und danach würde er in die Medien gehen. Ein wenig Staub aufwirbeln. Manchmal half das. Er würde für den Nachmittag eine Pressekonferenz einberufen. Bis dahin galt im Kommissariat die Devise: Abwarten und Tee trinken!

Und natürlich musste Seedorf auf alle Fälle mit Inspektor Jones telefonieren. Der Mann sollte ab jetzt besser in die niederländischen Ermittlungen einbezogen werden. Hauptsache, er erzählte dem deutschen Anwalt nicht zu viel. Anwälte musste beim besten Willen nicht alles wissen. Das gab nur Ärger.

Wir saßen noch im Büro des Inspektors, als der Rückruf aus Amsterdam einging. Er griff zum Hörer, nickte und bat uns dann, kurz draußen zu warten. Na das waren ja schöne neue Moden! Gut, ich bin es gewohnt. Im Zweifel betrachten Polizisten Anwälte grundsätzlich als störend. Es sind Leute, die dort nachhaken, wo es weh tut. Ohne sie wäre die Polizeiarbeit bequemer. Geschenk. Jeder macht seinen Job, so gut er es versteht.

Lange mussten wir nicht warten. Jones schien zufrieden.

„Die Kollegen in Amsterdam sind an Vandenberg dran. Wir suchen Campbell. Wenn wir die beiden haben, werden wir weiter schauen. Mehr kann ich Ihnen momentan nicht anbieten. Ich denke, es wäre das Beste, Sie fahren jetzt wieder nach Hause zu Ihren Mandanten. Hintergründe kann die deutsche Justiz bei uns abfragen, falls nötig. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Heimreise.“

„Verdammt!“ schimpfte ich, als wir draußen waren. „Ich wüsste zu gern, was die beiden verhandelt haben.“

„Kannst du gleich erfahren“, meinte Corinne.

„Wieso?“ Sie griff in ihre Handtasche und schwenkte vergnügt ihr Diktiergerät.

„Als wir raus mussten, hab ich dein Gesicht gesehn. Wusste gleich, was los war. Also hab ich meine Handtasche auf dem Stuhl stehn gelassen.“ So ein gerissenes kleines Luder! Wir suchten uns ein Café am Yachthafen, vergewisserten uns, dass niemand lauschte und hörten die Aufnahme ab. Einmal, zweimal, dreimal. Die Qualität ließ arg zu wünschen übrig. Kein Wunder bei einem Mikrofon, das aus dem Innern einer Damenhandtasche heraus sein Glück versuchen musste. Natürlich verstanden wir kein Wort des holländischen Gesprächspartners. Was nichts zur Sache tat, denn der Inspektor wiederholte manches. Dabei kristallisierte sich ein Begriff heraus, über den sich die beiden länger unterhalten hatten: Córdoba. Meist in Verbindung mit Sätzen wie „Da haben wir keinen Zugriff.“ „Die Spanier mögen uns nicht.“ „Fällt nicht in unsere Kompetenz.“ „Gibt es konkrete Anhaltspunkte? Nicht?“ „Das kann alles und nichts bedeuten.“ „Kein Hinweis auf Campbell?“ „Ich seh da keinen Zusammenhang.“ „Tja, und selbst wenn, wo wollte man mit der Suche beginnen? Das wäre, wie nach der berühmten Nadel im Heuhaufen zu stochern.“ „Amtshilfe schön und gut, nur mit welcher Begründung?“ „Eben! Alles sehr vage.“

Córdoba. Ich grübelte.

„Was meinst du, hat es mit Córdoba auf sich?“

„Ich denke, dieser Vandenberg hat irgendetwas mit oder in Córdoba zu tun.“

„Nutzt uns das etwas? Hm. Höchstens, wenn wir annehmen, dass dieser Vandenberg, Igor, der Amerikaner und unser Mister Campell irgendwie miteinander zu tun haben.“

„Sollte Vandenberg uns nachgereist sein, nachdem er die Leute in Amsterdam umgebracht hatte? Um uns zu ermorden?“ Ich sah Corinne an.

„Meinst du? Kann ich mir ehrlich gesagt nicht vorstellen. Das hieße, dass wir dem Burschen gefährlich genug erscheinen, um einen gigantischen Aufwand zu treiben. Klar, wenn er was mit den Brillanten und Jegorenkow zu tun haben sollte, dann stören unsere Recherchen schon. Aber nein. Ich denke, wenn wir jemandem mit unserer Frage gefährlich geworden sind, dann nur Campbell. Wo der eh schon das Finanzamt am Hals hat?“

„Aber die Sache mit den Betäubungspfeilen. Das ist doch in Amsterdam ähnlich gelaufen.“

„Die Opfer dort sind vermutlich aus nächster Nähe mit einer Spritze betäubt worden, hat die Kriminalmedizinerin gesagt.“

„Lässt sich das so hundertprozentig feststellen, wenn eine Spritzenadel mit Wucht in den Körper gerammt wird?“ Corinne hatte nicht unrecht. Die Methode schien dieselbe zu sein. Mehr oder weniger.

„Na schön. Also gesetzt den Fall, Vandenberg wollte tatsächlich nach Córdoba. Warum auch immer. Vielleicht gibt es da weitere Hehler oder es ist der Sitz der Bande. Von Córdoba hierher ist es wirklich nur ein Katzensprung.“

„Eben. Überleg mal: Wir sind in seinen Laden geschneit, Campbell hat Panik geschoben, das hab ich deutlich gesehen. Wie wir wieder draußen sind, ruft er Vandenberg an. Der kommt hierher und erledigt die Drecksarbeit. Vielleicht ist dieser Immobilienmakler in Wirklichkeit eine Art Auftragskiller, der für verschiedene Juweliere arbeitet.“

„Klingt logisch. Campbell musste nur noch einen passenden Ort für die Tat aussuchen. Unsere Tour kam ihm entgegen. Während wir in den Tunnels herumspazierten, konnte er Vandenberg ganz in Ruhe den passenden Flecken zeigen. Dass sie in der Öffentlichkeit Betäubungspfeile statt Spritzen verwenden, ist naheliegend. Sonst müssten sie zu nah an uns ran kommen. Jones sagte, seine Techniker gingen von einem Blasrohr aus. Und gleich mit einer Feuerwaffe schießen, geht schon gar nicht. Ein lauter Schuss über dem Felsen würde Aufsehen erregen, bei dem vielen Militär drumherum ...“

„... oder in der stark frequentierten Amsterdamer Innenstadt“, ergänzte Corinne.

„Genau. Gerade da. Ein Gewehr oder eine Pistole würden viel zu sehr auffallen. Und selbst wenn sie Schalldämpfer verwenden, das Blut am Einschussloch lässt sich nicht wegdiskutieren. Der kleine Pfeil dagegen ist schnell und unauffällig entfernt. Wenn jemand plötzlich mit Herzkasper zusammenbricht, fällt das kaum auf. Man leistet erste Hilfe und packt ihn in einen schönen dunklen Keller. Dort setzt man die Schalldämpferpistole auf, es gibt ein leises Plopp. Fertig.“

„Du erzählst das, als würdest du sowas alle Tage machen. Es könnte einem direkt Angst werden.“

„Hätteste nicht gedacht, wie gefährlich ich bin?“

„Doch, doooooch! Mein Tiger.“ Mir fiel auf, dass sie lange nicht mehr das Wort „Mäuschen“ verwendet hatte. Ich sollte es vermeiden, sie darauf hinzuweisen.

„Und als der Anschlag schief ging?“

„Haben sie gemeinsam die Sachen gepackt und sind erst einmal ab nach ... hm ... nach Córdoba?“

„Córdoba. Córdoba?“ Mit einem Schlag wurde mir bewusst, was gestern im Laden noch gefehlt hatte, außer dem Schmuck. „Erinnerst du dich an die Ansichtskarte, die vorn an der Kasse steckte?“ Corinne zog die Stirn in Falten.

„In der Finest Jewellery? Ich bin mir nicht sicher. Hab nach dem Schmuck geschaut. ... Aber ja. Könnte sein, dass da eine war.“

„Und was stand drauf?“

„Keine Ahnung.“

„Falsch. ‚Keine Ahnung‘ stand nicht drauf. ‚Come to Córdoba‘ stand drauf. Und jetzt halt dich fest. Als ich mit der Polizei ins Haus rein bin, war die Karte weg!“

„Ach.“

„Ich dachte erst, es sei eben eine Urlaubskarte. Wie man das mit Urlaubskarten so macht, zur Erinnerung. Aber wenn ich genau nachdenke, kein Mensch steckt sich nur eine einzige Karte irgendwohin. In einem Juweliergeschäft wirkt so ein Bildchen ohnehin ziemlich deplatziert. Also muss es für diese Karte einen Grund gegeben haben. Entweder, die Botschaft richtete sich an einen Eintretenden. Ungefähr wie ein stummes Codewort. Oder es sollte Campbell an etwas erinnern. Vielleicht stand auf der Rückseite eine wichtige Telefonnummer.“

„Oder die Adresse eines geheimen Treffpunktes der Bande.“

„Deswegen musste er die Karte mitnehmen, bevor die Polizei kam. Sinnvollerweise dürfte es sich um einen Platz in Córdoba handeln, sonst hätte er die Angaben auf einen schlichten Klebezettel schreiben können.“

„Hast du erkannt, was auf dem Bild abgebildet war?“

„Ein großes altes Gebäude.“

„Der geheime Treffpunkt?“

„Wenn ich es sehen würde, würde ich es vielleicht wiedererkennen.“

„Worauf warten wir?“ In Corinnes Augen blitzte die Abenteuerlust.

„Nach Córdoba? Die Nadel im Heuhaufen suchen? Hm. Was, wenn sie einen zweiten Versuch unternehmen, uns aus der Welt zu schaffen?“

„Wenn wir eine Spur gefunden haben, können wir diesmal ja erst der Polizei Bescheid sagen. Außerdem ist das Überraschungsmoment auf unserer Seite.“

„Du meinst, weil sie nicht ahnen können, dass wir von ihrem Geheimnis wissen?“

„Richtig!“

„Nun gut, warum nicht! Im Gegensatz zur Polizei haben wir jede Menge Zeit und müssen uns nicht um nationale Befindlichkeiten scheeren!“

Hand in Hand verließen wir die kleine Halbinsel. Verliebt schlenderten wir über die breite Rollbahn und warfen einen letzten amüsierten Blick auf die Plakate, die uns zum energischen Kampf für die Unabhängigkeit Gibraltars von Spanien aufforderten. Wobei ich das Gefühl nicht loswurde, dass Corinnes Begleitung vielleicht doch einen Glücksfall für mich darstellte. Die Frau war nicht nur attraktiv und ziemlich gut im Bett, sie hatte außerdem erheblich mehr in ihrem hübschen Köpfchen, als man beim ersten Eindruck vermuten mochte. Ohne sie wäre ich in meinem aktuellen Fall nie so weit gekommen. Und egal was passierte, sie machte einem Mut. Corinne bekam mir ausgezeichnet. Und sie? Nun, zumindest genoss sie das Abenteuer mit mir in vollen Zügen.

Die Augen des Todes

Ein älterer Herr mit grauen Schläfen bummelte die Straße hinunter zu den Chelsea Piers. Er trug ein offenes weißes Hemd und eine weite hellgrüne Baumwollhose. Unterm Arm hielt er ein Päckchen Tageszeitungen zusammengerollt. Interessiert betrachtete er die gepflegten Vorgärtchen der Backsteinhäuser. Für New Yorker Verhältnisse wirkte das Wohnviertel im Südwesten Manhattans, nahe am Hudson River, geradezu kleinstädtisch. Und ziemlich gewöhnlich. Unmittelbar neben den Hauseingängen baumelten die rostigen Gerippe der Brandschutztreppen. Kästen aus hässlichem grauem Blech tropften vor nahezu jedem Fenster. Sie verbreiteten einen unangenehm chemischen Geruch. Air Conditioner. Klimaanlage. Sie bekamen in diesem Sommer reichlich Arbeit. Immer wenn der schwülheiße Wind vom Westen her, aus dem Landesinneren, über den River herüber wehte, fiel es den Lehrern im Geographie Unterricht etwas leichter, ihren Schülern zu erklären, dass sich ihre Stadt auf dem gleichen Breitengrad befand wie die süditalienische Stadt Neapel. Das subtropische Klima ließ sich mit Händen fassen. Kaum verließ man den künstlich gekühlten Raum, war das Shirt klitschnass.

Ein Puertoricaner mit breitkrepeligem Strohhut hockte neben einem Treppenaufgang und beschnitt Rosensträucher. Der Herr mit den grauen Schläfen grüßte ihn freundlich. Verblüfft blickte der sonnengebräunte Mann auf. Normalerweise ging hier selten jemand spazieren. Und begrüßt wurde erst recht nicht. Es sei denn, man kannte sich. Aber das taten nur die wenigsten Leute in dieser großen Stadt. Jeder lebte für sich allein. Nebeneinander. Aneinander vorbei. Allerdings, die Kleidung des merkwürdigen Menschen bewies dem Gärtner, dass er nach Chelsea passte. Keine Bluejeans, kein Shirt, kein Base Cap. Kein typischer New Yorker. Kein Grund zur Sorge. Weswegen sich der Puertoricaner wieder seiner Arbeit zuwandte. Chelsea war eben anders. Denn, auch wenn hier

alles recht einfach und bieder wirkte, das Viertel gehörte zu den begehrtesten Wohnquartieren der Millionenmetropole. Sicher waren die Appartements nicht so teuer wie am Central Park, aber teurer als anderswo in der Stadt in jedem Fall. Derart idyllisch ruhige Gegenden wurden immer seltener in New York. Der Latino verschwendete keinen weiteren Gedanken an den seltsamen Menschen und beschnitt seine Rosen.

Was der Spaziergänger erfreut zur Kenntnis nahm. Er schaute sich um. Niemand schien ihm zu folgen. Am späten Vormittag waren die meisten Bewohner dieser Häuser auf Arbeit oder in der Schule. Läden oder Kneipen gab es hier nicht. Auch keinen Supermarkt. Nur Wohnungen. Und die fast menschenleere Straße.

Entschlossen erklimm er die Stufen zur nächsten Tür und klingelte. Es dauerte eine Weile, bis eine Frauenstimme fragte, wer da sei. Er antwortete, ein Surren ertönte und der Mann trat ein.

Wortlos ließ Chiara Terri in ihre Wohnung. Sie war ungekämmt und trug einen leichten Morgenmantel über ihrem kurzen Seidenpyjama. Der Mantel bestand aus hauchzarter Spitze, die mehr durchschimmern ließ als verhüllte. Ein Alibi-Kleidungsstück. Angesichts der aktuellen Temperaturen durchaus passend. Fahrig bemühte sich Chiara, ihre wirren Haare mit den Händen ein wenig in Form zu bringen.

„Lass es.“ Terri lächelte. „Du siehst ungekämmt verdammt gut aus. Der Hauch von Nacht steht dir.“ Er wurde ernst. „Kannst du uns bisschen Musik anmachen?“ Sie zögerte. „Der Romantik wegen!“ Sie brauchte einen Moment, bis sie verstand. Er hatte sie aus dem Schlaf geklingelt, machte Komplimente und nun ... wurde ihr klar, dass etwas Schreckliches passiert sein musste. Und er rechnete mit weitaus Schlimmerem. Sonst wäre er nicht allen Warnungen und Großstadtphobien zum Trotz persönlich in Manhattan aufgekreuzt. Unangemeldet. Gewissermaßen mitten in der Nacht. Sie sprang auf und suchte eine CD.

„Was hältst du von Frank Sinatra?“

„Passt.“ Die markante Stimme füllte den Raum mit ihrem rauchigen Timbre. Falls jemand mithörte, hörte er „New York, New York“.

„Was ist passiert, Terri?“ Er warf ihr die Zeitungen auf den Tisch.

„New Yorker Hacker in Amsterdam tot aus dem Kanal gefischt“. Unter der Schlagzeile ein großes Foto des Opfers. Das zweite Blatt titelte „Schon die zweite Leiche: Simon Brown regelrecht hingerichtet! Polizei vermutet Mafia-Fehde“. Chiara erbleichte.

„Ich hab’s geahnt.“ Lange sahen sie einander schweigend an. Die junge Frau überkam das Bedürfnis, sich anzuschmiegen, Trost zu suchen. Terri Matisse nahm sie in den Arm, streichelte sie. Als er dem Mädchen vor vielen Jahren zum ersten Mal begegnet war, versuchte sie die Eiskalte zu spielen. Fremden gegenüber gab sie sich bis heute so. Das war ihre Art, sich unangreifbar zu machen. Ihr Panzer. Ihr Schutz vor einer Welt, die ihr feindlich entgegentrat, in der sie sich durchsetzen musste. Jedenfalls glaubte sie das. In dem Punkt hatte er sie schnell durchschaut. Warum das so war? Er hatte sie nie gefragt. Sie hatte nie etwas gesagt. Was wusste er von dieser Frau, die nun so zerbrechlich in seinem Arm lag? Was hatte sie durchgemacht, bevor sie gemeinsam diesen Coup starteten? Diesen Coup, der ihr Leben veränderte, der ihnen beiden eine unglaubliche Freiheit schenkte. Und zugleich neue Mauern schuf, in denen sie gefangen saßen, aus denen sie nicht ausbrechen konnten.

Nichts. Nichts wusste er von ihr. Manchmal bedauerte Terri das. Aber es war besser so. Sie taugte nichts, diese Nähe. Das spürte er. Zu viel Gefühl. Gefühl macht verletzlich. Chiara hob den Kopf.

„War er’s?“

„Paul?“ Er zuckte mit den Schultern. „Ist nicht sein Stil. Ich weiß nicht einmal, ob er überhaupt jemals getötet hat.“ Chiara rückte ein Stück von ihm ab.

„Magst du einen Drink? Ich mach mir einen Kaffee.“

„Für mich das Gleiche, bitte.“

„Setz dich da in den Sessel. Wenn ich zurückkomme, gibt's Frühstück.“ Terri ließ sich in das tiefe, weiche Sitzmöbel fallen. Der samtige Bezug vermittelte Geborgenheit. Es fühlte sich an, als flüstere eine leise Stimme „Bleib bei mir. Ich lass dich nie wieder fort. Was immer draußen geschieht, bei mir geht es dir gut.“ Ja. Das war es. Das passte zu Chiara. Die gelernte Innenarchitektin hatte ihre geschmackvolle Einrichtung genau nach diesem Prinzip ausgewählt. So wie sie lebte, wohnte sie. Draußen war draußen und drinnen drin. My home is my castle. Ein Fluchtpunkt. Hielt er es anders? Nein. Nur dass das alte Farmhaus seiner Familie weitläufiger angelegt war. Dafür lag es entschieden einsamer als Chiaras New Yorker Wohnung. Vermutlich verband sie mehr miteinander, als er es für möglich gehalten hatte.

Die Kaffeemaschine blubberte. Im Bad rauschte die Dusche. Frank Sinatra rührte „I did it my way“.

„Kannst du bitte nach den Bagels schau?“ Ein nasser Wuschelkopf schob sich durch die Badezimmertür. „Ich habe sie in den Toaster gesteckt. Kann sein, ich hab sie zu lange eingestellt. Nicht, dass sie anbrennen.“ Terri erhob sich widerstrebend.

„Soll ich uns Eier braten?“ fragte er.

„Wenn du im Kühlschrank welche findest. Müsste auch Honig, Butter und Cheddar da sein. Den Cheddar kannst du mit unter die Eier rühren, falls du magst.“ Terri mochte. Seine Familie war vor vielen Generationen von Frankreich nach Louisiana ausgewandert. Manche Gewohnheit aus der alten Welt hatte die Zeit lange überdauert. Zum Beispiel das Frühstück. Sein Vater legte stets Wert darauf, frühmorgens süße Croissants zu dünnem Milchkaffee zu bekommen. Terri hatte sich damit nie anfreunden können. Er liebte die herzhaft-amerikanische Küche. Zu seiner Freude entdeckte er in Chiaras Kühlschrank zwei fast frische Paprika. Herz, was willst du mehr?

Bald zog eine Symphonie appetitlicher Düfte durch das Zimmer, die eine geradezu aphrodisierende Wirkung auf den Mann ausübte. Zum Kaffee und dem Bratenduft gesellte sich eine fruchtig-blumige Note aus Mango und Hibiskus, die von der weichen, feucht schimmernden Haut Chiaras ausging. Gehüllt in einen Bademantel, ihr langes dunkles Haar in einen Handtuchurban gewickelt, hockte sie mit angezogenen Beinen nachdenklich in ihrem Sessel und stocherte mit einer Gabel im Rührei.

„Wenn er es nicht war, wer dann? Oder glaubst du an Zufall?“

„So, wie es die Polizei in die Presse lanciert hat, glauben die zumindest nicht an einen Zufall. Allerdings haben sie keinen Schimmer, wie der ukrainische Hehler zum amerikanischen Hacker passt. Wenn sie den holländischen Makler erwischen, finden sie womöglich das fehlende Puzzleteilchen.“

„Werden sie Paul erwischen?“ Terri trank einen Schluck aus seiner Kaffeetasse. Sehr langsam ließ er ihn über die Zunge gleiten. Chiaras Kaffee musste man in kleinen Schlucken genießen. Er war stark. Das Mädels wusste, wie richtiger Kaffee schmecken sollte.

„Hast gut dosiert!“ lobte er. „So mag ich das Zeug.“

„Ich hab dich was gefragt. Was ist mit Paul?“

„Er ist abgetaucht. Wir sollen zu ihm kommen. Schnellstens.“

„Bitte? Hast du mit ihm telefoniert? Ich denk, das ist gefährlich?“ Terri schüttelte den Kopf. „E-Mail?“ Erneutes Kopfschütteln. „Fax? Brief?“

„Hab ich gesagt ‚Absolutes Kommunikationsverbot!‘ oder hab ich das nicht gesagt? Ich halte mich daran. Ein Brief wäre übrigens längst nicht hier.“

„Und woher weißt du, dass er abgetaucht ist und dass wir kommen sollen?“ Sie richtete sich auf. „Und wenn er abgetaucht ist, woher willst du wissen, wo wir ihn finden?“ Terri grinste. Chiara fand das unfair. Sie zermarterte sich den Kopf und der Kerl schien sich einen Jux daraus zu machen! Was sollte das?

„Ah, verstehe. Einsetzender Altersschwachsinn.“ Wütend knallte sie den Teller auf den Tisch. Eireste und Brotkrümel flogen auf den Teppich. „Wenn du mich verarschen willst, sag’s gleich! Hab ich keinen Bock drauf.“ Sie stand auf und ging zum Fenster.

„Ach ihr jungen Dinger!“ Kopfschüttelnd trat Terri hinter sie. Er betrachtete die sanften Linien ihres schlanken Halses. So nah wurde der Duft der Frau fast unerträglich. Terri riss sich zusammen. Er reichte ihr eine der Zeitungen. „Es gibt ganz wunderbar altmodische Methoden. Zum Glück kennt die von den heutigen Bullen kaum jemand mehr.“ Chiara griff nach dem Blatt.

„Und?“ fragte sie verständnislos.

„Schlag die Todesanzeigen auf. Rechte Seite ganz unten.“ Chiara las:

„Nach langer Krankheit verstarb im Alter von 99 Jahren unsere Oma, Mutti und Schwester C.C. Córdoba. Die Beerdigung findet am kommenden Freitag, 10.00 Uhr in der Kathedrale statt. R.I.P. Im Namen der gesamten Familie, P.V. Córdoba“

„Was soll das?“

„Unser Notfall-Code. Damit wir wissen, dass wir gemeint sind, taucht die Jahreszahl 99 auf und der Vorname C.C. Das heißt: Cannes Chopard. Danach folgt der Ort des Treffens. Córdoba. Der wird am Schluss noch einmal wiederholt, um sicher zu gehen, dass nicht zufällig jemand anders die gleichen Initialen gebraucht. Vor der Wiederholung steht der Name des Absenders. P.V. – Paul Vandenberg. Und zwischen den beiden Angaben werden Treffpunkt und Uhrzeit präzisiert. Ganz einfach.“

„Ganz einfach? Welcher halbwegs normale Mensch abonniert denn heutzutage eine Zeitung und liest Todesanzeigen? Und warum habe ich nicht so einen Notfall-Code?“

„Weil du keine Zeitung abonnierst und keine Todesanzeigen liest.“ Terri musste lachen, als er in ihr verdutztes Gesicht sah. „Außerdem kriegen wir das hier in den Staaten auch ganz persönlich hin, hab ich mir gedacht. So wie eben gerade jetzt zum Beispiel.“ Ein schwaches Lächeln

huschte über ihr Gesicht. Zum ersten Mal an diesem Vormittag. Sie legte ihre Arme um seinen Hals, sah ihm in die Augen und flüsterte:

„Du alter Gauner.“

„Hab ich nie bestritten.“ Er griff nach dem Gürtel ihres Bademantels und löste die Schlaufe. Ihre Lippen kamen seinen so nah wie nie zuvor. Bevor sie zusammenstießen, hielt er kurz inne und runzelte die Stirn. „Ähm, meinst du nicht, dass Sinatra für heute genug geleistet hat? ‚New York, New York‘ läuft mindestens die dritte Runde. Ich glaub, ich könnte etwas Abwechslung brauchen.“

„Kriegst du“, murmelte sie. „Gleich. Wart’s ab!“

Atemlose Stille lag über der Stadt. Nicht der leiseste Hauch bewegte sich. In der Glut der andalusischen Sonne verdichtete sich die Luft zu einer kompakten, gallertartigen Masse. Man hätte mit einem Messer kleine Würfel herausschneiden und auf einen Teller legen können. Sie wären nicht zerlaufen. So erlebte ich meine erste Siesta in Córdoba. Atmen fühlte sich an, als söge ich glühendes Eisen durch die Kehle. Kein halbwegs vernunftbegabtes Wesen wäre auf die Idee gekommen, um diese nachmittägliche Stunde durch die engen Gassen zu bummeln. Abgesehen von ein paar frisch eingetroffenen Touristen. Aber diese neunmalklugen Besserwisser würden spätestens in einer Stunde mit einem feuchten Tuch auf der Stirn da liegen, wo jeder Spanier und selbst Corinne und ich uns längst ausgebreitet hatten: auf dem Bett. Mit dem Unterschied, dass diese Leute dann Kopfschmerzen hatten und Durchfall und andere schöne Symptome kompletter Überhitzung aufwiesen.

Nun, möglicherweise war auch uns beiden bei der Anreise ein Fehler unterlaufen. Um die alte Metropole des spanischen Kalifenreiches mit allen Sinnen genießen zu können und möglichst zu Fuß jedes unserer Ziele zu erreichen, verzichteten wir darauf, Quartier in einem der gut klimatisierten großen Hotels am Rande der Stadt zu beziehen! Wir fanden eine kleine denkmalgeschützte Pension mitten im Zentrum. Im

Judenviertel, unweit der Mesquita. In der gab es logischerweise keinen Air Conditioner. Wobei man den spätmittelalterlichen Architekten das Kompliment machen musste, alle natürlichen Möglichkeiten der Klimatisierung ausgenutzt zu haben.

Von außen ließ ein Mosaik aus farbigen Kacheln, Säulenresten der Römerzeit und weißgetünchtem Lehm der Sonne keinen Zutritt zum Haus. Betrat der Gast jedoch durch ein schmales Portal den Innenhof, empfing ihn ein Paradiesgarten aus Treppen und offenen Balustraden, die Schatten spendeten und gleichzeitig tatsächlich so etwas wie einen sanften Luftzug vom Boden zum Himmel erzeugten, ausgelöst von der Hitze, die sich im Zentrum auf den fast glühenden Steinplatten staute. Rundum an Wänden, Säulen und Geländern hingen und standen hunderte Blumentöpfe. Regelmäßig und reichlich bewässert, produzierten sie eine unglaubliche Blütenpracht. Der gesamte Hof duftete und leuchtete in den kräftigsten Farbtönen. Architektur und Pflanzen verbanden sich in sinnvoller gegenseitiger Ergänzung und schufen eine beschwingte Atmosphäre, die sich bis in die angrenzenden Gästezimmer zog und die Hitze vergessen ließ. Jedenfalls, solange man neben dem Bett einen eisgekühlten Drink stehen hatte und sich um Gottes Willen keinen Zentimeter bewegte.

Am frühen Abend, als die Kraft der Sonne etwas nachließ, mieteten wir uns eine offene Kutsche und erkundeten die Stadt. Córdoba gehört zweifellos zu den bemerkenswertesten Zeugnissen sowohl abendländischer als auch morgenländischer Baukunst. Die großartigen Hinterlassenschaften iberischer, römischer und frühmittelalterlich germanischer Bauherren verbindet sich auf geradezu geniale Weise mit den Bauten der arabischen Kalifen. Und diese Zeit der muslimischen Herrscher war mitnichten von religiösen Eiferern geprägt, wie man es aus heutiger Sicht vermuten könnte. Ganz im Gegenteil. Die Kalifen hegten und pflegten das zarte Pflänzlein der Toleranz zum Wohle ihrer Untertanen. Muslimische Ärzte entwickelten ihre Kunst im geistigen Austausch mit

jüdischen Philosophen und christlichen Händlern. Synagogen und Kirchen wurden im Schatten der Minarette geduldet und gefördert. Im zehnten Jahrhundert unterhielt der Kalif einen intensiven diplomatischen Kontakt nach Deutschland, zum Reich Ottos, des Großen. Regelmäßig besuchten hochrangige arabische Delegationen aus Córdoba die Hofstage des Kaisers in Quedlinburg, Aachen oder Rom und überbrachten vielbestaunte Geschenke. Umgekehrt war sich Otto nicht zu fein, dem muslimischen Kalifen mitunter seine zumindest moralische Unterstützung selbst gegen christliche Widersacher zuzusichern. Ein Austausch kluger Köpfe zum Zwecke philosophischer und theologischer Dispute ist belegt.

Baukünstlerisch änderten die katholischen Könige Spaniens später wenig am Konzept ihrer Vorgänger. Sie erhielten die große Moschee, die Mesquita, und nutzten sie, indem sie ihre Kathedrale schlicht und ergreifend mittenhinein setzten. Das Judenviertel mit seinen schmalen Häusern und verwinkelten Gassen bildet bis heute einen phantastischen Kontrast zur Weitläufigkeit der Bauten am breiten Guadalquivir-Strom. Córdoba erinnert an Träume von einer besseren Welt, an Märchen aus Tausendundeiner Nacht, in der das Gute am Ende siegt. So empfanden wir die alte Stadt.

Das Leben in Andalusien beginnt im Allgemeinen erst dann richtig, wenn in Gibraltar die Läden schließen. Wobei der genaue Zeitpunkt für den Start südspanischer Geschäftstätigkeit äußerst variabel ist. Meist öffnen die ersten ihre Türen und Fensterläden irgendwann zwischen fünf und sechs am Abend. Manche folgen erst erheblich später. Zwischen acht und neun füllen sich Straßen und Gassen mit ausgeschlafenen Menschen und ab etwa 22.00 Uhr brodeln das Leben. Man trifft sich mit Freunden, tafelt und lacht. Eine schrill quietschende Kindereisenbahn dreht irgendwo bis weit nach Mitternacht ihre Runden. Wer es gewohnt ist, früher als gegen zwei Uhr morgens zu Bett zu gehen, hat hier unter

Umständen schlechte Karten. Je nachdem, in welche Richtung sich die Fenster seines Schlafzimmers öffnen.

Corinne und ich passten uns dem veränderten Lebensrhythmus rasch an. Die Dunkelheit und das fröhliche Treiben erleichterten unsere Suche nach besagter Stecknadel. Ohne sonderlich aufzufallen, schoben wir uns mit anderen Touristen durch die Straßen und Gassen. Das Postkartenmotiv, das ich bei George Campbell gesehen hatte, konnten wir bereits von der Kutsche aus entdecken. Es war der alte Prachtbau der Mesquita. Gut möglich, dass sich der Juwelier dort drin mit Interessenten zu treffen pflegte. Soweit ich einschlägigen Reiseführern entnahm, war das Gebäude weitläufig genug, um in entlegenen Winkeln unauffällig und als Tourist getarnt Geschäfte abzuwickeln. Allerdings gehörte die Kathedrale zu jenen wenigen öffentlichen Gebäuden der Stadt, die nachts nicht geöffnet blieben. Die Sicherheit der Kunstschatze besaß Vorrang. Es war sowieso kaum zu erwarten, dass unser Schmuckhändler ständig in dem Ding hockte. Ihn dort zu erwischen, wäre ein sehr, sehr glücklicher Zufall.

Weswegen wir uns zunächst wieder um Juwelier- und Antiquitätengeschäfte kümmerten. Vielleicht lief uns Mister Campbell irgendwo über den Weg. Über eines war ich mir mit Corinne dabei absolut einig: Wenn überhaupt, dann würden wir nur in der Altstadt fündig werden. Wir hielten es für ausgeschlossen, dass Brillanten-Hehler in modernen Büros an breiten Ausfallstraßen arbeiteten. Möglicherweise hatten sie dorthin ihre Buchhaltung ausgelagert. Sie beschäftigten bestimmt Heerscharen von Steuerberatern und Anwälten in solchen Häusern. Aber die kaufkräftige Kundschaft, die das Besondere an einem besonderen Ort suchte, legte Wert auf die Anonymität der Menschenmenge in pittoresken Gässchen wie der Calleja de las Flores oder rund um die Synagoge.

Es wäre vermessen gewesen, sofort durchschlagende Erfolge zu erwarten. Immerhin fanden wir einige Geschäfte, in denen wir uns einen

George Campbell gut vorstellen konnten. Wir beschlossen, nach und nach jeden unserer Kandidaten gründlich zu observieren. Corinne begann umgehend, sich neue Sonnenhüte zuzulegen. Zur Tarnung. Einer auffälliger als der andere. An diesem Ort eine zweifellos erfolgversprechende Strategie. Sie würde sich in nahe Cafés setzen, Eis essen, Zeitschriften lesen und beobachten. Ich nahm mir vor, stets ein wenig herumzulaufen und nur dann und wann stehenzubleiben. Und natürlich wollten wir unbedingt die Mesquita besuchen!

Inspektor Jones saß an seinem Schreibtisch und betrachtete den Zettel. Er drehte und wendete ihn. Es wollte ihm nichts Besonderes daran auffallen. Die Spurensicherung hatte ihn untersucht. Keine Fingerabdrücke. Die krakelige Schrift ließ sich keiner bekannten Handschrift zuordnen. Jedenfalls keiner Schriftprobe aus Gibraltar. Die Botschaft allerdings klang eindeutig:

„Hall und Blair haben Campbell. Angriff mit Betäubungspfeilen war fingiert. Campbell nach Córdoba entführt. Lockvogel für Vandenberg. Sollen dort wie Männer in Holland getötet werden. Die Deutschen gehören zur PINK PANTER Gruppe, die Cannes Brillanten geraubt hat. Wollen ihre Kumpane umbringen, um sich verbliebene Beute unter Nagel zu reißen und Spuren zu verwischen. Falle für Freitag 10.00 Uhr in der Mesquita gestellt. Ein Freund der Gerechtigkeit.“

Ein schlechter Scherz oder bitterer Ernst? Natürlich war ihm selbst schon der Gedanke gekommen, dass der Überfall auf dem Berg ein Trick sein konnte, um von den wahren Absichten der Beiden abzulenken. Es wäre ein Leichtes gewesen, eine Patrone gegen den Fels zu schlagen, die zweite Frau Blair in den Arm zu stechen und dann zu warten. Allerdings hätten sie Campbell auch ohne solchen Aufwand entführen können. Und die Morde in Amsterdam? Tja. Nichts ist unmöglich. Von Sevilla nach Amsterdam und zurück gingen viele Flüge. Von anderen spanischen Flughäfen ebenfalls. Zeitlich wäre es möglich. Alle Passagierlisten zu

prüfen würde Tage dauern. Durfte er das Risiko eingehen? Zumal ausdrücklich Vandenberg aus Amsterdam erwähnt war. Das konnte nur ein Insider wissen. Es blieb ihm nichts weiter übrig; er musste die ungeliebten Partner in Spanien über den Hinweis von diesem „Freund der Gerechtigkeit“ in Kenntnis setzen. In der Hoffnung, sich nicht bis auf die Knochen zu blamieren.

Die Mesquita von Córdoba ist keine einfache Kirche oder Moschee. Sie ist eine Welt für sich. Als Moschee auf den Grundmauern der westgotischen Kirche San Vicente errichtet, arbeiteten an ihr arabische und christliche Baumeister oft Hand in Hand. Die Kalifen von Córdoba nutzten römische Säulen und ließen sich vom Kaiser aus Byzanz wertvolle Baustoffe senden. Durch die Jahrhunderte immer wieder erweitert, entstand ein Wald aus Pfeilern und Bögen, der sich in alle Himmelsrichtungen schier endlos dehnt. Mittendrin erhebt sich der barocke Prunkbau der neuen Kirche und schwingt über die mittelalterlichen Dächer hinaus.

Atemlos wanderten Corinne und ich Hand in Hand durch dieses Märchenschloss. Stunden hätten wir in der gewaltigen Halle zubringen können, wären wir nicht aus einem anderen Grund nach Córdoba gekommen.

Nun, auch wenn die Observierung auf Dauer ein eintöniges und nervenzehrendes Geschäft war, wir kamen unserem Ziel näher. In einem der Läden glaubte ich einen Mann gesehen zu haben, der von weitem unserem Mister Campbell sehr ähnelte. Allerdings verschwand er zu schnell, als dass ich ihn dingfest machen konnte. Das war am Mittwoch. Folglich bezogen wir Donnerstag an beiden Enden der Gasse, in der sich das Geschäft befand, unsere Beobachtungsposten. Der Vormittag verlief weitgehend ereignislos. Gegen Mittag allerdings, ich wollte gerade meine Zelte abrechen und Corinne zur Siesta abholen, passierte etwas. Ein kleiner Junge kam auf mich zugelaufen, überreichte mir einen Zettel

und rannte davon. Der Zettel enthielt eine Botschaft, die mit krakeliger Handschrift in englischer Sprache abgefasst war. Sie lautete:

„Kommen Sie morgen beide um 9.00 Uhr in die Mesquita. In der Nähe der Maksura werden Sie mich finden. Ein Freund.“

Was sollte das? Wer konnte von unserem Plan wissen? Wer hatte uns erkannt? Campbell? Waren wir so auffällig vorgegangen, dass man uns zu allem Überfluss als „beide“ identifiziert hatte? Was tun? Zur Polizei gehen? Mit so einem albernem Zettel? Wir entschieden uns für getrennte Wege. Ich würde der Aufforderung folgen. Corinne sollte in unserer Pension auf mich warten und wenn ich bis halb elf nicht zurück wäre, die Polizei alarmieren.

Gesagt, getan. Pünktlich um neun öffnete die Mesquita ihre Pforten. Ich gehörte zu den ersten Touristen, die sie betraten. Sehr vorsichtig in großem Bogen näherte ich mich der Maksura. Die Maksura ist ein besonders prächtig geschmückter Teil der alten Moschee. Unter ihren Gewölben fanden sich der jeweils herrschende Kalif und seine männlichen Verwandten ein, wenn der Muezzin vom Minarett zum Gebet rief. Da sich die Maksura relativ zentral in der riesigen Halle und außerdem im Schatten der barocken Kirche befindet, ist es dort ein wenig dunkler als im Rest des Hauses. Ich nutzte diesen Vorteil, mich möglichst unauffällig von Säule zu Säule zu schleichen. Bis mich etwas in den Hals stach. Mir wurde schwarz vor Augen.

Ich wusste nicht, wieviel Zeit vergangen war, als ich erwachte. Mühsam versuchte ich, mich zu orientieren. Zum Glück lehnte ich an einer Säule, denn die Welt um mich herum schwankte. Ich brauchte einige Minuten, bis ich wieder klar denken konnte. Ich musste mich in einem der Haupthalle angrenzenden Raum befinden. Die Stimmen, die ich hörte, klangen ziemlich weit entfernt. Irgendetwas hielt ich in den Händen. Ich hob es mir vor die Augen und erstarrte. In einer Hand trug ich eine Art Patronentasche, an der ein kurzes Blasrohr baumelte, in der anderen eine Pistole mit Schalldämpfer. Ich sprang auf. Wobei ich an

etwas Weiches stieß, das neben mir an der Säule lehnte. Ich sah nach unten. Es war Campbell, die Hände hinterm Rücken zusammengebunden mit einem wunderschönen kreisrunden Loch in der Stirn. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er mich an. Die Augen des Todes. Schulter an Schulter mit ihm saß ein mir unbekannter Mann, den jemand in gleicher Weise zugerichtet hatte. Sollte das Vandenberg ...? Irritiert betrachtete ich die beiden Leichen. Und ich hielt vermutlich die Waffen in der Hand, mit denen sie getötet worden waren. Das hieß ... oh Gott! Ich musste fliehen!

Bevor ich endlich so weit kam, die ganze Tragweite der Situation zu erfassen, war es bereits zu spät. Polizisten mit gezogenen Revolvern stürzten in den Raum und schrien wild gestikulierend etwas auf Spanisch. Obwohl ich ein paar Brocken dieser Sprache spreche, verstand ich kein Wort. Was nichts machte, denn die Gesten der Männer waren eindeutig. Ich ließ die Waffe fallen. Im nächsten Moment wurde ich zu Boden gestoßen. Sie drehten mir die Hände auf den Rücken, Handschellen klickten.

Anders als bei meinem Eintritt war die Mesquita jetzt menschenleer. Lediglich etliche Uniformierte, einige davon mit Maschinenpistolen ausgestattet, patroulierten im Raum. Im Eingang erschienen Mitarbeiter der Spurensicherung.

Beim Betreten des Hofes blendete mich das Tageslicht mehr als gewöhnlich. Das musste an der Restwirkung der Spritze liegen. Ich fühlte mich nach wie vor unsicher auf den Beinen. Immerhin nahm ich die Gaffer wahr, die mich auf meinem Weg zum Polizeifahrzeug beobachteten. Unter einem gigantischen Sonnenhut erkannte ich Corinne. Das leichtsinnige Ding hatte sich also nicht an unsere Absprache gehalten und war mir gefolgt. Ich versuchte, nicht hinzusehen. Die Polizei sollte nicht vor der Zeit auf sie aufmerksam werden. Vielleicht konnte sie über das deutsche Konsulat Hilfe organisieren.

Bevor sich die Tür des Wagens vor meiner Nase schloss, bemerkte ich in ihrer unmittelbaren Nähe ein merkwürdiges Pärchen, das nicht direkt wie die üblichen Urlauber wirkte. Die junge Frau, eine dunkelhaarige, schlanke Schönheit, mochte in Corinnes Alter sein. Vielleicht etwas jünger. Der Mann neben ihr, ein sportlicher Typ, war deutlich älter als sie. Sie hätten Vater und Tochter sein können, aber das glaubte ich nicht. Die Art, wie sie seinen Arm ergriff und ihm etwas zuflüsterte, passte nicht zu einer Tochter. Die beiden fielen mir vor allem deshalb auf, weil ihre Gesichter im Gegensatz zu denen aller anderen Leute am Straßenrand keine offensichtliche Neugier zeigten, sondern ehrliches Entsetzen. Unser Streifenwagen setzte sich in Bewegung.

Corinne waren die Beiden schon früher aufgefallen. Sie hatte es nach einer halben Stunde in ihrem Zimmer nicht mehr ausgehalten und schlenderte zum Handwerkermarkt. Von diesem Markt und seinen umliegenden Gassen aus konnte sie den Eingangsbereich zum Hof der Kathedrale im Blick behalten, ohne sich direkt davor stellen zu müssen. Unter den Besuchern der verschiedenen Lädchen und Verkaufsstände befand sich besagtes Pärchen. Interessanterweise benahm es sich ganz ähnlich wie Corinne. Es waren Engländer oder Amerikaner, der Sprache nach. Corinne hörte die feinen Unterschiede im Dialekt nie heraus. Nach einer Weile ließen sie die kunsthandwerklichen Angebote links liegen und näherten sich der Mesquita. Weshalb die junge Frau und ihr älterer Begleiter Corinnes Argwohn erweckten, war vor allem die Tatsache, dass sie sich scheinbar sehr intensiv über architektonische Details des Gebäudes unterhielten, dabei auch immer wieder eine einschlägige Broschüre konsultierten, in Wirklichkeit jedoch permanent den gesamten Platz mit Argusaugen beobachteten und jeden Passanten misstrauisch musterten.

Um nun selbst möglichst wenig aufzufallen, zog sich die Malerin in eine nahegelegene Taverne zurück, zückte ihren Skizzenblock und

begann, bei einer Tasse Cappuccino das Treiben auf dem Platz zu zeichnen. Es machte Freude, sich die unterschiedlichsten Menschen anzuschauen und den einen oder anderen zu porträtieren. Das reinste Schaulaufen. Dicke, dünne, lange, kurze, braungebrannte Südländer und krebsrote Besucher aus dem Norden. Junge Mädchen, alte Frauen. Corinne bemerkte amüsiert und mit einer gewissen persönlichen Befriedigung, dass speziell die spanischen Frauen dazu neigten, mit zunehmendem Alter bedeutend deutlicher in die Breite zu gehen, als sie das aus Deutschland kannte. Mehrere der Händlerinnen und einheimischen Besucherinnen wiesen gewisse Ähnlichkeiten mit ihrer neuen Bekannten aus Gibraltar auf. Klein, rund aber ungeheuer vital. Wohingegen sich Beispiele des bekannten Klischees von der schlanken, stolzen, unnahbaren Spanierin seltener fanden. Jedenfalls auf dem Handwerkermarkt. Vielleicht war es auch der falsche Platz für solche Frauen. Am ehesten hätte noch besagte dunkelhaarige Touristin dazu gepasst. Wieder und wieder flanierte sie mit ihrem Partner über den Platz. So, als ob sie auf etwas warteten.

Es ging auf zehn Uhr zu. Mit einem Mal kam Bewegung in die Menge. Polizisten tauchten auf. Männer in Uniform und Zivilisten, die sich in den Ecken des Platzes postierten und scharf Ausschau hielt. Das merkwürdige Pärchen, eben hatte es sich langsam in Richtung des Einganges zur Mesquita in Bewegung gesetzt, änderte abrupt seine Laufrichtung und steuerte auf Corinnes Taverne zu. Sie nahmen am Nachbarisch Platz. Wie die Malerin beobachteten sie von hier aus das weitere Geschehen. Und dieses Geschehen nahm in den nächsten Minuten dramatische Ausmaße an. Corinne bekam es mit der Angst zu tun.

Als erstes blockierten die Polizisten den Haupteingang zum Hof der Kathedrale. Sie ließen lediglich eine schmale Gasse frei. Durch den so entstehenden Korridor strömten von drinnen lautstark gestikulierende Besucher hastig nach draußen. Offenbar hatte man sie sehr energisch

aufgefordert, umgehend das Gebäude zu verlassen. Jeder von ihnen wurde peinlich genau überprüft. Zuletzt schoben sich Streifenwagen durch die Menschenmenge und bildeten eine Art Riegel.

Weil sich hinter diesem Riegel eine dichte Menge von Schaulustigen einfand und ihr die Sicht versperrte, hielt es Corinne nicht mehr auf ihrem Sitz. Dort, in der gaffenden Masse, würde sie kaum auffallen. Jetzt machte sich eher verdächtig, wer keinen Anteil nahm. Das Pärchen kam zum gleichen Schluss.

Als die Polizisten den taumelnden, mit Handschellen gefesselten Martin herausführten, hätte Corinne schreien mögen. Sie musste sich heftig auf die Lippen beißen. Fieberhaft überlegte sie, was zu tun sei. Sie sah, dass ihr Mäuschen sie bemerkte. Worauf er bewusst desinteressiert den Kopf abwandte. Das konnte nur eines bedeuten: Sie sollte Ruhe bewahren und abwarten. Nicht einmischen. Wer konnte in so einem Fall helfen? Vielleicht das Konsulat? Vorher musste sie aber in Erfahrung bringen, was man ihm vorwarf. Es dauerte nicht lange, bis zumindest gewisse Gerüchte die Runde machten. Von einem Bandenkrieg war die Rede. Zwei Leichenwagen fuhren vor. Ein Uniformierter in ihrer Nähe, ein junger Mann, der ganz offensichtlich sehr stolz war, zur Staatsmacht zu gehören, konnte es sich nicht verkneifen, auf mehrfache Anfragen hin kurz und knapp zu erklären, dass der Verhaftete mutmaßlich ein Mörder sei und in der Mesquita zwei Männer regelrecht hingerichtet hätte. Einen Engländer und einen Holländer. Genaueres wisse er nicht.

Die dunkelhaarige Frau, die jetzt unmittelbar neben Corinne stand, übersetzte die Worte ihrem Partner ins Englische. Und obgleich der Malerin selbst das Herz bis zum Hals schlug und sie einer Panikattacke nahe war, registrierte sie bei ihrer Nachbarin ähnliche Emotionen. Unter der unnahbaren Maske kochte es. In ihren Augenwinkeln zuckte es verräterisch. Was allerdings vermutlich nur ihr auffiel, weil sie der Lady so nahe stand und sie schon vorher beobachtet hatte. Selbst der ruhig souverän auftretende ältere Herr an ihrer Seite konnte eine gewisse

Nervosität nicht völlig verleugnen. Wobei Nervosität vielleicht der falsche Begriff war. Corinne suchte nach einem passenderen Wort. Fassungslosigkeit. Genau, Fassungslosigkeit! Das seltsame Pärchen beobachtete die Ereignisse mit nur schwer unterdrückter Fassungslosigkeit. Der selbsternannten Anwaltsassistentin schwante, dass es nicht verkehrt sein könnte, die Beiden im Auge zu behalten.

Sie kehrte zur Taverne zurück. Ihr Platz war noch frei. Sie griff wieder zum Skizzenblock. Das Paar folgte ihr. Zögernd zunächst, weil es Corinnes Blicke gespürt hatte. Als die Beiden feststellten, dass die Frau mit dem auffälligen Hut weiter ihrer vorher begonnenen Tätigkeit nachging, beruhigten sie sich und setzten sich mit freundlichem Nicken ebenfalls an ihren angestammten Tisch. Corinne nickte lächelnd zurück.

Zuerst redeten sie gar nicht. Sie bestellten etwas zu trinken, eine leichte Mahlzeit. Anschließend starrten sie lange unbewegt über den sich leerenden Handwerkermarkt. Terri versuchte, den Vorfall in irgendeinen für ihn logischen Zusammenhang zu stellen. Er glaubte nicht an Zufälle. Jedenfalls nicht, wenn sie derart gehäuft auftraten. Dass es sich bei den Toten um Paul Vandenberg und einen seiner Geschäftspartner handeln musste, schien ihm zwangsläufig. Sonst wäre Paul längst bei ihnen aufgekreuzt. Also blieb nur die Möglichkeit, dass es sich um eine Falle gehandelt hatte. Nur: Von wem? Und für wen? Da Paul sie für diese Zeit hierher bestellt hatte, konnte es sein, dass auch Chiara und er in die Falle hätten gehen sollen. Nur aus welchem Grund? Alle konkreten geschäftlichen Dinge wickelte Paul allein ab. Mehr oder weniger, sah man einmal von diesem mysteriösen Calderón ab, den er erwähnt hatte. Selbst wenn jemand wusste oder ahnte, dass Paul in den Staaten Freunde besaß, welchen Nutzen sollte es für ihn haben, diese hierher zu beordern, um sie dann abzuknallen? Und wenn das alles so präzise geplant war, warum rollten die Bullen hier dann so prompt mit großem Aufgebot an und fassten einen Mörder auf frischer Tat? Und zwar rechtzeitig zum

vereinbarten Zeitpunkt? Falsch, vor dem vereinbarten Zeitpunkt. Sie mussten einen Tipp bekommen haben. Von wem? Terri rückte näher an Chiaras Ohr.

„Ich glaube, hier ist irgendetwas komplett schief gelaufen. Das ergibt für mich alles keinen Sinn.“

„Für mich schon. Ich habe den Eindruck, wir sollten genau zu diesem Zeitpunkt hier sein und die Show miterleben.“

„Meinst du? Warum?“

„Vielleicht, um uns mitzuteilen, dass es auch uns jederzeit treffen könnte.“

„Wer sollte das wollen? Und wenn dem so wäre, dann müsste sich die betreffende Person mit uns in Verbindung setzen, um Forderungen zu stellen. Außerdem versteh ich nicht, warum in so einem Fall der Täter der Polizei einen Mörder auf dem silbernen Tablett präsentiert. Denn, dass dieser Typ vorhin die ganze Geschichte allein eingefädelt und sich dann nur zu blöd angestellt hat, glaubst du nicht ernsthaft?“ In seiner Erregung wurde Terri lauter.

„Pssst!“ zischte Chiara. Die Malerin am Nebentisch war ihr nicht geheuer. Nicht mehr, seit sie nebeneinander vorn in der Menge gestanden hatten. Chiara kannte die Menschen gut genug, um erschrockene Neugier von atemlosen Schrecken unterscheiden zu können. Weswegen sie zwar nicht glaubte, dass die Frau zu den Auslösern des ganzen Zinnobers gehörte, wohl aber hielt sie es für möglich, dass sie mit der Sache zu tun haben könnte. Vorsicht schien geboten. Sie griff in ihre Handtasche, holte ein Kosmetikspiegelchen heraus und korrigierte sorgfältig einige Details ihres Make-ups. Wobei sie den Spiegel unauffällig drehte, um den Nachbartisch besser beobachten zu können. Die Malerin schenkte ihr keinerlei Beachtung. Sie zeichnete hingebungsvoll am Porträt eines Mannes, der auf der anderen Straßenseite Ansichtskarten und Schnitzereien mit maurischen Motiven verkaufte.

Chiara verstaute die Sachen wieder in der Tasche. Wobei sie sich Mühe gab, in den Tiefen dieses typisch weiblichen Universums etwas Ordnung zu schaffen. Nicht, dass ihr im Gedränge jemand die Geldbörse ... Sie stockte. Überrascht veränderten sich ihre Gesichtszüge. Sie zog einen schmalen Briefumschlag heraus.

„Hast du mir den in meine Handtasche gesteckt?“ fragte sie Terri.

Dass ich keinen sonderlich erbaulichen Tag erlebte, lässt sich leicht denken. Das einzig Erfreuliche, das ich über die sich anschließende Nacht sagen kann: Ich durfte in einer Einzelzelle nächtigen und musste mich nicht mit irgendwelchen halbstarren Rüpeln herumärgern. Zwischen den Verhören hatte ich ziemlich viel Zeit zum Nachdenken.

Jemand wollte uns loswerden. Das war seit Gibraltar klar. Dass dieser jemand absolut skrupellos war, wussten wir seit Igors Tod. Zuletzt musste ich davon ausgehen, dass der Mensch entweder Vandenberg oder Campbell hieß. Beide hatten offenbar etwas mit den Cannes Brillanten zu tun. Jetzt waren beide tot. Mich hatte der Mörder am Leben gelassen. Jedoch nur, um mich in diese völlig absurde Lage zu bringen. Aus welchem Grund? Es musste dem Verbrecher klar sein, dass die Beweise gegen mich auf tönernen Füßen standen. Auch wenn er meine Fingerabdrücke wohlweislich auf allen Waffen und meinen Speichel auf dem Blasrohr platziert sowie viele andere Indizien gut gegen mich in Stellung gebracht hatte, es blieben Gegenargumente. Warum hatte ich einen Einstich im Hals? Warum fanden sich Reste des Betäubungsmittels in meinem Blut? Warum war ich noch am Tatort und versuchte nicht zu fliehen, als die Polizei kam, obwohl die beiden Männer bereits erheblich länger tot waren? Über kurz oder lang würde mich die Polizei dieser Ungereimtheiten wegen auf freien Fuß setzen müssen. Selbst wenn es ein paar Tage dauern würde, bis sie alle Details geprüft hatte.

Sollte meine Denunziation nur eine spontane Notvariante gewesen sein, weil Corinne nicht mit mir gekommen war und folglich sie als Zeugin nicht eliminiert werden konnte? Unwahrscheinlich.

Ich kam zu dem Schluss, die Sache einmal andersherum zu betrachten. Wem nutzte es, mich ein paar Tage außer Gefecht und die spanische Polizei auf eine falsche Fährte zu setzen? Vor allem eine Polizei, die bisher von Ereignissen nicht das Geringste wusste? Erst der Doppelmord in der Mesquita hatte diese Polizisten überhaupt auf den Plan gerufen. Wem also und vor allem wozu konnte dieser gewaltige Aufruhr dienen?

Ich sah eigentlich nur eine einzige logische Erklärung. Eine Erklärung, der auch mit dem toten Amerikaner in Amsterdam zusammenhängen konnte. Irgendjemand sollte von irgendjemandem gewaltig unter Druck gesetzt werden. Igors Flucht und meine Recherchen waren wahrscheinlich nur die Initialzündung gewesen. Ich hatte den Schneeball geworfen. Eine Lawine drohte sich zu lösen. Der unvermutet aufkreuzende Ami bewies, dass etwas in Bewegung geriet. Dass etwas ans Licht wollte. Etwas, das jahrelang unter einer frostigen Decke aus Vergessen begraben gelegen hatte. Und derjenige, der nun den Druck aufbaute, war daraufhin zu der Überzeugung gelangt, dass es keinen Sinn hatte, eine Lawine stoppen zu wollen. Viel besser wäre es, diese Lawine kontrolliert abrollen zu lassen. Womit sie sich in ein Instrument verwandelte, das für ihn persönlich Profit abwarf. Mit dem schönen Nebeneffekt, dass hinterher kein noch so guter Spürhund in dem eisigen Chaos eine einigermaßen brauchbare Spur mehr finden würde. Das klang nach einem perfekten Plan. Nach einem großangelegten Ablenkungsmanöver. Der Mann am Auslöser entschärfte gewissermaßen durch gezielte Sprengung einige tickende Zeitbomben und lenkte die anrollende Lawine dadurch in eine neue, für ihn ungefährlichere Bahn. Im Schatten des Getöses eröffnete sich ihm die Möglichkeit, unbemerkt ganz groß abzukassieren. Ich tippte auf Erpressung. Eine Art Schutzgeld. Die potenziellen Opfer dieser Attacke sollten mir nicht leid tun. Sie hatten

mit Sicherheit Dreck am Stecken. Höchstwahrscheinlich handelte es sich um die Diebe von Cannes. Trotzdem kam ich zu der Ansicht, froh zu sein, nicht in ihrer Haut zu stecken. Denn wenn sich alles wirklich so verhielt wie ich vermutete, saß der oder den betreffenden Personen der Schrecken jetzt gerade ziemlich tief in den Knochen.

Blieb nur die Frage, warum der Killer mich, den Störenfried, der alles ausgelöst hatte, verschonte? Mit meinem Tod wäre das Getöse kaum geringer gewesen und er hätte mich dauerhaft ausgeschaltet. Das Ergebnis wäre fast das gleiche gewesen.

Aber eben nur fast. Denn hätte die Polizei drei Leichen gefunden, hätte sie den Mörder gesucht. Großfahndung mit allem Pipapo. Indem er mich als vermeintlichen Mörder auf dem Silbertablett servierte, war der Polizeiarbeit mit meiner Verhaftung vorerst Genüge getan. Er konnte ungestört sein Werk vollenden, die Spuren verwischen und verschwinden. Dass ich wieder frei kam und möglicherweise weiter nach ihm suchen würde, nahm er billigend in Kauf. Offenbar hielt sich der Kerl für clever genug, sowohl mich als auch sämtliche Polizeibeamten abschütteln zu können. Die vergangenen sieben Jahre hatte es schließlich auch funktioniert.

Wäre ich nun von Beruf Privatdetektiv gewesen, ich hätte gewartet, bis sich der Lärm nach dem Lawinenabgang gelegt hätte. Noch ein wenig die Aufräumarbeiten beobachten. Danach konnte man in Ruhe abwägen, ob es sich lohnte, die Jagd fortzusetzen oder ob es Zeit für ein großes „Schwamm drüber“ wäre. In den finstersten Keller mit den Akten!

Bekanntlich verdiente ich mir meine Brötchen jedoch als Anwalt und war meinen Mandanten verpflichtet. Der springende Punkt in der Geschichte aus meiner Sicht daher: Die Chancen, sich aus allem herauszuwinden, hatten sich für Wladimir Jegorenkow mit dem Tod weiterer Zeugen gerade erneut verschlechtert. Das hieß für mich, jetzt erst recht die Ärmel hochzukrempeln. Natürlich konnte ich vor Gericht auf einen Mangel an Beweisen pochen. Aber ob das bei dem vielen

Dreck, den der Kerl am Stecken hatte, letztlich reichte, war ungewiss. Was, wenn der Ukrainer irgendwie tatsächlich mit der Pink Panther Bande unter einem Hut steckte? Zufällig oder absichtlich sei dahingestellt. Wenn einmal dreckige Wäsche gewaschen wird, tauchen vor Gericht zuweilen die seltsamsten Dinge auf. Natürlich empfand ich nach wie vor keinerlei Sympathie für diesen Mistkerl. Ich hätte gut damit leben können, wenn er ein paar Jahre hinter Gittern verschwand. Verdient hatte er es.

Aber nein, darum ging es nicht. Wenn ich einen Fall übernehme, gilt nur ein Kriterium: Professionalität. Und die gebietet mir, die beste und für meinen Mandanten sicherste Lösung anzustreben. Was unter den gegebenen Umständen bedeutete, der Gegenpartei einen Deal anbieten zu können, der uns in die Lage versetzte, möglichst gar nicht erst allzu viel dreckige Wäsche öffentlich waschen zu müssen. Oder, um mit dem legendären Satz aus dem Film „Der Pate“ zu sprechen: Ich musste ihr „ein Angebot machen, das sie nicht ablehnen konnte!“

Aus diesem Grund setzte ich am nächsten Morgen alles daran, meinen Aufenthalt hinter schwedischen Gardinen schnellstens zu beenden. Je weniger Zeit der Killer für seine Spielchen bekam, desto eher würde ich ihn zu Fehlern zwingen können. Hoffte ich. Glücklicherweise bekam ich es bei den Spaniern mit einem erstaunlich kompetenten Ermittlungsteam zu tun.

Ich traf mit meiner neuen Theorie bei ihnen durchaus einen Nerv. Ihnen war die ganze Sache zu glatt gegangen. So einfach ließen sich Serienmorde normalerweise nicht aufklären. Sie fühlten sich manipuliert, was an ihrer Ehre kratzte.

Zweitens reagierte das deutsche Konsulat sehr schnell, nachdem Corinne meine Situation geschildert hatte.

Und drittens beauftragte Jegorenkows Intimus Dr. Bachmann einen Kollegen in Córdoba, mich schnellstens aus der Schusslinie der spanischen Justiz zu holen. Dass ausgerechnet ein Anwalt des Multi-

millionärs, der in dessen Auftrag unterwegs war, als vermeintlicher Serienmörder im Knast saß, hinterließ einfach einen sehr schlechten Eindruck. Jegorenkow war bereit, notfalls Kautions zu stellen.

Der Notfall trat nicht ein. Die Staatsanwaltschaft ließ sich von den Kriminalisten aus Córdoba überzeugen, dass deren Beweise für eine weitere Inhaftierung nicht reichten. Sie versprachen sich größere Ermittlungserfolge, wenn sie mich an einer langen Hundeleine, quasi als obskuren Wolpertinger, halb Maulwurf halb Lockvogel, auf die Spuren der Cannes Brillanten losließen. Ein Vorschlag, mit dem ich leben konnte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, es war ein regnerischer Samstagnachmittag in Amsterdam, stürmte eine Sondereinheit der niederländischen Polizei das Büro des Immobilienmaklers Paul Vandenberg. Kommissar Jan Seedorf konnte nach den jüngsten Berichten aus Spanien unmöglich bis Montag warten. Naturgemäß weilte um diese Zeit keine Sekretärin im Haus und mit einem Besuch des Herrn Vandenberg konnte nicht mehr gerechnet werden. Es ging einfach darum, sämtliche privaten und dienstlichen Unterlagen, Computer und so weiter umgehend sicherzustellen, um sie in der kommenden Woche auswerten zu können. Die Polizisten benötigten einen kompletten Möbelwagen, um alle Kisten und Kästen fortzubringen. Dummerweise stellte sich später heraus, nachdem zig Kollegen tagelang nichts anderes getan hatten, als Dokumente zu sichten, dass die wirklich interessanten Papiere fehlten. Kein Hinweis auf Schmuck, kein Hinweis auf Hehler, kein Hinweis auf den Cannes-Coup im Jahre 1999. Hätten nicht hier und da erstaunliche Lücken in einzelnen Ordnern geklafft und wäre den Polizisten nicht mancher Geldfluss aufgefallen, der im Nichts zu versickern schien, sie hätten annehmen müssen, der tote Makler Vandenberg sei der bravste Steuerzahler im gesamten Königreich gewesen! Selbstverständlich schickte Kommissar Seedorf eine Streife los, die Sekretärin ausfindig zu

machen. Vergeblich. Frau Pause war „unbekannt verzogen“. Seedorf ließ sie zur Fahndung ausschreiben.

Corinne begrüßte mich in unserem kleinen Blumenparadies im Judenviertel wie einen Helden, der nach siegreicher Schlacht heimkehrt. Während ich ausgiebig duschte, bereitete sie uns auf dem Bett andalusische Köstlichkeiten. Sie hatte sich von der Händlerin im Nachbarhaus beraten lassen. Oliven, Käse, Paprikasalami, frisches Weißbrot, Honigmelone mit Seranoschinken und der Traum meiner schlaflosen Nächte schlechthin: Datteln im Speckmantel, gefüllt mit Mandeln. Dazu eine Flasche dieses wunderbar erdigen, trockenen südspanischen Rotweins. Zum Nachtsch: Sex! Und zwar von der wilden, leidenschaftlichen Sorte, von der ich nie genug bekommen konnte. Die Frau hatte einfach an alles gedacht.

Schließlich lagen wir satt, glücklich und komplett verschwitzt nebeneinander. Wir lauschten den Geräuschen der heißen südlichen Nacht. In Wellen schwappten sie von draußen zu uns herein und ließen unsere Gedanken spazieren gehen. Etwas später, ich war fast eingeschlafen, holte mich meine Geliebte in unsere Gegenwart zurück.

„Willst du gar nicht wissen, was ich herausgefunden habe?“ Ich gähnte.

„Wie ‚herausgefunden‘?“ Ich hatte keinen Schimmer, worauf sie hinaus wollte.

„Erinnerst du dich an die Leute, die neben mir standen, als sie dich ins Polizeiauto stießen?“

„Düster.“

„Da war so ein merkwürdiges Paar.“

„Richtig, jetzt wo du's sagst. Irgendwie sahen die aus, als ob sie nicht hierher gehörten. Eine ziemlich tolle Frau und ein alter Mann, oder so.“ Sie stieß mich in die Seite. „Nicht so toll wie du“, ergänzte ich rasch.

„Ja, ein richtig toller, sportlicher, graumeliertes Mann mit einer dünnen, dunkelhaarigen Ische!“

„Gib dir keine Mühe“, lachte ich. „Eifersucht liegt mir nicht. Wie auch immer, fahren Sie fort, Gnädigste.“ Ich legte meinen Arm um Corinne. Sie kuschelte sich an und berichtete mir, wie sie die beiden beobachtet hatte.

„Und dann passierte folgendes: Die Frau hat in ihrer Tasche einen Brief gefunden, den sie da nicht reingelegt hatte. Er auch nicht. So guckt keiner auf einen Brief, wenn er weiß, von wem der kommt und was drin steht. Sie haben zu mir und zu den anderen Gästen geschaut, ob wir ihnen nicht über die Schulter linsen, und haben das Ding aufgerissen. Und jetzt pass auf.“ Corinne hüpfte vom Bett, wühlte einen Moment in ihrem Stadtrucksack und kam mit dem Skizzenblock zurück. Ich schaltete die Nachttischlampe ein.

„Schau dir das bitte mal an.“ Ich blätterte in den Skizzen. Lauter mehr oder minder gelungene Porträts von Leuten, die sie auf dem Markt gesehen hatte.

„Schön! Und?“

„Du musst dir die Haare, die Bärte, den Faltenwurf ansehen.“ Ich hielt mir die Blätter dichter vor die Augen. Das war Schrift. Winzig kleine Buchstaben, eng zwischen Haarsträhnen und Schattenlinien gedrängt.

„Was ist das?“

„Ich bin so dicht wie möglich beim Zeichnen an die Beiden rangerutscht. Sie haben natürlich nur geflüstert, aber ein paar Worte hab ich aufgeschnappt. Damit ich sie mir merke, hab ich sie aufgeschrieben. Weil vor allem die Frau immer wieder zu mir geguckt hat, konnte ich natürlich nicht riskieren, irgendwas normal aufzuschreiben. So, und jetzt pass auf. Hier steht:

‘could be you’, da hab ich aufgeschrieben ‘know everything’, ‘50’. Also bei den fünfzig, da wären sie fast in die Luft gegangen. Ich nehme an, sie meinten Geld.“

„Das ist ja unglaublich, Süße!“ Ich war hellwach. „Das ist genau meine Theorie. Die Leute, die abgeschreckt und erpresst werden sollen. Und du hast sie gefunden! Einfach so!“ Ich küsste sie. „Du bist sensationell, Baby! Bist du ihnen gefolgt? Sind Namen gefallen?“

„Wart bitte ab. Ja. Ein Name ist gefallen. Öfter. Calderón.“

„Calderón? Nie gehört. Klingt spanisch. Was noch?“

„Hm. ‚Wednesday‘ steht hier und ‚high noon‘. ‚more‘. Also nächsten Mittwoch um die Mittagszeit gibt es wahrscheinlich mehr.“

„Mehr Geld oder mehr Informationen?“

„Keine Ahnung. Was werden sie mit ‚50‘ meinen? Tausend?“

„Bei vier Toten? Da steht kein Killer für auf. Es geht um Brillanten. ... Würd mich nicht wundern, wenn es Millionen wären.“

„Echt? Oh Gott. Na da werden es wohl mehr Informationen sein. Bis Mittwoch kriegen die nie fünfzig Millionen zusammen.“

„Hast du wahrscheinlich recht. Außerdem klingt fünfzig Millionen wirklich unverschämt. Das wäre fast ein Drittel des offiziell geschätzten Erlöses aus dem Raub! Hm. Und wo soll die Übergabe vonstatten gehen? Hier in Córdoba?“

„Moment. Hier steht wieder ‚Calderón‘, ‚got Pauls papers‘, ‚complete‘. Was könnte das heißen?“

„Die Unterlagen von Paul Vandenberg. Listen vielleicht von Kunden oder Umsätzen. Der Name Paul ist jedenfalls ein Hinweis, dass wir richtig liegen. Fragt sich, wo das Treffen stattfinden soll?“

„Hier, kannst du das lesen?“

„Hat’s geschrieben, kann’s nicht lesen ...“

„Eh, es musste schnell gehen. Und ganz kleingeschrieben.“

„Gib mal deine Lesebrille. ... Das heißt, warte, ‚semetry‘. Hä? Symmetrie? ‚won‘. Na da werden die wohl ‚one‘ gesagt haben. Symmetrie eins.“

„Die werden doch nicht über Schulnoten geredet haben!“

„Vielleicht, dass am Treffpunkt eine Sache symmetrisch angeordnet ist? Als Erkennungszeichen? So wie ein gleichschenkliges Dreieck oder ein genau in der Mitte aufgeschlagenes Buch. Was heißt das davor?“

„Irgendwas mit ‚Sand‘, würde ich sagen. ‚Sand Lui‘, Sandel ui, Sanduhr? Sandburg? Keine Ahnung.“

„Moment mal. Und wenn du das falsch geschrieben hast? Für mich klingt das wie ‚St. Louis‘. Das ist eine Stadt in den USA. Und über Schulnoten in den USA haben die bestimmt nicht geredet. Leute, die über Leichen gehn!“

„Das isses!“ Corinne frohlockte.

„Was?“

„Leichen. Die meinten nicht ‚Symmetrie‘ sondern ‚cemetery‘. Friedhof!“

„Der Friedhof Nummer eins in St. Louis!“

„Genau.“

„Wahnsinn. Süße, du bist genial!“

„Wir sind genial!“

„Weißt du, wo sie danach hingegangen sind? Vielleicht sind sie noch in der Stadt?“

„Tut mir leid. Hab sie im Gedränge verloren. Könnte sein, dass sie mitgekriegt haben, dass ich ihnen folgte.“

„Macht nichts. Das hier reicht.“ Ich klopfte auf die Skizzen.

„Puh, war das anstrengend. Könnte jetzt ein bisschen Ganzkörpermassage mit Entspannungsübungen und so gebrauchen.“ Sie rekelte sich verführerisch.

„Kommt gleich, kommt sofort, gnädige Frau. Ich hole nur schnell den Wein. Auf das Ergebnis müssen wir anstoßen!“ Es wurde eine kurze Nacht.

Eine Falle für Calderón

Jemand räusperte sich. Ein Mann. Ein Mann? Wahrscheinlich träumte ich. Ein wenig umständlich drehte ich mich aus Corinnes vereinnahmenden Armen auf die andere Seite. Der Mann sagte:

„Good morning!“

„Good ... hä, was?“ Kein Traum. Wie von der Tarantel gestochen fuhr ich hoch. Durch die heftige Bewegung erwachte auch Corinne. Sie blinzelt verschlafen. Eine Sekunde später war sie hellwach. Vor uns im Zimmer befanden sich zwei Menschen. Der sportliche Mann mit dem graumelierten Haar saß mit übereinander geschlagenen Beinen im Sessel. Links von ihm, an die Tür gelehnt, stand ein eleganter Bodyguard im Kleinen Schwarzen und vor der Brust verschränkten Armen. Die attraktive dunkelhaarige Lady. Kein Zweifel, sie waren es. Die Beiden, die Corinne am Handwerkermarkt belauscht hatte.

„Äh, hello.“ Möglichst unauffällig suchte ich mit der Hand nach meinem Mobiltelefon. Es krachte. Kein lauter Knall. Eher wie ein Beil, das Holz spaltet. Unser Bett vibrierte. Erschrocken fuhr ich herum. Der Bettpfosten direkt neben meinem Kopf war gesplittert. Ein Streifen seines Holzes ragte nun seitwärts in meine Richtung. Oberhalb der Stelle, an der der Knick einsetzte, steckte ein Bolzen mit langgezogener messerscharfer Stahlspitze.

Mit offenem Mund und vermutlich ziemlich dummem Gesichtsausdruck betrachtete ich die Frau. Ein Geschoß gleicher Bauart zielte auf mein Herz. Es war mir nicht im entferntesten bewusst, wann und woher plötzlich die kleine Sportarmbrust in ihrer Hand erschienen war. Geschweige denn, wann sie das Ding neu gespannt hatte. Die Sache mit dem Telefon konnte ich vergessen. Die Beiden schwiegen und musterten uns. Ich entschloss mich, die bedrückende Stille zu beenden.

„Unsere Vermieterin wird nicht begeistert sein, wenn sie das sieht.“

„Sie wird's mit Fassung tragen. Ich schätze, die Betten müssen öfter mal repariert werden, nachdem so reizende Pärchen wie ihr Spaß darin hatten.“ Na prima, der Kerl entpuppte sich als Witzbold.

„Okay, kein Problem. Ich werd ihr die Reparatur bezahlen“, erwiderte ich, nur um irgendetwas zu sagen. Corinne zog sich das dünne Laken, mit dem wir uns eher symbolisch zum Schutz vor eventuellen Mücken zugedeckt hatten, bis zum Hals. Angsterfüllt glitten ihre Augen von einem zum anderen. Ihr musste klar geworden sein, dass die Gangster den Spieß umgedreht hatten und ihr bis zu unserer Pension gefolgt waren. Zweifellos hatten sie das Haus seitdem beobachtet. Der Mann ergriff wieder das Wort.

„Wer von euch beiden ist Calderón?“

„Bitte?“ Ach herrje. Sie hielten uns für den Erpresser. „Keiner. Wer soll das sein?“

„Jetzt red keinen Unsinn, Freundchen!“ fauchte der Mann. Die Frau stieß sich von der Tür ab und hob ihre Armbrust auf einen Punkt zwischen meinen Augen. Wenn sie abdrückte, würde das meinem Schädel kaum besser bekommen als zuvor dem Pfosten.

„Selbst wenn ich annehmen würde, dass ihr den Brief nicht verzapft habt, müsst ihr mit der Sache zu tun haben. Sonst hätte die Dame da kaum so lange Ohren gemacht und uns am Ende sogar verfolgt. Ich nehme an, Sie wollten herausfinden, wie wir auf diese Unverschämtheit reagieren, Mister Calderón. Was ich allerdings nicht ganz verstehe: Warum hat Sie die Polizei so schnell wieder rausgelassen? War das alles nur Show? Eine Falle? Ein Deal mit den Bullen?“ Er sprang auf. „Raus mit der Sprache, oder ich mache sofort kurzen Prozess mit euch. Allerdings ist es mir lieber, vorher zu wissen, warum ich jemandem den Hals umdrehe.“ Seine Augen blitzten feindselig.

„Okay, okay, Sir, keep cool!“ Ich versuchte meine Gedanken zu sammeln. „Wir wollen gern über uns Auskunft geben, aber bitte, bitte sagen Sie der Lady, sie soll die Waffe senken. Sie macht mich nervös.“

Er nickte der Frau zu. Sie zögerte, schien von der Idee nicht begeistert, gab schließlich jedoch nach. Ich atmete durch. Corinne begann.

„Dass ich mich für Sie interessiert hab, war purer Zufall.“

„Zufall?“ Die Frau zuckte mit der Armbrust in Richtung meiner Freundin. Er legte ihr die Hand auf den Arm.

„Ehrlich. Weil Sie sich so seltsam benommen haben, vorher, auf dem Weg zur Mesquita. Und danach auch. Fast so, als ob Sie genau wie ich irgendetwas mit den Vorgängen zu tun hätten. Ich wollte wissen, was das sein könnte.“

„Allerdings, dass wir beide hier in Córdoba sind“, ergänzte ich, „das ist nicht ganz zufällig. Ich bin Anwalt. Schauen Sie dort drüben in das Schubfach. Da sind meine Ausweise drin.“ Der Mann folgte meiner Aufforderung. „Darf ich etwas weiter ausholen?“ Die beiden schauten sich an, dann setzten sie sich.

„Okay, aber nicht zu weit! Und Finger weg vom Telefon.“ Da ich im Grunde nichts zu verlieren und niemandem gegenüber eine Schweigeverpflichtung unterschrieben hatte, beschloss ich reinen Tisch zu machen. Obgleich ich ahnte, mit wem ich es zu tun hatte. Allerdings wusste ich auch, dass damals bei dem Überfall kein Mensch ernsthaft zu Schaden gekommen war. Dass die beiden von den Morden der vergangenen Tage ebenso schockiert waren wie wir, stand außer Frage. Wenn sie uns wirklich umbringen wollten, würden sie es so oder so tun. Wenn nicht, nun, das würde sich zeigen.

Nachdem ich geendet hatte, schwiegen sie. Nachdenklich lehnte sich der Mann im Sessel zurück.

„Und wer ist dann der Mörder?“ Corinne setzte sich auf.

„Ich dachte dieser Calderón, den Sie suchen. Der erpresst Sie doch, oder?“

„Hab ich nicht gesagt, du sprichst immer zu laut?“ zischte die Frau. Er zuckte mit den Schultern.

„Tja, sieht ganz so aus. Nur, wer ist dieser Calderón? Paul, also Herr Vandenberg, hat den Namen mal erwähnt. Ich hielt ihn für einen Hehler, wie Campbell.“

„Spricht etwas gegen diese Theorie?“ fragte ich.

„Und wofür halten Sie uns beide?“ Was wollte er hören?

„Ich schätze, wenn ich meine Vermutung äußere, überlebe ich die nächste Minute nicht.“

„Seien Sie nicht albern. Sie wissen eh viel zu viel, als dass wir Sie so ohne weiteres gehen lassen könnten.“

„Und was haben Sie in dem Fall mit uns vor?“

„Viele Optionen bleiben nicht“, meinte er. Die Frau stand auf und richtete erneut die Armbrust auf mich. Äußerlich ließ ich mich nicht beeindrucken, wenngleich sie mir in dieser Pose wirklich Angst machte. Das Herz schlug mir bis zum Hals, während sich in meinem Kopf eine ungeheure Idee formte.

„Mal abgesehen von der Tatsache, dass die Dame offenbar eine großartige Schützin ist, glaube ich nicht, es mit eiskalten Killern zu tun zu haben. Unser Tod würde Ihnen außerdem herzlich wenig nutzen, weil Ihnen Calderón im Nacken sitzt. Vielleicht legt er es sogar darauf an, dass Sie ihm die Arbeit abnehmen. Womit er uns beide los wäre, ohne neue eigene Spuren zu hinterlassen! Der Kerl weiß anscheinend so viel, dass Sie ihm selbst dann noch ausgeliefert sind, wenn er Ihr Geld hat. Leute wie Calderón können den Hals nie voll kriegen. Die wollen ihr eigenes Spiel spielen. Das ist ganz ähnlich wie bei unserem Mandanten.“

„Dem Ukrainer?“

„Dem Ukrainer. Betrachten wir die Sache nüchtern. Sie schweben ebenso in Gefahr wie wir. Im Moment kennt Sie außer uns und Calderón niemand. Und Calderón wird annehmen, dass wir nichts von Ihnen wissen. Mehr noch. Er spekuliert darauf, dass nach dem Doppelmord alle Verbindungen, die auf ihn weisen könnten, gekappt sind. Er kann ja weder ahnen, dass Corinne Ihnen auf die Schliche gekommen ist, noch

weiß er, dass wir heute Morgen so nett miteinander plaudern. Damit sind wir Calderón erstmals einen Schritt voraus. Deshalb denke ich, Sie und wir hätten womöglich bessere Karten, wenn wir künftig zusammenarbeiten.“ Jetzt war es raus. Corinne sah mich erstaunt an. Die Verblüffung unserer Gäste schien kaum geringer.

„Wenn ich Sie richtig verstehe ...“ Er machte eine Pause, um nach den passenden Worten zu suchen. „Sie wollen uns ein Geschäft vorschlagen? Wie sollte das, Ihrer Meinung nach, aussehen? Wollen Sie Geld?“ fragte er argwöhnisch. Der Kerl tickte wie Jegorenkow. Interessant.

„Nein, kein Geld. Informationen. Da es eine spontane Idee ist, kann ich natürlich mit keinem fertigen Plan aufwarten. Aber im Kern könnte ich mir Folgendes vorstellen. Calderón ist der Schnittpunkt, an dem Ihre und unsere Probleme zusammentreffen. Er besitzt durch Vandenberg vermutlich Ihre Kundenkartei. Oder wenigstens einen großen Teil davon. Liege ich richtig?“ Mein Gegenüber nickte. „Wenn wir die in die Hand bekämen, könnten wir vielen Polizisten, Staatsanwälten und Versicherungsagenten grandiose Erfolgserlebnisse bescheren. Schauen Sie nicht so finster. Ich bezweifle, dass auch nur einer von denen, die Ihnen die Klunkern abgekauft haben, Ihr Mitgefühl verdient.“

Die Kontaktleute der Käufer wiederum kennen alle nur Calderón, Campbell und allerhöchstens Vandenberg. Stimmt das?“ Erneutes Nicken. „Rückschlüsse auf die ursprünglichen Verkäufer wären zurzeit also nur über Calderón möglich. Könnten wir der Staatsanwaltschaft in Berlin diese Daten in die Hände spielen, wäre für unseren Mandanten ein guter Deal denkbar und unser Job wäre getan. Die einzige Gefahr, die Ihnen droht, geht von dem Mann aus, der besagte Liste geraubt hat. Auf ziemlich scheußliche Art, wenn Sie mich fragen. Was beweist, dass der Typ vor absolut nichts zurückschreckt. Er ist kaltschnäuzig und raffiniert. Bis heute hat er vier Männer hingerichtet. Einfach so. Und diese vier waren sicher keine naiven Simpel, oder?“

Kurz und gut, gelänge es uns, Calderón zu stellen und seine Papiere der Polizei zu übergeben, wäre uns beiden gedient. Gemeinsam könnten wir es schaffen, ihn zu überraschen.“ Ich war fertig. Gespannt wartete ich auf eine Reaktion. Ich musste nicht lange warten.

„Das wäre für Sie zweifellos von Nutzen. Nur, was hätten wir davon? Calderón würde sich sicher rächen und alles ausplaudern, was er über uns weiß. Was ihm mildernde Umstände und uns lange Haftstrafen einbringen würde. Verraten Sie mir, welchen Vorteil wir von einem solchen Szenario hätten?“

Der Mann hatte recht. Daran hatte ich nicht gedacht. Im Prinzip drängte sich ein Gedanke auf. Man müsste ihn umbringen. Aber damit wären wir nicht besser als er. Und die Polizei ginge erneut auf die Suche nach einem Mörder. Die Spirale der Gewalt würde sich weiter drehen. Das brachte nichts.

„Und noch etwas. Jetzt kennen Sie uns. Was könnte Sie daran hindern, anschließend selbst eine kleine Erpressung zu riskieren? Ich weiß über Sie nur, dass Sie Anwalt sind. Was im Übrigen absolut nichts heißen will. Nach meiner Erfahrung sind selbstlose Samariter unter Angehörigen Ihrer Spezies seltener anzutreffen als in den meisten anderen Branchen.“ Was sollte ich darauf erwidern?

„Wissen Sie“, begann ich schließlich, „ich kann Ihnen Ihre Fragen nicht beantworten. Vertrauen Sie uns oder lassen Sie es bleiben. Es gibt keine Garantie. Bringen Sie uns um, wenn Sie es mit Ihrem Gewissen vereinbaren können.“

Was Calderón betrifft: Ich habe keine Ahnung, was genau er alles über Sie weiß. Was wäre, wenn ich Ihnen helfen würde, eine neue Identität anzunehmen? Wenn ich Ihnen helfe, erneut unsichtbar zu werden? Damit würde ich mich natürlich strafbar machen, denn die Summen, selbst wenn wir nur die rechnen, die dem Fiskus entgehen, sind einfach zu hoch, als dass eine Staatsanwaltschaft eine solche Entscheidung decken könnte. Aber erstens wäre es mir egal, wenn es der einzige Weg

ist, meinen Mandanten zu entlasten. Und zweitens wäre das Ihre Garantie. Sie hätten mich ebenso in der Hand wie ich Sie. Wenn Sie auspacken, verbringe ich den Rest meiner Tage wegen Strafvereitelung hinter Gittern.“ Der Mann lächelte. Zum ersten Mal an diesem Morgen lächelte er.

„Wissen Sie was?“ meinte er. „Sie haben recht. Ich kann Ihnen glauben oder ich lass es bleiben. Calderón ist ein Schwein, darüber sind wir uns einig. Er verdient es, in den Vereinigten Staaten vor Gericht zu kommen. Bei uns ist für vierfachen kaltblütigen Mord in den meisten Bundesstaaten die Todesstrafe vorgesehen. Sie sehen das möglicherweise anders, aber das ist mir egal. Er hat zwei gute Freunde auf dem Gewissen und wird nicht zögern, auch uns zu töten, wenn es ihm in den Kram passt.

Das andere: Es ehrt Sie. Trotzdem, vergessen Sie's. Uns unsichtbar zu machen, das schaffen wir ganz gut allein. Dafür müssen Sie nicht Ihre berufliche Unschuld verlieren. Es würde vollkommen genügen, wenn wir Ihrer Zusage trauen dürften und Sie uns nicht verrieten. Der erste Schritt dahin wäre, dass die Lady und Sie weder über den Brief noch über den heutigen Morgen jemals einen Laut verlieren. Unter keinen Umständen! Zu niemandem. Wenn wir uns darauf einigen könnten?“

Sowohl Corinne als auch ich gaben ihm unser Wort. Die dunkelhaarige Lady blieb skeptisch. Dass ich nicht Calderón sein könne, sah sie trotz meiner Dokumente keineswegs erwiesen. Eine bessere Idee kam ihr aber auch nicht. Etwas mürrisch zog sie schließlich ihren Armbrustbolzen aus meinem Bettpfosten und fragte, wie es denn nun konkret weitergehen solle. Corinne wies auf die Kaffeemaschine in unserer Kochnische.

Es dürfte wenig verwundern, dass unser Verhältnis angespannt blieb. Vor allem die beiden Frauen belauerten sich geradezu. Mir drängte sich der Vergleich zu zwei Tigerinnen auf, die jemand aus Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit in einem engen Käfig zusammengespart hatte,

obgleich ihm hätte klar sein müssen, dass jede ihr eigenes Revier beanspruchte. Es schien nur eine Frage der Zeit, wann sie sich an die Gurgel sprangen.

Diplomatisch tasteten wir uns an die Fragen heran, die für unsere Zusammenarbeit von Bedeutung sein konnten. Wobei mich zunächst ein Fakt interessierte, der oberflächlich betrachtet wenig mit unserem Vorhaben zu tun hatte.

„Warum sind Sie überhaupt nach Europa gekommen? Damit Ihnen Calderón seine Forderungen in die Tasche schieben konnte? Was für ein Aufwand! Die hätte er Ihnen problemlos per Post zusenden können.“

„Sie übersehen die Wirkung, Herr Hall. Die mentale Wirkung, die ein Doppelmord verbunden mit dem Polizeieinsatz auf einen Menschen hat. Wenn er gewissermaßen mitten hinein gelotst wird, ist sie ungleich größer, als wenn er es aus dem Fernsehern erfährt. Der Mann will uns seine Macht demonstrieren. Er will uns zeigen, dass er über Mittel und Möglichkeiten verfügt, uns wie Marionetten nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.“ Er dachte nach. „Was mich verwundert, ist die Tatsache, dass er Sie offenbar ebenfalls hier erwartete. Wie konnte er wissen, dass Sie von Vandenberg und Córdoba erfahren und Campbell hierher folgen würden? Normalerweise würd ich sagen: Menschenkenntnis. Aber dafür müsste er Sie sehr, sehr gut kennen. Was wiederum impliziert, dass Sie Calderón kennen sollten. Hm?“

Verdammt. Von der Seite hatte ich die Sache noch nicht betrachtet. Natürlich klang es nach allem, was wir inzwischen wussten, unwahrscheinlich, dass wir ihm in Córdoba zufällig über den Weg gelaufen waren und er spontan entschieden hatte, uns in sein Spiel einzubinden. Ich grübelte. Der einzige, dem ich genügend Cleverness und Kontakte zutraute, so ein Spinnennetz zu weben, war Wladimir Jegorenkow. Ich hatte ihn bisher über alle meine Schritte auf dem Laufenden gehalten. In Ermangelung einer besseren Theorie beschlossen wir, den Informations-

fluss zu meinem Mandanten auf ein absolutes Minimum zu reduzieren. Er sollte künftig nur das Allernotwendigste erfahren.

Wichtiger: Wir mussten morgen, am Montag, Polizei und Staatsanwaltschaft von unserer sofortigen Ausreise in die Staaten überzeugen. Eigentlich hatten die verlangt, wir sollten vor Ort präsent bleiben, bis der Fall gelöst sei. Ein Plan musste her. Was durften wir sagen, was mussten wir verschweigen? Die beiden Amerikaner hatten uns bisher ihre Namen nicht mitgeteilt. Wir vereinbarten, dass es vorläufig dabei bliebe. Den Namen Calderón ins Spiel zu bringen, ließe sich hingegen nicht vermeiden. Wir bastelten an einer halbwegs glaubwürdigen Legende:

Ein Mittelsmann des ukrainischen Oligarchen mit Sitz in New York habe uns den Namen Calderón genannt. Es handle sich offenbar um einen Machtkampf in der Szene, hätte er uns zu verstehen gegeben. Wollten wir mehr wissen, müssten wir nach New York kommen. Möglicherweise würden wir dort etwas über den Verbleib der Cannes Brillanten erfahren.

Diese Erklärung erschien uns insofern glaubwürdig, weil sie den Bogen zum ermordeten Simon Brown schlug. Die Spanier konnten ihre US-Kollegen bitten, im Umfeld von Brown nach diesem Calderón zu suchen. Womit unsere Hundeleine lediglich einen etwas weiteren Schnüffelradius erhielt. Keine Gefahr, dass wir ihnen abhandenkämen. Den Namen des Mittelsmannes dürften wir aus Gründen des Mandantenschutzes nicht nennen, würden wir erklären. Ob sie uns das abkauften? Es kam auf einen Versuch an.

In jedem Fall liefen unsere neuen Partner Gefahr, ebenfalls in den Fokus der Ermittler zu geraten. Aber dieses Risiko mussten wir eingehen. Blieb als letztes die Frage nach dem Treffpunkt.

„Na, in St. Louis, oder?“ fragte Corinne. Die fremde Frau sah sie irritiert an.

„Wie kommen Sie denn auf St. Louis?“

„Entschuldigen Sie bitte. Das war einer der wenigen Brocken, die ich neulich verstanden habe. Sie sollen auf den Friedhof nach St. Louis kommen.“ Die Züge der Fremden entspannten sich. Kurz darauf prusteten die Beiden vor Lachen los. Corinne und ich konnten uns auf die plötzliche Heiterkeit keinen Reim machen.

„Wenn ich das geahnt hätte“, bemerkte der Mann, während er sich die Lachtränen aus den Augenwinkeln wischte, „hätten wir uns den ganzen Morgen hier mit Ihnen sparen können. Sie hätten in St. Louis auf uns und Calderón warten können, bis Sie schwarz werden.“ Er putzte sich die Nase. „Gut, nutzt nichts, jetzt ist es zu spät. Weiter. Ich sage Ihnen, was wir machen. Wir verabreden uns mit Ihnen nach der Friedhofsgeschichte. Die klären wir allein. Ist sicherer. Calderón soll keinen Verdacht schöpfen.“ Er machte eine Pause. Nach einer Weile hellte sich seine Miene auf. „Sind Sie jemals in Ihrem Leben Schaufelraddampfer auf dem Mississippi gefahren?“ Wir verneinten. „Schön. Ich werde Ihnen in New York eine Einladung für den Mittwochabend zukommen lassen, die sich gewaschen hat. Das wird ein Paukenschlag!“ Die dunkelhaarige Schönheit erblasste. Sie stöhnte.

„Das ist nicht dein Ernst?“

„Warum nicht? Wenn ich demnächst untertauchen muss, kommt es jetzt auf einen Spaß mehr oder weniger nicht an. Wenn sie uns erwischen wollen, erwischen sie uns. Keiner kann das FBI abhängen, wenn es ihn erst am Haken hat. Nein. Wir zelebrieren den Abend so öffentlich und offiziell wie nur möglich! Das erweckt den geringsten Verdacht. Spätestens dann erfahren Sie, Frau Blair und Herr Hall, mit wem Sie es zu tun haben. Dich, meine Liebe, lade ich hiermit ebenfalls ein. Ich würde mich freuen, wenn du an diesem Abend meine Tischdame und Tanzpartnerin sein könntest. Calderón kann von mir aus vor Schreck tot umfallen, wenn er es mitbekommt. Vielleicht fühlt er sich durchschaut und macht einen Fehler. Aber wie gesagt, nach dem Friedhof. Könnte ja sein, wir erwischen ihn dort schon. Der Rest ist Plan B. Aber

auch der will vorbereitet sein. Deshalb: Fürs Erste besuchen Frau Blair und Herr Hall den Broadway! Auf nach New York, New York!“

Officer John Smith stürmte in den Beratungsraum.

„Sergeant, hier ist etwas aus Europa gekommen. Könnte für unseren Fall bedeutsam sein.“

Der Angesprochene hob mürrisch den Kopf. Zusammen mit drei anderen FBI-Strategen hatte er bei Smith's Erscheinen in umfangreichem Kartenmaterial gewühlt und Einsatzpläne abgestimmt. Die Störung kam ihm denkbar ungelegen.

„Wehe wenn's nicht wichtig ist!“ knurrte Sergeant Wesson und nahm seinem jungen Kollegen die Mappe ab. „Na schau an. In den fünf Jahren seit 9/11 hat es die Koordinierungsstelle der Geheimdienste und Bundesbehörden immerhin geschafft, dass Informationen bis zu uns nicht mehr drei Jahre brauchen sondern nur noch drei Wochen. Wie ich die Burschen kenne, sollte die Gefahr trotzdem längst vorbei beziehungsweise das Kind in den Brunnen gefallen sein, oder?“

„Nicht ganz, Sir. Ich hab's überprüft. Die ersten Ereignisse liegen zwar schon länger zurück, das ist richtig, aber in New York eingetroffen sind der Anwalt und seine Assistentin erst heute.“

„Ein Anwalt?“

„Ja, Sir, aus Deutschland. Schauen Sie, da unten hab ich den Vermerk gemacht.“

„Hm. ... So, so, ... einen Vermerk. Weil Sie das überprüft haben.“ Er blätterte. Seine Stimme bekam diesen speziellen Ton, der den Officer verunsicherte. Wenn der Chef so sprach, ließ es sich nie genau vorher sagen, ob als nächstes ein dickes Lob oder ein gewaltiges Donnerwetter über ihn hereinbrach. Im konkreten Fall sagte ihm sein Bauch, dass es eher nach fernem Grollen klang, das langsam näher zog. Sein Gehirn widersprach vehement. Schließlich handelte es sich um wichtige Informationen. Wie so oft lag das Gehirn falsch.

„Sagen Sie mal, Smith, dafür verplempern Sie Ihre wertvolle Dienstzeit?“

„Aber Sir, die Beiden könnten mit Simon Brown zu tun haben. Und was wäre, wenn wir eine Querverbindung zu den Cannes Brillanten ...“ Wesson ließ ihn nicht ausreden.

„Könnte, wäre, ... Sagen Sie mal, merken Sie nicht, was Sie für einen Stuss reden? Wir arbeiten hier fieberhaft im Interesse der nationalen Sicherheit. Es geht um große Politik. Um Spionage. Wirtschaftsspionage. Milliarden stehen auf dem Spiel. Wir stehen so kurz davor“, er zeigte einen sehr schmalen Spalt zwischen Daumen und Zeigefinger, „so kurz, die ganze Hackerbande hochgehen zu lassen. Mit oder ohne Simon Brown. Und Sie kommen mir mit ein paar Klunkern aus der Schweiz? Wo leben Sie denn, Mann?“

„Aber die Morde in der Mesquita, das waren Hinrichtungen. Mafiatypisch. Genau wie in Amsterdam bei Si...“

„Wissen Sie, wie viele Mafiosi hierzulande Woche für Woche auf ganz ähnliche Weise abgemurkst werden? Wissen Sie, wie viele Menschen allein bei uns in New York oder oben in Detroit täglich eines gewaltsamen Todes sterben? Zwei Leichen in einer alten Moschee! Das sind Peanuts! Haben Sie je davon gehört, wie viele Schiiten sich im Irak durch sunnitische Selbstmordattentäter in Luft auflösen? Und zwar in nigelnagelneuen Moscheen!“

„Wenn der Anwalt aber eine heiße Spur verfolgt? Immerhin trug Julia Roberts den ‚Blue Sea Star‘ damals in Cannes, bevor er gestohlen wurde!“ Smith blieb hartnäckig.

„Schluss jetzt!“ schnaubte Wesson. Er drückte dem Officer die Mappe in die Hand und wies in Richtung Archiv. „Stellen Sie diese gottverdammte Mappe in den hintersten Winkel unseres Regals für ungelöste Fälle. Im Laufschrift! Und dann melden Sie sich wieder hier und bringen sich gefälligst mit nützlichen Vorschlägen in unsere aktuelle Polizeiarbeit ein.“ Er schaute dem davoneilenden Mann nach. „Unglaublich.“

Julia Roberts. Das wagt er mir ins Gesicht zu sagen. Julia Roberts! Diese Hollywoodschmarotzer ziehen meinen Kindern ihr ganzes Taschengeld aus der Börse. Und wer muss das Ding hinterher wieder füllen? Das ist Diebstahl. Julia Roberts! Aber die darf ich nicht einsperren! Gegen die ganz offensichtliche und permanente Ausplünderung des kleinen Mannes gibt es in diesem Land keine Gesetze. Ich sollte mich zu den nächsten Präsidentschaftswahlen aufstellen lassen. Ich würde die ganze Traumfabrik verbieten. Wer glorifiziert denn ständig irgendwelche Verbrecher, mit denen wir uns im realen Leben auf der Straße herumprügeln müssen? Und wir haben keine Stunt Doubles, die für uns die Rübe hinhalten. Hollywood!“

„Beruhige dich, Charly.“ Der Polizist neben Charles Wesson klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. „Du hast ja recht. Aber lass uns jetzt weiter machen.“

„Na ist doch wahr, oder?“ Der Sergeant bemühte sich um einen versöhnlicheren Tonfall. „Da schleppt der so’n Zeug an und meint, ich soll mich wegen Hollywood mit einem deutschen Anwalt beschäftigen, der vielleicht, eventuell, womöglich ... Mann, Mann, Mann, der Kerl hat Nerven. Smith! Smiiith! Laufschrift! ... Wo waren wir stehengeblieben, meine Herren?“

Officer John Smith gehörte zu jenen Polizisten, die viel auf ihren siebten Sinn hielten und mühevoll Indiziensuche lieber anderen überließen. Schon lange hatte er überlegt, eventuell hinzuschmeißen, die Uniform gegen Trenchcoat und Schlapphut zu tauschen und als Privatdetektiv sein Glück zu versuchen. Er kannte ein paar Leute, bei denen dieses Geschäft recht erfolgreich lief. Einige davon konnten sich durchaus eine gemeinsame Detektei mit einem Ex-FBI-Agenten vorstellen. Schon seines Insiderwissens wegen. Dennoch schob Smith die Entscheidung von Tag zu Tag auf. Ein geregeltes Einkommen und Pensionsansprüche waren Dinge, von denen er sich nicht so leichten

Herzens trennen konnte wie von der Uniform. Immerhin: Er übte für den Fall der Fälle. Was aus seiner Sicht hieß, den Tag anstatt mit Kaffeebechern aus Pappe auf dem Weg zur Metro lieber stilvoll in einem kleinen jüdischen Café zu beginnen. Nicht unbedingt, weil der Kaffee dort besser und die Kellnerin hübscher gewesen wären als anderswo. Was im Übrigen tatsächlich stimmte. Auch nicht der hier anzutreffenden potenziellen und potenten Kundschaft wegen. Jedenfalls nicht nur. Den entscheidenden Unterschied machte für Officer John Smith folgendes: Im Café lagen gratis Tageszeitungen aus! Nützliche Lektüre. Wobei er sehr selektiv vorging.

„The New York Times“ mit ihren dicken Politik- und Wirtschaftsteilen beispielsweise interessierte ihn nicht. Wohl aber die „New York Post“. Das handlich quadratisch geschnittene Wurstblatt enthielt auf wenigen, überschaubaren Seiten mit großen Bildern alles, was ein Privatdetektiv in dieser Stadt wissen musste: „Sex and Crime“!

Gutgelaunt betrat John Smith an diesem sonnigen Mittwochmorgen das Lokal. Den Streit mit dem Chef vom Vortag hatte er verdrängt. Er freute sich über den kurzen Rock der Kellnerin, über die üppige Frühstückskarte und vor allem über den bevorstehenden starken Kaffee, der ihn gleich auf Betriebstemperatur bringen würde. Die Kellnerin hatte die volle Kanne bereits zu seinem Stammpplatz gebracht und die erste Tasse eingeschickt, kaum dass sie den Officer zur Tür hereinkommen sah. John Smith griff sich die „Post“, schenkte der Dame ein strahlendes „Good morning“, nahm Platz. Er packte die Zeitung neben seinen Teller, setzte die Tasse an den Mund und ... prustete den heißen Kaffee quer über den Tisch. Es lag nicht am Kaffee. Es lag an der „New York Post“! Das ganzseitige Titelbild zeigte Corinne Blair und Martin Hall lachend an der Seite von John Malkovich und einer kurvenreichen jungen Dame vor dem Eingang eines Musical Theaters. Die Story dazu fand sich auf Seite zwei. Ergänzt um weitere Fotos, unter anderem einem Archiv-Bild

vom Roberts-Collier während seiner Präsentation auf dem Filmfestival. Der Text lautete:

„Hat John Malkovich eine neue Flamme? Zusammen mit der bezaubernden deutschen New Age Malerin Corinne Blair sowie ihrem Lebensgefährten, Staranwalt Martin Hall, wurde der Hollywoodstar gestern Abend am Broadway erstmals mit dieser bislang unbekanntem heißen Lady gesichtet. Angeblich ein erfolgversprechendes Nachwuchstalent. Künstlernamen ‚Vannelyn‘. Malkovich machte ein großes Geheimnis um die wahre Identität seiner Begleiterin, was Anlass zu Spekulationen gibt.

Nach Informationen aus gut unterrichteten Kreisen, hatten sich beide Paare erst kurz zuvor während einer Show kennengelernt. Offenbar fanden sie sich auf Anhieb sympathisch, denn anschließend besuchten sie gemeinsam die angesagtesten Clubs von Big Apple. Die Malerin und ihr Anwalt weilen erst seit kurzem in unserer Stadt. Informationen zufolge vertritt Hall einen ukrainischen Multimilliardär in einem hochbrisanten Fall. Es soll sich um das legendäre Roberts-Collier mit dem ‚Blue Sea Star‘ handeln, ein 1999 in Cannes gestohlenes Schmuckstück, das kürzlich bei Sotheby’s in London auftauchte. New York Post berichtete. Angeblich lud Malkovich das deutsche Glamour-Paar ein, ihn heute zu einem historischen Südstaaten-Ball in Louisiana zu begleiten. Wir bleiben für Sie am Ball.“ Smith ließ den Kaffee stehen, warf Geld für die Zeitung auf den Tisch und rannte mit ihr auf die Straße.

Zwanzig Minuten später hielt der Officer das Blatt seinem Chef vor die Nase.

„Lesen Sie das mal, Sir!“ forderte er seinen Vorgesetzten auf. Wesson sah von seinen Papieren hoch. Ihn plagten mörderische Zahnschmerzen. Eben hatte er darüber nachgedacht, ob er sich ein paar Stunden vom Schreibtisch losreißen sollte, um einen Dentisten aufzusuchen. Missmutig besichtigte er die Zeitung.

„Und?“

„Wenn es schon in der Zeitung steht, müssen wir eingreifen!“

„Wie?“ Smith begann erregt einen Plan zu entwickeln, wie man mit Hilfe einer Großfahndung den deutschen Anwalt ... Er redete und redete. Wobei er nicht bemerkte, dass sich die Gesichtszüge des Sergeants verhärteten. Nachdem der junge Mann geendet hatte, sah er dem Chef erwartungsvoll in die Augen. Der Blitz traf ihn wie aus heiterem Himmel. Also, zuerst war es ein leichtes Wetterleuchten, das aber in Sekundenschnelle geradezu Supernova-Ausmaße annahm. Ganz leise begann Charles Wesson, seine Antwort zu formulieren. Und sehr, sehr vorsichtig, des schmerzenden Zahnes wegen.

„Womit gedenken Sie, einen Haftbefehl zu erlangen? Mit Augenzeugenberichten von Leuten, die den Mann in Diskotheken gesehen haben wollen? Das ist meiner Ansicht nach nicht verboten. Korrigieren Sie mich bitte, wenn ich das falsch sehe. Womit noch? Mit der Tatsache, dass er Malkovich kennt? Wenngleich ich gestehe, dass das für mich ein Grund sein könnte.“ Seine Zähne knirschten. Ein Fehler. Ein brennender Schmerz durchzuckte ihn. Ein Schmerz, verbunden mit maßloser Wut. Weswegen er nicht länger an sich halten konnte und in einer Lautstärke losbrüllte, bei der jeder Löwe blass vor Neid geworden wäre:

„Sind Sie wahnsinnig, Mann? Kommen mir hier mit solchen Lappalien?“

„Aber, aber ...“

„Aber, aber, aber. Ja, Lappalien!“

„Aber vielleicht will er mit dermaßen großem Aufsehen etwas erreichen? Die Gangster nervös machen, oder so.“

„Oder so? Ich sag Ihnen was, Smith, wenn dieser eitle Schnösel von einem Anwalt nicht komplett verblödet ist, dann bezweckt er mit seiner Veröffentlichung genau das. Na und? Soll er. Das hat mit unserem Fall nicht das Geringste zu tun. Und falls er mit der Methode tatsächlich diese Fuck-Brillanten findet, umso besser für uns! Dann erfahren wir es

rechtzeitig aus der Zeitung. Bis dahin haben wir wichtigeres zu tun! Geht das nicht in Ihr verdammtes Spatzenhirn? Ich sag Ihnen was, Söhnchen, das ist meine letzte Abmahnung. Wenn ich noch einen Satz über diese Geschichte aus Ihrem Munde vernehme, egal ob hier in meinem Büro oder draußen den Kollegen gegenüber, dann lass ich Sie suspendieren! Dann werden Sie strafversetzt. Dann dürfen Sie sich aussuchen, ob Sie sich die Bleivergiftung lieber beim Patrouillieren auf den Highways rund um Dallas einfangen oder beim Streifegehen in der Bronx. Die Jungs dort hätten sicher Spaß daran, endlich mal wieder einen weißen Bullen in ihrem Revier zu finden. Und jetzt verschwinden Sie aus meinen Augen oder ich explodiere!“

Kaum weniger Nervosität herrschte zur gleichen Zeit rund um den Friedhof St. Louis No.1 in New Orleans. Denn nirgendwo anders als in der Stadt des Blues und Jazz, gelegen an der Mündung des „Old Man River“, wollte Calderón die Übergabemodalitäten regeln. Auch dies aus gutem Grund.

New Orleans galt in Kreisen, die Bescheid wussten, als natürliches Spielfeld von Terri Matisse. Seine Familie lebte seit Ewigkeiten in dieser Gegend. Genau genommen gehörten die Matisses zu den ersten europäischen Siedlern im Mississippi Delta überhaupt. Sie verließen Frankreich, als König Louis XIV. für seine neue Kolonie Louisiana mutige Menschen suchte. Kämpfernaturen, die seinem Herrschaftsanspruch auf die Neue Welt Nachdruck verleihen sollten. Dafür zeigte sich der Sonnenkönig spendabel. Er gestattete den Pionieren, sich am Land der Indianer großzügig zu bedienen. Terris Vorfahren machten zuerst selbst, später mit Hilfe unzähliger Sklaven, die wilde Natur urbar. Ihnen gehörten riesige Plantagen. Indigo, Baumwolle und zuletzt Erdnüsse mehrten ihren Reichtum. Die Herrscher in Europa und an der Westküste des amerikanischen Kontinents brauchten Unternehmertypen, wie sie die Familie Matisse hervorbrachte. Stets standen die Damen und

Herren Matisse loyal zur jeweiligen Regierung. Bis diese wechselte. Grundsätzlich.

So überlebten sie den verlorenen Krieg der Franzosen gegen die Engländer, den verlorenen Krieg der Engländer gegen die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung und den verlorenen Bürgerkrieg der Südstaatenkonföderation gegen den Norden. Und jedesmal gingen sie aus den Niederlagen ein wenig stärker und mächtiger hervor.

Für Terri Matisse waren die Plantagen nurmehr sentimentaler Zeitvertreib. Er besaß Erdöl- und Hightech-Aktien. Vor allem aber hatte er in Immobilien investiert. Dem Mann gehörten die halbe Altstadt von New Orleans und etliche Bürotürme im neuen Zentrum. Manchen galt er damit als so etwas wie der „König“ dieser Stadt. Auch wenn der Glanz seines Imperiums nach dem Absturz der Börsenwerte am sogenannten „Neuen Markt“, dem Öl-Preisdumping der Saudis und den furchtbaren Folgen des Hurrikans „Katrina“ im Vorjahr gelitten hatte. Er war angreifbar geworden. Was allerdings nur wenige wussten. Calderón schien zu diesen Insidern zu gehören.

Genau darum hatte der Erpresser New Orleans für das Treffen ausgewählt. Eine erneute Machtdemonstration. Er wollte beweisen, dass er zu allem fähig war. Auch auf Terris ureigenster Spielwiese. Dass er in der Lage war, Terris Leben mit einem Fingerschnippen zu zerstören, wenn der Unternehmer seinen Forderungen nicht nachkäme. Die Unterlagen von Paul Vandenberg über den Verbleib der Cannes Brillanten waren Dynamit. Und Calderón saß mit dem glimmenden Streichholz neben der Lunte.

Natürlich hätte Terri es sich leicht machen können. Die fünfzig Millionen Dollar hätte er aufbringen können. Unter Schmerzen zwar, der oben geschilderten Misere wegen. Er hätte Aktien verkaufen müssen, die momentan nicht gerade viel wert waren. Das wäre ihm egal gewesen. Ihm dämmerte seit ein paar Jahren ohnehin, dass alles auf dieser Erde

vergänglich war. Kinder, denen er etwas vererben konnte, waren ihm nicht vergönnt gewesen. So wie es aussah, würde er der letzte Spross des Matisse Clans bleiben. Weswegen er schon vor einiger Zeit begonnen hatte, sein flüssiges Vermögen in wohltätige Stiftungen zu investieren. Bei Immobilien hatte es ihm zunehmend der denkmalgeschützte Bestand im alten „French Quarter“, der historischen französischen Altstadt von New Orleans angetan. Den wollte er erhalten und als lebendiges Herz der Stadt vor zu starker Kommerzialisierung bewahren.

Nein, um das Geld ging es ihm nicht. Nicht mal wenn er bedachte, dass Calderón sich vermutlich bereits das Vermögen von Vandenberg und Campbell unter den Nagel gerissen hatte. Terri hätte, um die Forderungen zu erfüllen, selbst auf den Anteil von Chiara verzichten können. Das hätte er dem Mädchen nie zugemutet, auch wenn sie mehrfach ihre Bereitschaft dazu geäußert hatte.

Nein, für Terri Matisse war der Fall Calderón zu einer Frage der Ehre geworden. Sie hatten 1999 den größten Juwelenraub der Geschichte als perfektes Verbrechen organisiert. Als großen Spaß, bei dem niemand ernstlich verletzt worden war. Einzig ein schwerreicher Schweizer hatte seinen gewaltigen alljährlichen Kapitalzufluss für ein Jahr teilweise abschreiben müssen. Und selbst das nicht wirklich, denn das meiste kompensierte die Versicherungsfirma Lloyd's, die sich ihrerseits ebenfalls permanent auf Kosten ihrer Kunden bereicherte. Letztlich konnte sich niemand wirklich beschweren. Es war einfach alles sensationell gut gelaufen.

Und nun, sieben Jahre später, angestoßen durch irgendwelche idiotischen Ukrainer, Bulgaren oder weiß der Teufel was noch, fing so ein kleiner Hosenscheißer an, die Sau rauszulassen? So ein Schreibtischtäter ohne Profil und Charisma, so ein heimtückischer hinterrücks mordender Killer, der noch nicht mal die Eier hatte, sein Gesicht zu zeigen? Ein Typ, der meinte, einen Terri Matisse vorführen zu können?

Calderón, wer oder was immer hinter dieser Maske steckte, war kein Raubtier, gegen das es ehrlich Mann gegen Mann zu kämpfen lohnte. Indianer nannten solchen Abschaum „stinkende Kojoten“. Womit sie recht hatten. Terri kannte nach seinem Erlebnis in Córdoba nur ein Ziel: Er wollte diesen Aasfresser zur Strecke bringen. Koste es, was es wolle.

Kaum in der Heimat angelangt, hatte Terri Matisse den gesamten Sicherheitsapparat seines Unternehmens in Schwung gebracht. Die betreffenden Mitarbeiter, die er auswählte, mussten nicht alles wissen. Es reichte, ihnen zu sagen, dass es um den Versuch einer Erpressung ging, den er ohne Polizei aus der Welt zu schaffen gedachte.

In Calderóns Brief hatte gestanden, Chiara und Terri mögen sich pünktlich um 12.00 Uhr mittags am Grabmal der de Beauviers einfinden, einer ebenfalls alteingesessenen Familie der Stadt. Das klang nach einem standesgemäßen Duell in Wildwest Manier. Wahrscheinlich auch dies Teil seines Psychospielchens. Calderón hatte in Sachen Zermürbungstaktik noch die kleinste Gemeinheit bis ins Detail geplant.

Folglich wollte Terri seinerseits nichts dem Zufall überlassen. Die von ihm persönlich ausgewählten Frauen und Männer bezogen bereits am Vorabend rund um den Friedhof St. Louis No.1 ihre Posten. Eine Gruppe durchkämmte das gesamte Areal und untersuchte das betreffende Grabmal gründlich.

Es ist nicht leicht, auf einem Friedhof in New Orleans den Überblick zu behalten. Schon gar nicht auf dem ältesten und am dichtesten belegten, dem St. Louis No.1. Die Stadt steht auf Sumpfland. Zwischen dem Mississippi und mehreren Seen. Der Grundwasserspiegel reicht hier direkt bis unters Erdgeschoß. Keines der älteren und die wenigsten neueren Häuser besitzen Keller. Hier ein Grab im Boden auszuheben und dann den Sarg hinein gleiten zu lassen, käme einer Seebestattung gleich. Weswegen die Bewohner ihre Begräbnisplätze in die Höhe bauen. Einfachere Gräber befinden sich in langen Mauern mit vielen

Fächern. Nicht unähnlich einer Schrankwand aus den siebziger Jahren. Wer genug Geld hat, lässt sich einzelstehende Schreine errichten. Die meisten sind aus grauem, poliertem Granit, einige wenige aus farbigem oder weißem Marmor. Sie überragen in der Regel die Friedhofsbesucher. Aus gutem Grund. Oft werden in diesen Schreinen ganze Familien beigesetzt. Übereinander.

Angelegt im rechtwinkligen Raster reiht sich so dicht bei dicht Grabmal an Grabmal. Ein überdimensioniertes Modell von Manhattan. Mit der klassischen Blockbebauung. Alle fünf bis zehn „Häuser“ kreuzt eine Straße die betreffende Avenue. Für Bodenbepflanzungen zwischen den Gebäuden bleibt kein Platz. Auf steinernen Vorsprüngen und in Nischen stehen deshalb Vasen und Gestecke, die regelmäßig ausgetauscht werden. Die Bewohner von New Orleans legen viel Wert darauf, dass alles sauber und gepflegt wirkt.

Wegen dieser Beschaffenheit des Friedhofs St. Louis No.1 kann der Besucher stets nur die Straße oder Avenue einsehen, in der er sich gerade befindet. Günstigstenfalls, wenn er an einer Kreuzung steht, erhält er einen Überblick über zwei Wege. In alle anderen Richtungen verstellen Grabmale die Sicht.

Es dauerte eine Weile, bis von sämtlichen Gruppen Vollzug vermeldet werden konnte. Der Friedhof schien „sauber“. Keine versteckte Person, keine ersichtlichen Waffen oder Sprengstoffe, keine Nachricht am Grab der de Beauviers. Von diesem Moment an überwachten Terris Mitarbeiter in Schichten sämtliche Zugänge. Die Ortswahl des Erpressers kam den Bewachern entgegen. St. Louis No.1 ist nicht nur die älteste Grablage von New Orleans, sie ist auch die kleinste. Trotzdem ging Terri auf Nummer sicher, ließ das Gelände am Morgen erneut durchkämmen. Er überprüfte persönlich, dass bis zu diesem Zeitpunkt definitiv keine Nachricht am vereinbarten Grab hinterlegt worden war. Danach beteilte er sich an der Observierung. Sein Standort befand sich an der

Nordostecke. Er saß zusammen mit zwei anderen Männern in einem schwarzen Van. Um hinterher gegebenenfalls auf Videobeweise zurückgreifen zu können, zeichneten zwei Kameras jede Person auf, die sich den Eingängen in West-Ost- und Nord-Süd-Richtung näherte. Ähnliches Equipment hatte Terri auch an den anderen drei Eckpunkten installieren lassen. Zwei weitere Kameras waren drinnen im Friedhof montiert, ihre Objektive auf das Grabmal de Beauvier gerichtet.

Chiara Visconti ging eigene Wege. Terri wusste nicht, wo sie sich versteckt hielt. Er wollte es nicht wissen. Chiara war in solchen Dingen die erfahrenste Frau, die er sich denken konnte. Wenn sie unsichtbar sein wollte, dann schaffte sie es im Handumdrehen. Manchmal kam ihm seine junge Geschäftspartnerin geradezu unheimlich vor.

Der Vormittag verlief weitgehend ereignislos. Zuerst erschienen die üblichen älteren Damen, die frische Blumen für die Gräber ihrer Lieben bei sich trugen. Gegen zehn wurde das Treiben etwas bunter. Die ersten Reisegruppen trafen ein.

Ein Besuch des St. Louis No.1 gehört zum Standardprogramm der meisten Stadtführungen. Kein Wunder, derart markante Hochgräber können nicht viele Städte vorweisen. Terri musste zugeben, dass der Platz unter diesen Umständen von Calderón clever gewählt worden war. Bis gegen Mittag riss der Besucherstrom nicht mehr ab. Es war völlig unmöglich, im ständigen Kommen und Gehen einzelne Personen für längere Zeit im Auge zu behalten. Terri fluchte.

Kurz vor dreiviertel zwölf unterbrach ein „Eh, was'n das?“ die Stille in Terris Fahrzeug. Eine der Kameras drinnen im Friedhof bewegte sich. Sie bewegte sich schnell. Und zwar in Richtung des de Beauvier Grabes. Terri sah auf den Bildschirm der zweiten Kamera. Zwecklos. Eine Besuchergruppe verstellte das Bild vollständig. Terri griff zum Mikrofon.

„An alle Einheiten. Es tut sich was. Wir gehen rein. Pro Posten bleibt ein Wächter zurück. Let's go!“

Im Laufschrift stürmten sie den Friedhof. Von vier Seiten gleichzeitig strebten sie dem Zielpunkt zu. Nicht ohne dabei aufmerksam die erschrocken und verständnislos ausweichenden Touristen zu mustern. Als sie am Grabmal ankamen, war natürlich kein Mensch mehr dort. Dafür stand die Kamera in einer Nische, in der sich am Morgen noch ein Blumenstrauß befunden hatte. Keine Nachricht.

„Ausschwärmen!“ befahl Terri. „Haltet alle fest, die irgendwie verdächtig aussehen.“ Eine Forderung, die sich angesichts der vielen Menschen unmöglich verwirklicht ließ. Trotzdem wurde eine Gruppe fündig. Sie hatten Chiara entdeckt. Zusammengekrümmt lag sie hinter einem besonders großen Hochgrab. In ihrem Hals steckte ein Betäubungspfeil. Zurück am Posten, erwartete Terri die nächste Überraschung. Der zurückgebliebene Wächter berichtete, kaum dass die anderen beiden das Auto verlassen hätten, habe sich der Erpresser zu Wort gemeldet. Über die Kamera. Da es müßig war, weiter in den herein und hinaus flutenden Menschenmassen nach dem Täter Ausschau zu halten, ließ sich Terri die Aufzeichnung der Stelle vorführen. Im Bild zu sehen war, wie die Kamera auf Calderón gedreht wurde. Nicht auf sein Gesicht, sondern auf einen grau-grün-braunen Stoff. Das konnte ein Mantel oder eine Jacke sein. Genau war es nicht zu erkennen. Immerhin ein ungewöhnliches Stück Stoff, bei den spätsommerlichen Temperaturen dieser Tage. Vielleicht ein Anhaltspunkt für die Auswertung der Aufzeichnungen.

Eine Stimme erklang. Sehr leise, fast flüsternd, heiser krächzend. Ganz offensichtlich gab sich hier jemand viel Mühe, seine Stimme zu verstellen und zugleich niemanden der umstehenden Touristen, die man zuvor im Bild gesehen hatte, aufmerksam zu machen. Die Botschaft frustrierte Terri zutiefst:

„Wenn ihr mich für dumm verkaufen wollt, Terri Matisse und Chiara Visconti, dann müsst ihr früher aufstehen. Ich hatte euch etwas mehr Verstand zugetraut. Mit dieser Aktion habt ihr euren Preis in die Höhe getrieben. Ab jetzt 100 Millionen! Einen neuen Treffpunkt werde ich zu gegebener Zeit mitteilen. Keine weiteren Spirenzchen! Keine Polizei! Immer schön dran denken: Ich habe euch in der Hand.“ Kaum dreißig Sekunden später tauchte Terris gehetztes Gesicht auf dem Bildschirm auf.

„Bloody bullshit!“ Er biss sich auf die Lippe. Es wäre auch zu schön, wenn es so einfach gewesen wäre. Jetzt mussten sie ihre Hoffnung auf den Überraschungseffekt setzen, wenn Calderón mitbekam, dass Hall und Blair hier auftauchten. Und wenn ihm klar wurde, dass Terri zumindest diesen Beiden gegenüber sein Inkognito bereits fallen gelassen hatte.

Chiara öffnete die Augen. Langsam erlangte sie ihr Bewusstsein zurück, sah in die Gesichter der Männer, die um sie herumstanden. Einer legte ihr ein feuchtes Tuch auf die Stirn.

„Schätze, ich hab das Beste verschlafen, wie?“ Terri nickte. Sie wies schwach lächelnd auf die Friedhofsvase, in die der Mann das Tuch getaucht hatte, bevor er damit ihre Stirn kühlte. „Immerhin. Ist der Treffpunkt wenigstens zu etwas nutze. Stellt euch vor, wir wären in einer Wüste verabredet gewesen.“

Corinne und ich erfuhren von diesen Vorgängen erst Stunden später. Bevor ich darauf zu sprechen komme, jedoch ein Blick zurück. Seit unserer Ankunft auf dem John-F.-Kennedy International Airport in New York fühlten wir uns wie eine Spielzeugeisenbahn, die jemand aufs Gleis gesetzt hatte. Lok angekoppelt, Strom zugeschaltet und los ging's. Jede unserer Bewegungen war von Terri Matisse – wir hörten diesen Namen zum ersten Mal, als uns ein Hotelpage am Flugplatz in Empfang

nahm – geplant und präzise vorbereitet. Alle Weichen gestellt, alle Signale auf Grün. Die Ereignisse gewannen in kürzester Zeit an Fahrt. Schneller und immer schneller. So wie wir damals müssen sich Staatspräsidenten oder Bundeskanzler fühlen, wenn sie einem fernen Land einen offiziellen Besuch abstatten. Das Protokoll verselbständigt sich. Keine Chance, in irgendeiner Weise einzugreifen.

Blieb mir zunächst schleierhaft, wie Matisse es in Tagesfrist geschafft hatte, sämtliche Absprachen zu führen, wurde mir nach und nach klar, in welche Kategorie ich den Mann einordnen musste. Jegorenkow war ein Waisenknabe gegen ihn. Überall besaß Terri Matisse Helferlein und Freunde, die jede seiner Anweisungen und Bitten im Handumdrehen erfüllten. Bis hin zu John Malkovich. Der Star weilte gerade in New York, als ihn Terris Anruf erteilte. Natürlich nahm er gern das Angebot an, den Lockvogel für die Presse zu spielen.

Als wir ihm im Broadway Theater „zufällig“ begegneten, lachte er spitzbübisch.

„Ah, gnädige Frau. Sie können nur die weltberühmte Kult-Malerin Corinne Blair sein! Habe ich recht? Dann ist der Herr an Ihrer Seite sicher der kaum weniger bekannte deutsche Anwalt Hall. Hoherfreut! Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Malkovich. John Malkovich. Ein kleiner Komödiant. Ich weiß nicht, ob Sie einen meiner Filme kennen? Herzlich willkommen in New York!“ Er küsste Corinnes Hand.

„Phänomenal!“ hauchte meine Begleiterin und errötete. „Natürlich kenne ich Sie, Herr Malkovich. Das Vergnügen ist ganz meinerseits!“ Mir blieb die Spucke weg. Mit viel Mühe brachte ich schließlich ein

„Mister Malkovich, glad to meet you!“ heraus. Er zwinkerte mir aufmunternd zu, klopfte mir auf die Schulter und nickte in Richtung eines Fotografen, der seitlich von uns Stellung bezog. Was wohl so viel heißen sollte wie:

„Machen Sie bloß den Mund wieder zu. Lassen Sie uns den Spaß einfach genießen.“ Laut sagte er: „Was für ein Zufall, dass wir uns

gerade hier begegnen! Ich habe schon so viel von Ihnen gehört und gelesen. Tja, dass ist eben der Broadway. Irgendwann landet jeder hier. Oh, ich bin unhöflich. Fast hätte ich vergessen, Ihnen die junge Dame vorzustellen. Das ist, ... das ist ... äh, Schatz, wie heißt du gleich nochmal?“

„Vannelyn.“

„Ja, genau: Vannelyn. Ein angehendes Schauspieltalent. Sag hallo, Vannelyn!“

„Hallo!“ Sie kicherte. Malkovich beugte sich zu uns und flüsterte:

„Die Frau ist tatsächlich Schauspielschülerin. Und nicht halb so dumm wie sie grinst. Sie bekommt Gage für den kleinen Joke, hier für uns das kamerageile Betthäschen zu mimen. Ohne dieses heiße Geschoß würde die Presse nie anspringen. Ich liebe es, wenn's in der Gerüchteküche brodelt.“ Und wieder lauter: „Hab ich recht, Schatz!“ Das Mädels nickte, ohne genau zu wissen wozu. Dabei strahlte sie übers ganze Gesicht.

Der Fotoreporter notierte sich unsere Namen. Malkovich spendierte ihm einen Drink, verbunden mit der Bitte, den Namen der jungen Dame nicht zu erwähnen. Noch im Beisein des Pressemenschen und wie aus einer spontanen Eingebung heraus lud er Corinne ein, ihn und seine Freundin am kommenden Tag nach New Orleans zu begleiten. Es gäbe da eine Party, bei der er die Malerin einem wunderbaren Menschen und Kunstmäzen vorstellen müsse. Natürlich habe er nichts dagegen, wenn auch ich ihn begleiten wolle, fügte er eilig hinzu. Sein Freund, ein waschechter Südstaatler, könne ihm keinen Gefallen abschlagen. Vannelyn lächelte dümmlich in die Kamera.

New Orleans. Am Airport erwartete uns ein Blitzlichtgewitter. Das Hotel schickte eine Stretchlimousine, in der wir vier genügend Platz für eine wilde Orgie gefunden hätten. Auf alle Fälle war das Gefährt selbst für solche Fälle bestens präpariert. Es enthielt zum Beispiel eine gut gefüllte Minibar. Jede Menge Getränke, natürlich eisgekühlt. Was mir

komplett überflüssig schien, denn die Klimaanlage des Wagens bescherte uns ohnehin Temperaturen nahe dem absoluten Nullpunkt. Es fehlte nicht viel und Eiskristalle hätten sich auf der Haut gebildet. Unser Chauffeur, den Gesichtszügen und der Hautfarbe nach ein Indianer, ließ sich allerdings nicht umstimmen. Er meinte, anders ließe sich der Sommer hier im Süden nicht ertragen. Ich glaubte ihm kein Wort, tippte eher auf eine Art später Rache am weißen Mann. Nun, wie durch ein Wunder überlebten wir. Nicht einmal Gefrierbrand und Frostbeulen blieben zurück.

Unser Hotel befand sich an der Canal Street, fußläufig zum French Quarter und den Dampferanlegestellen. Wir bezogen unsere Suite ... und glaubten uns im falschen Film. Mehrere prächtige, weitausladende Südstaatenkleider hingen zur Anprobe bereit im begehbaren Kleiderschrank. Dazu passende Schuhe, Hüte, Fächer.

„Phänomenal!“ entfuhr es Corinne. Daneben hingen für mich ein Frack mit Einstecktuch, ein weißes Hemd, ein rotes Halstuch, schwarze Schuhe und Zylinder. Alles in exakt der richtigen Größe. Jetzt erst verstand ich, warum uns das Hotelpersonal in New York so viele intime Details abgefragt hatte. Unglaublich.

Pünktlich 18.00 Uhr klingelte das Telefon. Mister Malkovich erwartete uns im Foyer. Draußen vorm Hotel stellte sich die Frage, ob wir erneut die bereitstehende Staatskarosse nutzen wollten. Ein kurzer Blick auf unsere Damen mit ihren tief ausgeschnittenen Dekolletees genügte. Sie bekamen bereits bei dem Gedanken eine Gänsehaut. Womit die Frage entschieden war! Die wenigen Meter bis zum Mississippi ließen sich erlaufen.

In unseren phantastischen Kostümen aus der „guten alten Zeit“ avancierten wir natürlich zu begehrten Fotoobjekten. Diesmal allerdings nicht für die Presse, sondern eher für staunende Passanten. Malkovich schrieb mit stoischer Ruhe unzählige Autogramme. Weswegen wir letztlich fast eine halbe Stunde bis zur nahen Anlegestelle brauchten.

Auf dem Mississippi

Dort drängten sich unzählige Schaulustige hinter einer weiträumigen Absperrung. Jetzt auch wieder Zeitungsleute, Hörfunk und Fernsehen. Denn auf dem imposanten Schaufelraddampfer „Natchez“ sollte an diesem Abend für einige Stunden der „glorreiche Süden“ Wiederauferstehung feiern. Alles, was im Bundesstaat Louisiana Rang und Namen hatte, war der Einladung von Terri Matisse gefolgt. Der „König von New Orleans“ lebte meist zurückgezogen in seinem alten Farmhaus, etliche Meilen stromaufwärts. Einmal pro Sommer jedoch, zum Jahrestag der Ansiedlung seiner Familie in Amerika, veranstaltete er ein Fest auf dem Fluss. Diesmal gehörten Corinne und ich, offiziell vermittelt durch John Malkovich, zu den erlesenen und vielbestaunten Gästen des Abends.

„Phänomenal!“

Wir wurden bereits erwartet. Malkovich stellte uns dem Gastgeber vor. Dieser wiederum machte Malkovich und uns mit seiner Geschäftspartnerin und guten Freundin Chiara Visconti bekannt. Eine Schmierenkommödie, gewiss. Aber eine mit Stil. Chiara sah umwerfend aus. Ihr langes hellblaues Seidenkleid drapiert mit weißer Brüsseler Spitze, betonte ihre dunklen Augen und Haare aufs Vorteilhafteste. In diesem Kleid fiel mir überhaupt erst auf, wie schmal ihre Taille und wie zartgliedrig die Hände waren. Als sie meinen bewundernden Blick bemerkte, senkte sie fast schüchtern den Kopf. Irgendetwas bewirkte die Atmosphäre auf dem Schiff und vielleicht auch der ungewohnte Frack in mir. Ich sah mich völlig außerstande, die Dame anders als mit standesgemäßem tiefem Diener und Handkuss zu begrüßen. Sie knickte. Übrigens stellte ich fest, dass Corinne Terri ähnlich bewundernd betrachtete wie ich Chiara. Na toll. Der Abend ging ja gut los! Wo blieb unsere professionelle Distanz?

Eine Dampfpeife gellte. Matrosen zogen die Gangway an Bord und lösten die Seile. Dicke schwarze Rauchwolken quollen aus den Schornsteinen. Der Boden unter unseren Füßen erzitterte. Mit dumpfem Dröhnen begann das mächtige Schaufelrad, den Rumpf unseres Steamboats erst zur Flussmitte und dann nach und nach mit zunehmender Geschwindigkeit flussaufwärts den Fluten entgegen zu schieben.

Terri Matisse lud seine Gäste ins Innere des Salons und hielt eine kleine Rede auf den Wert der Tradition. Sodann eröffnete er das Büffet. Die Dixieland Band griff zu ihren Instrumenten. Gelegenheit alte Bekanntschaften aufzufrischen und neue zu schließen.

Während Corinne, Chiara und Vannelyn mit John Malkovich flirteten, stellte mich Matisse einigen Geschäftsfreunden vor.

„Dies, meine Herren, ist Martin Hall. Der Mann ist Anwalt, kommt aus Deutschland, wenn ich das vorhin richtig verstanden habe, ja? Malkovich hat ihn mir empfohlen. Was meinst du, Bill, ob uns ein Anwalt für unsere Geschäfte in Übersee nutzen könnte?“ Der Angesprochene zuckte mit den Schultern.

„Hello Mister Hall. Tja, ich weiß nicht. Willst du expandieren, Terri?“

„Ich habe zumindest darüber nachgedacht. Deutschland ist ein großer Markt. Was glauben Sie, Hall, könnten unsere Erdnussprodukte in Deutschland mehr Abnehmer finden als bisher?“ Eine überraschende Frage. Ehrlich gesagt hatte ich mich mit den Marktchancen von Erdnüssen nie beschäftigt. Wobei Erdnüsse im Prinzip immer gingen.

„Tja, gute Frage, Mister Matisse. Es kommt darauf an, welcher Art Ihre Produkte sind. Ich denke, bei gesalzene Erdnüssen ist der Markt ziemlich gesättigt. Erdnussbutter fristet bei uns ein Schattendasein. Ich weiß nicht, ob sich für diese Geschmacksrichtung bei intensiver Werbung in Deutschland mehr Kundschaft fände. Ich glaube es aber eher nicht. Die Deutschen mögen es zum Frühstück süß oder richtig herzhaft. Wurst, Käse und so weiter.“ Die Männer hörten mir aufmerksam zu. „Wenn ich für Erdnüsse Chancen sehe, dann vielleicht im

exotischen Marktsegment. Mit Chili oder Honig oder beidem. Bei Schokoladen oder Tees zum Beispiel greifen auch immer mehr Leute zu ziemlich schrägen Kombinationen. Süß, scharf, fruchtig. Womit ließen sich Erdnüsse kombinieren?“

„Interessante Frage!“ murmelte Bill. „Wirklich interessante Frage. Sagen Sie, Herr Hall, halten Sie es für denkbar, gewissermaßen als unser deutscher Rechtsbeistand aktiv zu werden und uns Kontakte zu Ihren großen Einzelhandelsketten herzustellen?“

„Beziehungsweise“, ergänzte Matisse, „könnten Sie uns behilflich sein, eine deutsche Tochtergesellschaft aus der Taufe zu heben, die unsere Interessen vor Ort vertritt? Gegen angemessene Provision, versteht sich.“

„Versteht sich!“ pflichtete ihm Bill bei. Es war eine merkwürdige Konversation. Matisse versuchte offenbar, meine Anwesenheit mit einem Alibi zu versehen. Mit einem nachvollziehbaren Grund, weshalb er Malkovich erlaubt hatte, mich mitzubringen, in diesen erlauchten Zirkel. Wir wussten beide, dass unser Schauspiel keinerlei Bezug zur Realität besaß. Weswegen ich mich denkbar unwohl in meiner Haut fühlte.

Später am Abend, wir hatten das Buffet gründlich geplündert, viele Gäste tanzten, bat Terri Corinne, Chiara und mich in die Kapitänskajüte. Der reguläre Nutzer dieses Raumes weilte auf der Brücke. Die Wahrscheinlichkeit, dass uns hier jemand belauschte, war gering. Die beiden Brillantendiebe erzählten uns von ihrem Friedhofserlebnis.

„Und nun?“ fragte Corinne. Chiara starrte aus dem Fenster.

„Abwarten und Tee trinken, schätze ich. Etwas anderes wird uns kaum übrig bleiben.“ Terri nickte.

„Ihr beiden dürftet mittlerweile zusammen mit unserem Hollywood-Star in den Spätnachrichten der regionalen TV-Networks laufen. Morgen früh sieht euch Calderón im Frühstücksfernsehen und in der Zeitung.“

Würde mich wundern, wenn das seinen Entscheidungsprozess nicht beschleunigt.“

„Wollt ihr noch einmal so einen großen Aufwand betreiben wie heute?“ fragte ich. Terri sah zu Chiara. Die schüttelte den Kopf.

„Zu gefährlich. Früher, als Paul den Namen erwähnte, hielten wir Calderón für ein Phantom. Heute wissen wir, dass er eines ist. Ein Mann oder mehrere? Wer kann das sagen? Ich glaube, wir müssen auf seine Forderungen eingehn. Wenigstens zum Schein.“

„Dann lasst uns bitte diesmal helfen. Wie ihr wisst, habe ich noch eine offene Rechnung mit dem Mistker!“ Ich meinte es bitterernst. Die Demütigung von Córdoba saß verdammt tief. Chiara sah mich an und lachte.

„Halleluja! So kämpferisch hätte ich dich gar nicht eingeschätzt.“

„Du solltest mich besser kennen lernen.“

„Warum nicht! Tanzt du?“

Tanzen ist nicht direkt meine starke Seite. Ich gab mir allerdings Mühe und ließ mich im Zweifel von Chiara führen. Die Frau faszinierte mich. Über ein eventuelles Eifersuchtsdrama von Seiten Corinnes brauchte ich mir keine Gedanken machen. Sie war mit Matisse in der Kajüte geblieben. Es gab an Deck einen Internet-Hotspot. Den nutzten die Beiden, um auf Corinnes Homepage Bilder zu begutachten. Wie sich die Zeiten ändern! Früher fragte der Herr die Dame: „Darf ich Ihnen meine Briefmarkensammlung zeigen?“ Heute zeigt sie ihm ihre Homepage. Es lebe der Fortschritt! Ich für meinen Teil bin in dem Punkt altmodischer. Erhitzt vom Herumwirbeln nach den flotten Dixieland-Rhythmen war mir nach frischer Luft.

Chiara schien nur auf meinen Vorschlag gewartet zu haben. Wir verließen den Salon und begaben uns aufs Achterdeck. Dunkelheit umfing uns. Die Dunkelheit einer lauen Spätsommernacht. Samten und seidenweich strich sie mit dem Wind um die Wette über unsere Haut.

Die „Natchez“ war mittlerweile so weit nach Norden vorgedrungen, dass die Lichter der großen Stadt nur noch aus der Ferne grüßten. Sie schienen fast so fern wie die Sterne über uns. Der große Wagen. Die Kassiopeia. Das lange Band der Milchstraße. Unter uns pflügten die gewaltigen Schaufeln unseres Dampfers den Strom. Salon und Achterdeck befanden sich darüber, gewissermaßen im ersten Stockwerk. Eine romantische Kulisse. Neben mir diese wundervolle, schweigsame Frau.

Ich hätte ihr gern viele Fragen gestellt. Warum, wieso, weshalb alles so gekommen war. Ich verkniff es mir. Es hätte alles banal geklungen. Mir genügte, ihre Wärme zu spüren. Ich legte meine Hand auf ihre. Einen kurzen Augenblick. Streichelte sie. Mehr nicht. Sie ließ es geschehen. Stundenlang hätte ich so stehen mögen.

Leider wusste ich nur zu gut, dass ich mir keine Illusionen machen durfte. Ich hatte es mit einer Verbrecherin zu tun. Ohne Zweifel. Und woher wollte ich wissen, dass sie wirklich nur Diebstähle beging? Wer so skrupellos stehlen konnte, war vielleicht auch zu anderem fähig. Immerhin hatten einige der Überfallenen damals durch den Sturz auf der Treppe schwere Verletzungen erlitten. Sie hatte es billigend in Kauf genommen.

Ein Gedanke durchzuckte mich. Was, wenn Chiara Visconti kürzlich in Amsterdam gewesen wäre? Oder auf Gibraltar? Und in Córdoba. Den Coup in der Mesquita hätte sie am Morgen ganz bequem ausführen können, bevor sie Terri in seinem Hotelzimmer abholte. Wäre es letztlich nicht denkbar, dass sie sich auf dem Friedhof den Betäubungspfeil selbst in den Nacken gesteckt hatte? In dem Fall wäre es kaum verwunderlich, warum die Wächter sonst keine verdächtige Person bemerkt hatten.

Je länger ich darüber nachdachte, desto logischer erschien mir die Konsequenz. Zwei Teilhaber am Schatz waren tot. Zwei Mitwisser. Blieben Chiara und Terri. Vielleicht trieb die Frau nichts weiter als die

nackte Eier? Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ich sah sie an. Ihr weiches Profil in der Dunkelheit ...

Schön und gut, es fiel mir schwer, darin eine eiskalte Mörderin zu sehen. Allein, mein Beruf hatte mich oft genug gelehrt, dass ich dem Anschein nicht trauen durfte. Niemals!

„Woran denkst du?“ Ihre Frage riss mich aus meinen Überlegungen. Fieberhaft bemühte ich mich, eine schnelle Antwort zu finden, die über das unglaubliche „Nichts!“ hinaus ging. Ohne mich zu verraten. Ich beschloss, möglichst dicht an der Wahrheit zu bleiben.

„Wer bist du?“

„Wenigstens lügst du nicht. Ich wusste, dass dich das umtreibt.“

„Das ist keine Antwort.“

„Was glaubst du?“

„Was ich glaube? Hm. Schwierig. Um ganz ehrlich zu sein, du wirkst nicht wie eine Multimillionärin.“

„Wie sieht denn deiner Meinung nach eine Multimillionärin aus?“ Ich fühlte, wie mich ihre Augen amüsiert durchleuchteten. Es irritierte mich.

„Keine Ahnung. Vielleicht wie mein Mandant Wladimir Jegorenkow und sein Edelfrauchen. Die stinken aus jedem Knopfloch nach Geld und Arroganz.“

„Geschmackssache. In meinem Fall halten sich die Möglichkeiten, meinen Weg mit Dollars zu pflastern, in Grenzen. Das Finanzamt hat seine Schnüffler überall. Die würden schnell hellhörig, wenn ich plötzlich erheblich mehr ausgabe als ich mit ehrlicher Arbeit einnehme. Terri mit seinen verschiedenen Unternehmungen hat es da leichter. Bleibt aber die Frage, wen siehst du?“

„Ich schätze, ich sehe mehrere Personen in dir. Da ist die knallharte Lady, die stählerne Bolzen in fremder Männer Bettpfosten hämmert.“

„Nimmst du mir das immer noch übel? Mein Gott, bist du nachtragend!“

„Das hab ich nicht gesagt. Unterbrich mich nicht. Du wolltest wissen, was ich in dir sehe. Also bitte, ja? Weiter. Dann hätten wir da die charmante Südstaatenlady, der die harten Cowboys auf diesem Steamboat gern ihr Herz zu Füßen legen würden. Und zwar samt und sonders, worauf ich wette.“

„Ach, jetzt kapiert mich. Du hast als kleiner Junge zu viele Western im Kino gesehen.“

„Nicht nur als kleiner Junge.“

„Ich muss dich doppelt enttäuschen. Ich bin keine Südstaatlerin und die wilden Zeiten der Westernhelden sind seit ein paar Tagen vorbei. Ich hoffe, du bist jetzt nicht frustriert und stürzt dich ins Schaufelrad. Ich bin nicht sicher, ob ich versuchen würde, dich zu retten.“ Sie lachte.

„Eiskalt. Ich ahnte es! Eiskalt! Das wäre übrigens aus meiner Sicht die dritte Dame in dir. Die Geheimnisvolle, die Verschwiegene, aus der ich nicht schlau werde. Ganz ehrlich, ich bin mir beim besten Willen nicht sicher, auf welches Abenteuer ich mich mit dir eingelassen habe.“ Hatte ich zu viel gesagt? Chiaras Lächeln erstarb.

„Die Sache mit dem Abenteuer schminkt dir mal hübsch ab“, sagte sie ernst. „Ich habe gehört, bei euch in Deutschland heißt es: ‚So schnell schießen die Preußen nicht!‘ Hab ich recht?“

„Mit dem Sprichwort ja, aber ich meinte etwas anderes.“

„Ich weiß. Aber da muss ich dich leider schon wieder enttäuschen. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die ihre Lebensgeschichte öffentlich herumtratschen. Nicht mal Terri weiß sonderlich viel über mich. Wer ich bin, willst du wissen? Tut mir leid. Das wirst du ganz allein herausfinden müssen. Es gibt da einen ziemlich abgedroschenen Ratschlag, der trotzdem meist irgendwie stimmt: Hör auf dein Herz.“ Womit sie sich umdrehte und mich an der Reihing stehen ließ. Großartig. Das hatte ich nun davon. Meinen Verdacht freilich hatte sie mit ihrer Reaktion eher verstärkt denn entkräftet. Ich würde die Augen offen halten.

Zurück in New Orleans, wählten Corinne und ich nicht den kürzesten Weg zum Hotel. Terri hatte meiner Freundin von der Frenchmen Street erzählt. Von ihren kleinen Clubs und Kneipen. Dort könne man das Flair der Stadt noch unverfälscht erleben. Mit jungen Bands und alten Haudegen, die sich für ihre Musik mit Spenden entlohnen lassen. Sie stellen einen Hut oder eine Schüssel auf. Gefällt es dir, legst du was rein. Wenn nicht, ziehst du ein Haus weiter. Überall wird Musik gemacht. Die unterschiedlichsten Stile. Alles live, hatte er gemeint. So ähnlich wie in der Bourbon Street im French Quarter. Nur anders. Nicht so kommerziell. Nicht so überlaufen. Einfach nur feine Musik. Handgemacht. Mancher Star hätte dort seine ersten Gigs gehabt, vor einer Handvoll Freunden, bevor ihn ein Produzent entdeckte.

Terri hatte nicht übertrieben. Im dritten Laden blieben wir hängen. Vier junge Männer bearbeiteten auf einer Mini-Bühne neben der Eingangstür gekonnt ihre Instrumente. Rockiger Swing, der mitriss. Eine Lady tanzte mit ihrem Cowboyhut in der Hand durch den Saal und animierte die Gäste, sich durch eine kleine Spende erkenntlich zu zeigen. Die meisten ließen sich nicht zweimal bitten. Wir auch nicht. Die Jungs machten ihre Sache wirklich gut. Wir wippten im Rhythmus, ließen uns einen Whisky als Absacker bringen und befanden die Welt als solche im Großen und Ganzen für den besten Platz im Universum.

Ein kleiner, spindeldürrer Mann mit runder Nickelbrille setzte sich zu uns, bestellte ebenfalls Whisky und prostete uns freundlich zu. Wir kamen ins Gespräch. Belanglosigkeiten. In unseren Südstaatler-Kostümen fielen wir natürlich grandios auf. Die meisten anderen Leute trugen Jeans, Shirts und Turnschuhe. Allerdings nahmen sie an unserem Aussehen auch keinen Anstoß. In dieser Stadt schien alles möglich. Wir hatten auf dem Weg von der Anlegestelle jede Menge verrückter Gestalten in Phantasiekostümen gesehen. Manche wollten sich nur gegen Geld fotografieren lassen, andere machten auf der Straße Musik. Dazu gab es Stände und Geschäfte mit Karnevalsmasken, bunten Ketten, Federboas

und Voodoo-Artikeln. Abenteuerlich gekleidete Frauen boten ihre Dienste als Hellseherinnen an. Inklusiv Beschwörung diverser Zauber und Flüche. Dem Mann an unserem Tisch, er war nach eigenem Bekunden Engländer, waren wir hauptsächlich deshalb aufgefallen, weil wir uns auf Deutsch unterhielten. Nun interessierte ihn unser Woher und Wohin.

Nach einer Weile entschuldigte sich Corinne. Sie müsse sich mal die Nase pudern. Wobei sie mir zuzwinkerte. Ich verstand das Zeichen und folgte ihr durch das wippende, tanzende und vergnügt den Refrain mitsingende Publikum. Kurz vor der Toilette zog sie mich in eine dunkle Nische.

„Sag mal, findest du nicht, der Mann ist ziemlich neugierig?“

„Der Engländer?“

„Wer sonst? Der fragt dich jetzt seit einer Viertelstunde aus und du laberst und laberst.“

„Ach. Meinst du? Ich find ihn nett. Er macht hier Urlaub. Wir haben bisschen Freizeit. Was soll's?“

„Und wenn er damit etwas bezweckt? Ich bilde mir ein, ich hätte ihn vorhin schon gesehen. Unten am Kai, als wir vom Schiff kamen. Danach vorn auf der Straße. Hier kam er kurz nach uns rein.“

„Du meinst, er ist uns absichtlich gefolgt?“

„Du weißt, weswegen wir in New Orleans sind.“ Mein Stimmungsbarometer sackte in den Keller. Von einer Sekunde zur nächsten war ich stocknüchtern.

„Denkst du, dass er Calderón ...?“ Sie zuckte mit den Schultern.

„Was wäre, wenn?“

„Lass es uns herausfinden.“ Um Zeit zu gewinnen für einen anständigen Plan, begab ich mich zunächst, Corinnes Vorbild folgend, zum Abort. Es ist im Allgemeinen nicht meine Art, solche speziellen Örtchen zu schildern. Jenes Exemplar, welches ich in der Musikkneipe vorfand, verdient jedoch eine gesonderte Betrachtung. Ich fand es in

jeder Beziehung erstaunlich. Schon der erste Eindruck widersprach komplett meinen Erwartungen. Die Kneipe selbst, zu später Stunde vollgestopft mit Menschen jeglicher Hautfarbe und teilweise fortgeschrittenen Trunkenheitsgrades, wirkte nicht gerade wie ein Hort der Reinlichkeit. Weswegen ich ohne große Illusionen die Tür zum „Allerheiligsten“ durchschritt. Allein, ich hatte mich getäuscht. Die Ausstattung ließ sich zwar mit Fug und Recht als altertümlich beschreiben. Aber sie blitzte vor Sauberkeit bis in die letzte Ecke. Direkt am Eingang, neben dem Waschbecken, spielte sich eine merkwürdige Szene ab. Zwei junge Männer, ein weißer und ein farbiger, standen dicht beieinander. Offenbar tauschten sie etwas aus. Der Weiße schob dem Schwarzen einen Geldschein zu. So öffentlich! Ich fühlte mich peinlich berührt, dachte an Drogen oder Prostitution. Ohne genauer hinzusehen, begab ich mich in eine der Kabinen. In der Hoffnung, dass die beiden ihr Geschäftchen fertig abgewickelt hätten, wenn ich wieder heraus käme.

Ich hörte eine Tür klappen. Für mich das Zeichen, unbehelligt den Rückweg antreten zu können.

Der Weiße war tatsächlich weg. Der Schwarze nicht. Er lächelte mich freundlich an und bat mich mit einer Geste, näherzutreten. Zögernd trat ich ans Waschbecken. Mit elegantem Schwung drehte der Mann an den beiden altmodischen Messingrädchen des Wasserhahns, prüfte eigenhändig, ob die Temperatur angenehm lauwarm sei und gab mir aus einem Seifenspender einen wohldosierten Spritzer auf meine Hände. Ich selbst musste nichts berühren. Während ich mir verblüfft die Hände wusch, zog er von einem Stapel, der nach frischer Wäsche duftete, ein weiches, sauberes und blütenweißes Handtuch. Er reichte es mir, schloss die Wasserhähne und entsorgte es, nachdem ich mir die Hände abgetrocknet hatte, in einen großen blauen Wäschesack. Dazu sagte er kein Wort. Er wies mich nicht einmal auf den kleinen Plastikbecher hin, der auf dem Waschbeckenrand stand und die Aufschrift „Trinkgeld“ trug.

Nun, ich ließ mich nicht lumpen und fügte den darin befindlichen Dollarnoten eine weitere hinzu. Die hatte sich der Mann verdient.

Offenbar war das Projekt seine persönliche, uramerikanische Geschäftsidee, sein Gehalt als Toilettenreiniger in diesem Haus aufzubessern. Und so, wie hier Kundschaft ein- und ausging ... Guten Service belohnt jeder gern. Würde mich nicht wundern, demnächst von der Erfüllung des „American Dream“ in leicht abgewandelter Form zu lesen: Nicht vom Tellerwäscher zum Millionär, sondern vom Toilettenreiniger. Außerdem eine waschechte Südstaaten Idee. Ein Farbiger in New York oder Kalifornien wäre wahrscheinlich zu stolz gewesen, ein vergleichbares Geschäftsmodell aufzuziehn. Sei es wie es sei, ein Blick auf den Becher bewies: Es funktionierte.

In diesem Moment schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. Der Mann war der geborene Geschäftspartner, um mir mit meinem Calderón-Problem zu helfen. Ich fragte ihn, ob er sich ein paar Dollar außer der Reihe verdienen wolle und erklärte ihm meinen Plan. Draußen instruierte ich Corinne. Bei den Damen gab es keinen vergleichbaren Service, was bewies, dass mein neuer Verbündeter allein und freiberuflich arbeitete. Gute Voraussetzungen.

Zurück bei unserem englischen Tischnachbarn, berichtete ich ausführlich von meinem keineswegs anrühigen Erlebnis. Er amüsierte sich köstlich. Corinne bat mich, ihr den jungen Mann zu zeigen. Nach kurzem Zögern erklärte ich mich bereit. Das wollte sich der Engländer selbstverständlich nicht entgehen lassen. Also zogen wir erneut und diesmal zu dritt los. Eine offizielle Herrenklo-Besichtigungstour. Ich schritt voran. Es wäre nicht schicklich gewesen, eine Madame mit hineinzunehmen, wenn gerade ein Herr ... Wir hatten Glück.

Der Service-Mann erklärte uns sein kleines Unternehmen. Corinne hörte interessiert zu. Sie öffnete ihre Handtasche, holte das Pfefferspray heraus, nahm dem verdutzten Engländer die Brille ab. Er wollte schreien. Ich stopfte ihm ein flauschiges Frotteetuch in den Mund. Der

Amerikaner hielt seine Hände fest. Handschellen klickten. Corinne war auf alles vorbereitet! Zu dritt zerrten wir ihn in eine Kabine auf den Porzellanthron.

Der Ami trat wieder an sein Waschbecken. Ich verriegelte von innen. Meine Begleiterin reichte mir ihre Nagelfeile. Ich drückte sie dem Kerl an die Kehle, fauchte ihn an, gefälligst keinen Mucks von sich zu geben und zog ihm das Handtuch aus dem Mund.

„So, Freundchen. Jetzt mal Klartext! Wer bist du und was willst du von uns?“

„Ich? Von Ihnen? Lassen Sie mich sofort raus oder ich ...“ Ich packte ihn am Haarschopf und presste die Feile fester an.

„Würd ich mir an deiner Stelle gut überlegen, mein Bester. Mir ist nicht nach Scherzen. Und ich hätte absolut nichts dagegen, die Polizei zu rufen, Mister wie war gleich der werte Name? Oder soll ich dich lieber gleich Señor Calderón nennen? Ich weiß nicht genau, ob es hier in Louisiana die Todesstrafe gibt. Es sollte aber kein Problem sein, dich unauffällig nach Texas zu bringen und erst dort einem Sheriff zu übergeben.“ Er starrte uns aus großen Augen an. Ich ließ nicht locker. „Also? Wird’s bald?“

„Calderón? Wer ist ... Aua! ... Ich sag ja alles. Aber nehmen Sie um Gottes Willen das Ding weg, Mister Hall! Bitte! Das tut höllisch weh.“ Ich ließ ihn los, die Feile jedoch immer mit der spitzen Seite auf seinen Hals gerichtet, um im Zweifel entschlossen zustoßen zu können.

„Gut wir hören. Und da ich mich nicht erinnere, dir vorhin meinen Namen genannt zu haben, scheinen wir nicht ganz auf dem falschen Dampfer zu sein. Versuch nicht zu fliehen. Ich warne dich.“ Er schluckte.

„Ich heiße Merediths M. Marlowe. Ich bin Privatdetektiv.“

„Klingt nicht sehr glaubwürdig“, zischte Corinne und fuchtelte mit dem Pfefferspray vor seinen tränenden Augen herum. „Marlowe! Wie

Phillip Marlowe aus Raimond Chandlers Krimis? Sie wollen uns einen Bären aufbinden.“

„Keineswegs. Der Romanheld war immer mein großes Vorbild. Deshalb hab ich dieses Pseudonym gewählt.“

„Sehr lustig, Mister Merediths M. Marlowe. Und wofür steht das M in der Mitte?“

„Merlin. Der ist echt. Meine Eltern liebten die Arthus-Sage.“

„Schluss mit Märchenzeit, mein Freund. Ob das stimmt, werden wir sehen. Warum folgst du uns? Was führst du im Schilde?“ Ich kitzelte ihn mit der Feile.

„Ich arbeite für Lloyd's. Greifen Sie in die linke Innentasche von meinem Jackett. Da sind mein Ausweis und ein Schreiben meines Klienten drin. Steht alles drauf.“

„Lloyd's? Die Versicherung?“ Er nickte vorsichtig, krampfhaft bemüht, nicht heftiger mit meiner Waffe Bekanntschaft zu schließen. Ich gab Corinne einen Wink. Sie durchsuchte ihn gründlich. Alle Jacken- und Hosentaschen. Wobei zunächst ein kleiner Revolver zutage trat.

„Na aber hallo! Was haben wir denn hier?“

„Ich darf das tragen. Ich bin offiziell lizenzierter Privatdetektiv, um genau zu sein.“ Corinne suchte weiter. Die Papiere fanden sich in einer Brieftasche. Seine Angaben entsprachen der Wahrheit. Das Schreiben von Lloyd's besagte, dass er bevollmächtigt sei, alle geeigneten Maßnahmen zu ergreifen und auf alle firmeninternen Ressourcen zurückzugreifen, sofern dies dem Erreichen des vereinbarten Ziels diene.

„Und wie lautet dieses Ziel, Sie Schmalspurdetektiv?“

„Es geht um die Cannes Brillanten. Hat die Versicherung eine gigantische Summe gekostet. Jetzt glauben wir, dass es eine heiße Spur gibt.“

„So? Und wie sieht die aus?“

„Wie Sie, Sir!“

„Bitte?“

„Wir glauben, dass Sie da irgendwie mit drin stecken. Oder dass Sie uns zumindest helfen könnten, die Diebe zu finden. Ich muss vielleicht nicht extra darauf hinweisen, dass sich die Versicherung mit einer bedeutenden Summe Finderlohnes erkenntlich zeigen würde.“

„Das ist jetzt nicht Ihr Ernst? Sie bieten mir einen Deal an, nachdem Sie mich ausspioniert haben? Das ist ein Witz! Wenn dem wirklich so wäre, warum haben Sie uns draußen nicht direkt angesprochen?“

„Woher soll ich denn wissen wie Sie drauf sind? Mir schien es sicherer, Sie zunächst zu observieren und unauffällig auszuquetschen. Ich will kein zu großes Risiko eingehen. Ich denke da nur an die Leichen in Europa.“

„Ich lach mich schlapp! Wir beide sind die friedlichsten Menschen von der Welt! Wer hier wen bedroht, das ist ja wohl die Frage.“ Er schielte nach Corinnes Handtasche mit dem Pfefferspray und auf die Nagelfeile unter seinem Kinn. Die Handschellen klapperten. Ich erinnerte mich, die Verhältnisse seit ein paar Minuten umgekehrt zu haben.

„Ach ja, richtig. Passen Sie auf, wenn Sie uns nicht entfliehen und auch kein Krakeel veranstalten wegen dieser kleinen Befragung, und Sie müssen zugeben, dass für uns in unserer Situation Leute wie Sie eine tödliche Bedrohung darstellen können, dann befreien wir Sie jetzt; wir verlassen gemeinsam und ganz in Ruhe das Lokal. Sie erzählen uns, was Sie wissen oder zu wissen glauben. Wir erzählen Ihnen von unserer Recherche, sofern es Sie und Ihren Job betrifft. Ich habe nichts gegen eine sinnvolle Kooperation. Schon im Sinne meines Mandanten. Aber Vertrauen gegen Vertrauen! Keine Hinterfotzigkeiten mehr! Verstanden? ... Gut? ... Gut.“ Wir befreiten den Mann. Seine Knarre behielt ich. Vorsichtshalber.

Gerade, als wir zu dritt die Kabine verließen, kamen zwei Männer zur Toilettentür herein. Entsetzt musterten sie unsere kleine Delegation. Zwei Kerle und eine Frau, gemeinsam in einer engen Herrenklo-Kabine! Hinter ihrer Stirn bemühten sich vom Alkohol benebelte Hirnzellen

verzweifelt, zu einem logischen Ergebnis zu gelangen. Sie zogen die falschen Schlüsse. Zu unserem Vorteil. So stellten sie wenigstens keine dummen Fragen. Corinne fütterte ihre Phantasie, indem sie sichtlich vergnügt an ihrer Südstaatenrobe nestelte. Ich konnte mir ein zufriedenes Grinsen nicht verkneifen, gab dem Detektiv seine Brille wieder, schob dem Mann am Waschbecken einen Hunderter in seinen Becher und winkte zum Abschied. Die beiden Neuankömmlinge sahen uns fassungslos nach. Ich hoffte für sie, dass sie darüber nicht vergaßen, weswegen sie das Örtchen eigentlich aufsuchen wollten. Es hätte einen unschönen Anblick gegeben.

In der Folge erfuhr ich, was ich mir eigentlich hätte denken können. Lloyd's war selbstverständlich in die Vorgänge bei Sotheby's involviert. Schließlich ging es um die Versicherungssumme, die das Unternehmen für das Roberts-Collier an Chopard bezahlt hatte. Weswegen es den Schmuck naturgemäß nun als sein rechtmäßiges Eigentum betrachtete. Logischerweise stellten die Leute sofort eigene Nachforschungen an. Wo ein Collier auftauchte, konnten die anderen Schmuckstücke nicht weit sein. Spätestens, als ich die Verteidigung von Pawel Transhev übernahm, rückte ich zwangsläufig in ihr Blickfeld. Seither hatten sie minutiös jeden meiner Schritte protokolliert. Nur einmal verloren sie mich kurzzeitig aus den Augen. Das war nach unserem Aufbruch in die Staaten. Bis Terri Matisse dafür sorgte, dass wir quasi zu öffentlichen Personen mit Promistatus wurden.

Hier kam Merediths M. Marlowe ins Spiel. Der Mann arbeitete seit Jahren praktisch exklusiv für Lloyd's in New York. Als er die Meldung über unsere Pläne in der Morgenzeitung las, machte er sich sofort in die Spur. In New Orleans landete er nur einen Flieger später als wir. Marlowe sollte uns Tag und Nacht observieren. Die Versicherung wollte es nicht riskieren, uns erneut zu verlieren.

Mir wurde bewusst, in welcher Gefahr dadurch auch Terri und Chiara schwebten. Noch ahnte der Privatdetektiv nichts von den Zusammenhängen. Noch schien der Besuch auf dem Steamboat eine eher zufällige Episode zu sein. Bei häufigeren Treffen hätte er sicher Lunte gerochen.

Wir befanden uns in einer kniffligen Situation. Natürlich konnte ich einfach reinen Tisch machen, mit Marlowe zur Polizei gehen und alles, was ich wusste, offenlegen. Wer uns dabei allerdings durch die Lappen ging, war die Schlüsselfigur. Calderón. Ohne ihn hätte ich niemals den angestrebten Deal für meinen Mandanten erreicht. Und eines war sicher: Würden die Cops erst Chiara und Terri haben, würden sie keinen Pfifferling darauf verwetten, dass es einen unbekanntem Dritten geben könnte. Zumindest für den Anfang. Der vierfache Mörder erhalte genügend Zeit, sich aus dem Staub zu machen. Jedenfalls, sofern es sich bei ihm nicht um Chiara oder Terri selbst handelte. Bis ich darüber Gewissheit hatte, durfte ich nicht den Weg des geringsten Widerstandes gehen. Unter keinen Umständen. Was tun?

Einerseits konnte es durchaus von Nutzen sein, den Schnüffler einzubinden. Andererseits durfte er dabei möglichst wenig erfahren. Dass es uns gelingen konnte, ihn komplett abzuschütteln, schien illusorisch. So dumm war der Kerl nicht. Wieder hieß es, Zeit gewinnen. Corinne hatte meine diesbezüglichen Blicke und Bemerkungen richtig gedeutet. Sie hatte mich allein reden lassen und nur ab und an zustimmend genickt. Jetzt, nachdem wir übereinander Bescheid wussten, schlug sie vor, für den Heimweg die kürzeste Route zu wählen. Quer durch die französische Altstadt von New Orleans. Durch das French Quarter. Gelegenheit, unser neues Bündnis noch irgendwo mit einem Whisky zu besiegeln. Marlowe war nicht abgeneigt, worauf wir uns ins Getümmel der Feierwütigen stürzten.

Das French Quarter ist ein faszinierendes Universum. In den rechtwinklig angelegten Straßen und Gassen mit ihren Gaslaternen und

schmiedeeisernen Balkonen schlägt das Herz der Millionenmetropole. Die meisten der zweigeschossigen Häuser stammen aus dem 18. Jahrhundert. Nicht übersaniert im Sinne mancher historischer Bauten in Deutschland, aber auch nicht in so schlechtem Zustand, dass man um ihren Bestand fürchten müsste. Unübersehbar: Dies ist kein Museum. Hier, mitten in diesem touristischen Hotspot, leben und arbeiten Menschen. Ganz normale Menschen, nicht nur Yuppies oder Dienstleister. Kleine merkwürdige Rumpel-Läden finden sich neben noblen Mode Outlets. Geschäfte mit Karnevalsbedarf für die legendären „Mardi Gras“ Umzüge im Februar bieten ihre Waren neben teuren Juwelieren feil. Vor allem die Bourbon Street, die vom New Orleans Police Department jede Nacht mit Absperrgittern in eine reine Fußgängerzone verwandelt wird, ist ein Abenteuer für sich. Die Straße ist die lauteste, die ich jemals gesehen beziehungsweise gehört hatte.

Rechts und links reihen sich Musikkneipen, Diskotheken, Bars. Alle Türen stehen sperrangelweit offen. Die Musik spielt grundsätzlich direkt hinter den Schaufenstern, neben den Türen. Womit aus allen Himmelsrichtungen die unterschiedlichsten Musikstile und Melodien nach draußen dröhnen. In der Mitte der Straße vermischen sich sämtliche Töne zu einem höllischen Inferno. Tanzwütige all überall. Das flanierende Publikum darf entscheiden, welche Geräuschkulisse oder Gruppe ihm mehr zusagt. Dementsprechend bilden sich vor den Schaufenstern und Türen Trauben tanzender und lachender Menschen. Wildfremde Leute vereinen sich zu verschworenen Fancliquen, nur um sich wenig später wieder voneinander zu trennen und in anderen Konstellationen neu zueinander zu finden.

Corinne blieb fasziniert vor dem Schaufenster einer Karaoke Bar stehen. Durch die Bühne ziemlich genau auf Augenhöhe gebracht, wippten vier knackige Männerhintern zum Song „YMCA“ der Kultband Village People. Mich hätte der gegenüberliegende Gentlemen's Club

mehr interessiert. In der Tür schwenkten Schönheiten sämtlicher denkbarer Hautfarben ihre Hüften im Samba Rhythmus und winkten uns Männern, ihnen einen Besuch abzustatten. Sie trugen atemberaubend hohe Highheels zu extrem kurzen Hotpants. Marlowe wies uns auf einen chinesischen Salon für Fußmassagen hin. Ein schmales Haus. Auch hier die Tür weit geöffnet. Alle Liegen so gestellt, dass von der Straße aus sowohl die Massagetechnik als auch der entspannte Gesichtsausdruck der Kunden gut einsehbar waren. Ein erstaunlicher Kontrapunkt der Ruhe, mitten im chaotischen Lärm der Bourbon Street. Schon im Nachbargebäude wummerten wieder harte Disko Beats, stürmten Teenager euphorisiert in Jeans und Turnschuhen die Dancefloors.

Viele verlockende Angebote, zugegeben. Leider alle nicht geeignet, um ungestört einen Schlachtplan zu erarbeiten. Fündig wurden wir unweit unseres Hotels, jenseits des French Quarters und der Canal Street in einer schmalen, dunklen Gasse. „Chuck’s sports bar – damn near 24 hours“ verkündete ein kleines, von einem Strahler angeleuchtetes Schild über einer unscheinbaren Tür. Dahinter verbargen sich ein langer Tresen mit Barhockern, einige wenige Tischchen, eine Musikbox und eine nicht enden wollende Zahl verschiedenster Biere und Whiskysorten. Drei Männer saßen am Tresen und unterhielten sich angeregt mit dem Barkeeper, während über ihren Köpfen auf fünf verschiedenen Bildschirmen die Wiederholungen von fünf verschiedenen Sportwettkämpfen flimmerten. Baseball, American Football, Basketball, Boxen und Golf. In etwa dieser Reihenfolge. Sämtlichst ohne Ton. Aus der Musikbox dröhnten Klassiker der Flower Power Ära. Ab und an stand ein Mann auf, warf ein Vierteldollarstück in den Kasten und suchte einen neuen Song aus. Wir setzten uns an einen der rückwärtig platzierten Tische und orderten Bier. Erwartungsvoll blickte Marlowe uns an.

„Und nun?“

„Tja“, ich kratzte mich am Ohr, „ich weiß nicht. Die Sache ist die. Es gibt da diesen mysteriösen Calderón, für den wir Sie erst hielten. Der Mann, auf dessen Konto die vier Morde vermutlich gehen.“

„Es könnte auch eine Frau sein!“ warf Corinne ein. „So raffiniert wie gerade die Morde in der Mesquita eingefädelt waren ...“

„Stimmt, es könnte auch eine Frau sein. Auf alle Fälle ein Mensch, der seine Zielpersonen und deren Bewegungsprofil gut kannte. Sonst hätte er kaum so präzise zuschlagen können. Jedenfalls hat es Calderón auf Corinne und mich abgesehen. Wir sind ihm zweimal nur knapp entkommen. Zuletzt hatte er wohl gehofft, die Polizei würde auf seinen Trick hereinfallen und für ihn die Drecksarbeit übernehmen. Womit er fein raus gewesen wäre. Keiner hätte weiter nach ihm gesucht. Wir hätten als Killer gegolten. Jetzt haben wir einen Tipp bekommen, wo wir diesen Calderón möglicherweise finden. Nämlich hier. Mehr darf ich darüber vorläufig nicht sagen. Nur so viel: Die große Pressegeschichte soll Calderón darauf aufmerksam machen, dass nun wir hinter ihm her sind. Nicht mehr umgekehrt. Wir wollen ihm eine Falle stellen. Wir gehen davon aus, dass er sich entweder bei uns meldet oder direkt einen weiteren Anschlag plant. Ein paar Freunde sollen uns dabei helfen.“ Marlowe rülpste leise.

„Pardon. Ja, dann darf ich annehmen, dass Ihr Besuch auf dem Schiff genutzt wurde, unauffällig Kontakt zu besagten Freunden aufzunehmen?“

„Messerscharf kombiniert.“

„Und wie heißen diese Freunde?“

„Das darf ich Ihnen momentan beim besten Willen nicht verraten. Damit Sie nicht ebenfalls in Calderóns Schussfeld geraten, wäre es außerdem sinnvoll, dass Sie vorläufig nicht in Erscheinung treten, Marlowe. Sie könnten für uns bei der Falle so etwas wie der Joker werden. Dafür darf man Sie in nächster Zeit nicht in unserer Nähe sehn. Wenn wir uns in dem Punkt auf Sie verlassen können, werde ich mich

anschließend revanchieren. Denn wenn unsere Informationen stimmen, dann ist Calderón Ihr Schlüssel zu den Cannes Brillanten.“

„Und Sie übergeben mir alles, was Sie in Erfahrung bringen?“ Der Detektiv frohlockte.

„Ja, alles, Mister Marlowe. Geben Sie uns die Chance, die Falle zu bauen?“

„Ich gebe Ihnen sogar noch mehr. Hier ist meine Karte. Rufen Sie mich an, wenn Sie mich brauchen. Bis dahin mache ich mich unsichtbar. Darauf mein Wort.“ Wir reichten uns die Hände. „Allerdings, dürfte ich jetzt bitte meinen Revolver wieder haben?“

Zurück im Hotel erlebten wir eine Überraschung. Auf dem Tisch stand Corinnes Diktiergerät.

„Hattest du das nicht mit?“ fragte ich sie.

„Nein. Es hätte in der kleinen Pompadour, der Handtasche hier, die zum Kleid gehört, keinen Platz gehabt. Aber so mitten auf den Tisch gestellt habe ich es bestimmt nicht.“ Sie untersuchte ihren Koffer. „Hier hat jemand drin rumgewühlt!“ konstatierte sie schließlich. Bei mir sah es ähnlich aus. Es gab deutliche Spuren. Bei näherer Betrachtung fehlte nichts. Das Diktiergerät jedoch war offenbar in Gebrauch gewesen. Wir hörten es ab. Eine stark verzerrt schnarrende Stimme verkündete:

„Hallo, ihr kleinen Arschlöcher! Was habt ihr in Amerika verloren? Haben meine Warnschüsse drüben nicht gereicht? Was habt ihr mit Matisse zu schaffen?“

Gut, ich verstehe, ihr wollt spielen. Dann spielen wir! Ich bin die Katze, ihr die Mäuse. Als solche werdet ihr ab sofort meine Zunge sein und meine Forderungen dem Großkotz in meinem Namen überbringen. Jedenfalls, wenn ihr nicht gefressen werden wollt. Zu diesem Zweck erwarte ich Sie, Mister Hall. Allein! Und wenn ich allein sage, meine ich allein, sonst endet die Geschichte für Sie und Ihren blonden Weihnachtsengel tragisch. Fahren Sie den Highway Nummer zehn Richtung

Nordosten, bis oben auf der anderen Seite vom Industriekanal daraus der Eastern Expressway wird. Verlassen Sie die Autobahn an der fünften Ausfahrt und biegen Sie nach Norden ab. Richtung Lake Pontchartrain. Sie überqueren die Morrison Road und nehmen danach die erste links. Das ist die Queisser Street. Nach etwa 50 Metern gibt es auf der rechten Seite einen entwurzelten Baum. Unter seinem Stamm werden Sie morgen früh um zehn die nächste Anweisung finden. Keine Polizei und vorläufig auch kein Wort zu Mister Matisse oder seiner Gespielin! Haben wir uns verstanden?“ Die Aufzeichnung brach ab. Corinne sah mich skeptisch an.

„Allein? Das halte ich für ein Himmelfahrtskommando. Du weißt, wie der Mistkerl tickt.“

„Seit Gibraltar wissen wir, dass er uns beide erwischen kann, wenn er es will. Die beiden Männer in der Mesquita waren auch zu zweit.“

„Nicht zwangsläufig. Die kann er nacheinander erledigt haben. Ich könnte vorher hinfahren und den Platz observieren.“

„Unter keinen Umständen. Du weißt, was Chiara auf dem Friedhof passiert ist. Immer vorausgesetzt, sie war es nicht selbst.“

„Die Stimme klang nicht nach ihr.“

„Schwer zu sagen, wonach die klang.“ Wir hörten das Band erneut ab. Die Verzerrung war zu krass, als dass wir sie eindeutig einem Mann oder einer Frau hätten zuordnen können. Corinne studierte den Stadtplan.

„Das scheint eine bewohnte Gegend zu sein, kein Friedhof. Morgens um zehn sind da Menschen.“

„Auf dem Friedhof waren auch Menschen. Ganz zu schweigen von der Mesquita oder von Amsterdam. Calderón ist clever. Ich glaube, wir sollten uns mal unten an der Rezeption genauer erkundigen, was das für eine Gegend ist.“

„Gute Idee!“ pflichtete mir Corinne bei. „Und bei der Gelegenheit fragen wir, wie es sein kann, dass jemand unser Zimmer durchwühlt.“

Letzteres blieb ungeklärt. In diesem großen Hotel verkehrten ständig derart viele Menschen, einschließlich Besucher der Hotelgäste vom Herrenmaßschneider bis zur Prostituierten, dass es völlig unmöglich schien, jemanden zu identifizieren. Und für die Durchsicht der Überwachungsbänder hätte es einer richterlichen Entscheidung bedurft. Natürlich wollte die Dame an der Rezeption sofort die Polizei anrufen. Wir baten sie, vorläufig darauf zu verzichten.

Auf unsere erste Frage hingegen erhielten wir erschöpfende Auskunft. Es handele sich um ein Viertel in New Orleans East. Es nenne sich Little Woods. Dort standen bis zum Vorjahr überwiegend hölzerne Einfamilienhäuser mit hübschen Gärten, wie uns die Frau versicherte. Ständen. Bis der Hurrikane Katrina die Stadt verwüstete. Heute sei davon wenig übrig. Überall Ruinen.

Wir wunderten uns. In den Straßen, in denen wir bisher verkehrten, waren kaum sichtbare Spuren der Überschwemmung zu sehen gewesen. Das sei kein Wunder, meinte die Rezeptionistin. Die etwas höher gelegenen Stadtteile direkt am Flussufer hätte wie durch ein Wunder nicht viel abbekommen. Problematisch sei der Rückstau der kleinen Kanäle im Norden und Nordosten gewesen. Davon gebe es in der Gegend eine Menge. Überbleibsel des wirtschaftlichen Aufschwungs im späten 19. Jahrhundert.

Auch das neue Zentrum mit seinen Wolkenkratzern habe unter Katrina gelitten. Den großen Betonbauten hätten die Wassermassen nur nicht so viel anhaben können wie den kleinen Häuschen im Osten. Ab dem Louisiana Superdome, dem gewaltigen Sportstadion der Stadt, wäre das Gelände weitgehend trocken geblieben. Weshalb man dort die Einwohner der überfluteten Viertel provisorisch untergebracht hätte.

Bei dem ganzen Chaos sei es ein riesiges Glück gewesen, dass der Deich, der den höher gelegenen See, den Lake Pontchartrain, von New Orleans trenne, am Ende gehalten habe. Er sei zwar zuletzt ziemlich

perforiert gewesen, aber eben nicht gebrochen. Andernfalls gäbe es heute vermutlich keine Altstadt mehr.

Derzeit empfehle sich der Besuch des Ostens nur in größeren Gruppen unter Führung eines Reiseleiters. Es wohnten kaum noch normale Menschen in der Gegend. Die Infrastruktur sei mit dem Hochwasser komplett zerstört worden. Kein Licht, kein Gas, kein Wasser, beschädigte Straßen. Lediglich einige ganz Mutige seien zurückgekehrt, um ihr Eigentum wieder aufzubauen. Die, bei denen alle Versicherungsbeziehungsweise Entschädigungsfragen bereits geklärt seien. Das seien jedoch die wenigsten. Stattdessen treibe sich jede Menge Gesindel in den aufgegebenen Straßenzügen herum. Sie rate dringend von einer individuellen Besichtigung der Überschwemmungsgebiete ab.

Keine ermutigenden Aussichten. Calderón unnötig zu reizen oder gar Corinne der Gefahr auszusetzen, kam nicht infrage. Hingehen musste ich trotzdem, wenn ich ihm auf die Schliche kommen wollte. Allein war ich allerdings ungeschützt. Ich konnte ja schlecht eine Ritterrüstung anziehen, um vor giftigen Pfeilen sicher zu sein. Nach längerem Grübeln blieb nur eine einzige Lösung: Merediths M. Marlowe.

Ich rief den Detektiv an und schilderte ihm die Lage. Er war sofort einverstanden. Wir vereinbarten, dass ich einen Pickup mieten und ihm Marke, Aussehen und Kennzeichen durchgeben sollte. Er würde mir vom Hotel aus unauffällig folgen. Mit gehörigem Abstand. Wir würden in Telefonkontakt bleiben. So konnte er schon unterwegs feststellen, ob sich andere Fahrzeuge an meine Fährte hefteten und mich gegebenenfalls aufmerksam machen. Am Ziel würde er mindestens einen Block weiter fahren. Notfalls bis zum Ufer des Lake Pontchartrain. Für seinen Fotoapparat besaß er Objektive mit extrem langer Brennweite. Damit würde er mich, getarnt als Katastrophentourist, im Auge behalten.

Gesagt getan. Unser Hotel organisierte mir den Wagen. Kurz nach halb zehn brach ich auf. Nicht ohne Corinne erneut einzuschärfen, unter

keinen Umständen das Zimmer zu verlassen und keinem Menschen Zutritt zu gewähren.

New Orleans East erwies sich tatsächlich als trostloser Flecken. Weite, fast gänzlich entvölkerte Flächen. Oft bereits säuberlich beräumt. Nur hier und da lagen Haufen eingestürzter Häuser. Grundmauern. Dann wieder Straßen, die einfach nur verlassen wirkten. Wobei Türen und Fester windschief in den Angeln hingen. Im nächsten Block abgerissene Terrassen und Treppengeländer, verwüstete Vorgärten, eingestürzte Dächer, vernagelte Fensterläden, entwurzelte Bäume. Dort, wo es noch Türen gab, sah ich merkwürdige Zeichen darauf gesprüht. Wie ich später erfuhr, waren das die Angaben der Retter, die das jeweilige Haus zuerst besucht hatten. Sie teilten mit, wie viele Menschen daraus lebend evakuiert worden waren und wo Leichen auf Bergung warteten. Ein Albtraum!

Der von Calderón bezeichnete Baum war leicht zu finden. Ich sah mich um. Keine Menschenseele. Ein Stück die Straße hinunter fotografierte eine Busreisegruppe die gespenstische Kulisse. Ein altmodischer Chevrolet fuhr vorbei und bog in die übernächste Querstraße ein. Kurze Zeit später schloss sich ein Mann aus eben dieser Richtung kommend mit seinem Fotoapparat der Gruppe an. Er konnte mir nur deshalb auffallen, weil ich ihn kannte. Es war der Detektiv.

Da sonst nichts Verdächtiges zu bemerken war, stieg ich aus, trat an den umgestürzten Baum und untersuchte ihn. Es dauerte eine Weile, bis ich im Gestrüpp nahe der Krone ein Mobiltelefon entdeckte. Es schien neu zu sein. Allerdings ein sehr einfaches Modell. Ausgestattet mit Prepaid Card. Keine eingespeicherte Nummer, kein Name. Bis dato noch kein getätigter Anruf. Punkt zehn Uhr klingelte das Gerät. Eine alberne technische Melodie. Vermutlich der Standard der Marke. Es meldete sich die bekannte schnarrende Stimme. Sie befahl mir, weiterzufahren und an einem neuen Treffpunkt auf den nächsten Anruf zu warten. Rückruf zwecklos. Ich hätte auch gar nicht zurückrufen können. Calderón hatte seine Nummer unterdrückt. Ich fuhr. Fünf Minuten später

klungelte es erneut. Wieder nannte er mir ein neues Ziel. Ich fuhr. Diesmal dauerte es fast zehn Minuten bis zur nächsten Anweisung. Ich sollte aussteigen und zu Fuß meinen Weg fortsetzen. Lange musste ich durch verfallene Straßenzüge streifen. Immer weiter nach Osten führte mein Weg. Als er sich das vierte Mal meldete, fragte ich, was der Unfug solle und ob er mir nicht endlich die Forderungen an Matisse übermitteln wolle. Am anderen Ende der Leitung lachte es meckernd. Als er sich beruhigt hatte, meinte er:

„Fahren Sie zurück zum Hotel, greifen Sie sich Zettel und Stift und erwarten Sie meinen für heute voraussichtlich letzten Anruf!“ Das konnte nicht sein Ernst sein. Mir reichte es jetzt.

„Hören Sie“, brüllte ich in das Gerät, „wenn Sie mich vera...“ Ein Knacken. Aufgelegt. Verdammte! Was sollte dieses dämliche Spiel? Er hätte mir längst eine Kontoverbindung durchgeben können. Für ein sicheres Konto in irgendeiner Bananenrepublik. Ich hätte zu Terri Matisse fahren können und ihm ... Hätte, wäre, wenn.

Missmutig teilte ich Marlowe die jüngsten Entwicklungen mit. Wir einigten uns darauf, dass er konsequent auf Distanz bleiben sollte. Vielleicht bemerkte er doch etwas, das mir im Zentrum des Geschehens entgehen musste. Vorläufig allerdings passierte gar nichts. Meine Rundreise durch die Geisterstadt am Lake Pontchartrain schien als blanke Schikane gemeint gewesen. Als erneute Demonstration seiner Überlegenheit. Vielleicht, um mich müde zu machen.

Meine Laune besserte sich in keiner Weise, als ich vergeblich im Hotel an unsere Zimmertür klopfte. Keine Reaktion. Dass Corinne eingeschlafen war, hielt ich für ausgeschlossen. Sollte sie ausgegangen sein? Sie hatte mir fest versprochen, hier auf mich zu warten. Allerdings bewiesen die Ereignisse des Vorabends, dass Calderón zu fast allem fähig war.

Unser Schlüssel hing nicht an der Rezeption. Und wie gehabt erinnerten sich die Damen nicht, ob Corinne oder ein Fremder durchs Foyer gelaufen seien. Bei so vielen Gästen ... Am Ende bemühte sich

der Manager persönlich, begleitete mich mit dem Generalschlüssel und öffnete mir die Tür. Nichts. Keine Spur von Corinne. Keine hinterlassene Nachricht. Sie musste spontan aufgebrochen sein. Höchstwahrscheinlich mit der Absicht, sofort zurückzukehren, denn ihre Handtasche stand auf dem Tisch. Wieder unten im Foyer, hatte sich inzwischen Marlowe eingefunden. Ihm kam ein Gedanke. Draußen an der Straße stünde doch so ein Hotelportier, der den Gästen Autotüren öffne und Gepäck herein trage. Ob der nicht vielleicht ...?

Wir schilderten dem Mann, einem breitschultrigen Schwarzen in goldbetresster roter Livree, das Aussehen meiner Begleiterin. Wie sich herausstellte, eine ziemlich überflüssige Übung. Der Portier erinnerte sich offenbar bestens an die attraktive Blondine aus Deutschland. Und zwar vom Moment unserer Anreise an. Unter anderen Umständen hätte mir das zu denken geben sollen. Konkret half uns seine Bewunderung. Denn Corinne hatte tatsächlich, und zwar ziemlich genau zu der Zeit, als Calderón mich zu Fuß durch New Orleans Ost irren ließ, das Haus verlassen. Nach Auskunft des Portiers hatte zuerst ein Mercedes mit dunkel getönten Scheiben neben der Hotelauffahrt geparkt. Kurz darauf sei Corinne erschienen. Mit ihrem Telefon am Ohr. Seiner Meinung nach hatte die Fahrerin sie angerufen und herunter gebeten. Sie hätte nicht gewirkt, als wolle sie einen Ausflug machen.

„Fahrerin?“ fragte ich. „Eine Frau? Haben Sie sie erkennen können?“

„Leider nicht, Sir. Aber ich habe die Stimme gehört. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte. Es ist nicht meine Art, fremder Leute Gespräche zu belauschen. Aber als sie redete, klang das wie eine Frau.“

„Und Corinne? Wie sah sie aus? Ich meine, wirkte sie erschrocken, bedroht?“

„Eher überrascht. Freudig überrascht.“

„Heißt das, sie kannten sich?“

„Das will ich nicht beschwören, aber es sah so aus.“

„Und dann?“

„Frau Blair wollte zunächst nicht einsteigen. Den Gesten nach tippte ich auf eine Einladung an unsere Hotelbar. Das wollte die andere aber nicht. Es gab einen kleinen Wortwechsel an der geöffneten Beifahrertür. Nachdem ihr die Frau drinnen erklärt hat, dass draußen zu viele Leute mithören könnten ... Also ich vermute, dass sie das sagte, weil sich Madame Blair in alle Richtungen umblickte. Als sie sah, dass ich hier stand, stieg sie ganz schnell ein und schloss die Tür hinter sich.“

„Weiter!“

„Dann sind sie losgefahren.“

„Erinnern Sie sich an das Kennzeichen?“

„Nein. Jedenfalls nicht genau. Aber es war ein Fahrzeug hier aus Louisiana. Das hab ich am Wappen auf dem Nummernschild gesehen. Und ich glaube, es fing mit SP an.“

„Wie sah der Wagen aus? Schwarz, Limousine?“

„Nein. Irgendwie zwischen ziegelrot und rostbraun. Sportliches Chassis. Dreitürer mit Fließheck. Ein ziemlich neues und teures Modell, wenn Sie mich fragen.“

„Kein Leihwagen?“

„Nein, Sir.“

„Verdammt, wir können doch nicht sämtliche Mercedeshändler im Bundesstaat Louisiana fragen, wem sie in den vergangenen 12 Monaten ein Fahrzeug verkauft haben!“

Wer das Lied vom Tod spielt

Ich war verzweifelt. Marlowe hielt den Kopf schräg zur Seite geneigt. Das war so seine Art, wenn er über etwas nachdachte. Er ließ mich Gott sei Dank nicht lange auf das Ergebnis warten.

„Wissen Sie, Herr Hall, ich schätze, das müssen wir auch nicht.“

„Was?“

„Die Händler abtelefonieren.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich glaube, Ihr Calderón beziehungsweise Ihre Frau Calderón hat soeben ihren ersten Fehler gemacht. Sie dachte vermutlich, Sie mit Ihrem frustrierenden Erlebnis in Little Woods davon abzuhalten, jemals wieder dorthin zu fahren. Ich bin mir aber ganz sicher, dass sie selbst vor Ort war. Hätte sie Sie nicht beobachtet, hätte sie nicht genau in dem Moment anrufen können, in dem Sie das Telefon gefunden hatten. Sie musste sicher sein, dass Sie auch dran gehen können. Dann ist sie losgefahren, um Corinne zu holen. Deshalb hat sie Sie, Herr Hall, so weit durch die Gegend geschickt. Um Zeit zu gewinnen. Die Dame kennt sich dort vermutlich sehr gut aus. Deshalb konnte sie das vom Auto aus machen. Haben Sie bei den Telefonaten Hintergrundgeräusche gehört?“

„Möglich. Das Rauschen hätte schon von einem fahrenden Auto stammen können. Aber wie kommen Sie darauf?“

„Weil ich, kurz nachdem ich Sie mit dem Mobiltelefon aus dem Geäst klettern sah, bemerkte, wie ein Mercedes, auf den die Beschreibung unseres Herrn Portier hier passt, aus einer Seitenstraße startete und Richtung Stadtzentrum abbog. Aber nicht an Ihnen vorbei, zum Eastern Expressway, sondern in die entgegengesetzte Richtung über den Hayne Boulevard. Der verläuft weiter nördlich parallel zum Expressway am Seeufer entlang.“

„Das ist ein bemerkenswerter Zufall. Keine Frage. Mehr aber nicht“, gab ich zu bedenken.

„Stimmt nicht ganz!“ frohlockte der Detektiv. „Auf dem Rückweg kam mir exakt dieser Wagen aus Richtung Hotel wieder entgegen. Und zwar noch ziemlich weit drüben im Osten, an der Kanalbrücke. Ich fress‘ einen Besen, wenn die Mutter ihr Versteck nicht dort irgendwo in den Ruinen hat!“ Unser Gespräch geriet ins Stocken. Mein Telefon klingelte. Die bekannte Stimme.

„Hallo Herzchen, ich vermute, du weißt inzwischen, warum ich dich zu dem kleinen Spaziergang ins Überschwemmungsgebiet geführt habe.“

„Lassen Sie Corinne umgehend frei. Sie hat mit Ihnen und Ihren Forderungen nichts am Hut.“

„Mag sein. Aber sie bedeutet dir etwas. Und da ich bislang nicht das Gefühl hatte, dass dir der Ernst eurer Lage wirklich bewusst ist, musste ich ein wenig nachhelfen. So und jetzt genug palavert. Hast du Zettel und Stift?“ Die Stimme diktierte mir eine Zahlenkombination und nannte mir ein Kreditinstitut. Das Konto, auf das die 100 Millionen Dollar binnen zwölf Stunden zu transferieren seien. Ich unterbrach sie.

„Ich will ein Lebenszeichen von Corinne!“

„Ich habe sie, das muss dir reichen. Wenn das Geld um Mitternacht auf meinem Konto ist, bekommst du morgen Mittag eine SMS, wo du die Dame findest. Lebend. Ich versprech‘s. Allerdings: Mit jeder Stunde, die das Geld später kommt, kriegst du sie Portionsweise in kleinen Päckchen ausgeliefert. Alle 60 Minuten eines. Zehen, Finger, Titten. Könnte sein, dass du sie in 24 Stunden auf die Weise ebenfalls wieder komplett hast. Nur eben als Puzzle und nicht ganz so lebendig. Falls Terri auf den Gedanken kommt, es könne ihm egal sein, hab ich für ihn eine besondere Überraschung auf Lager. Sag ihm das!“ Sie legte auf. Marlowe sah mich fragend an.

„Geld?“ Ich nickte. „Das macht keinen Sinn. Wieso will Sie Geld von Ihnen? Was haben Sie mit den Brillanten zu tun?“

„Guter Mann, ich bitte Sie! Sie bekommen Ihre Chance. Ich habe als Anwalt zuallererst die Interessen meiner Mandanten zu schützen. Mit denen muss ich mich abstimmen. Danach werde ich sehen, was ich für Sie und Ihre Brillanten tun kann. Sie haben mir sehr geholfen. Dafür danke ich Ihnen. Für den Moment allerdings bitte ich Sie dringend, einfach im Foyer auf mich zu warten. Wie Sie wissen, kenne ich dank der Vermittlung von John Malkovich seit gestern einflussreiche Leute in New Orleans, die mir helfen können. Bitte warten Sie einfach. Bestellen Sie sich Kaffee auf meine Rechnung und unternehmen Sie nichts, bis ich wieder bei Ihnen bin.“

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück und rief Terri Matisse an. Schweigend hörte er meinen Bericht. Selbst als ich geendet hatte, sagte er kein Wort. Deshalb hakte ich nach.

„Hallo? Sind Sie noch in der Leitung?“

„Ja.“ Er blieb einsilbig. Sein Schweigen irritierte mich.

„Und? Was wollen Sie tun?“

„Chiara ist verschwunden.“

„Wie bitte?“

„Chiara. Wie vom Erdboden verschluckt. Ich kann sie nirgends erreichen.“ Jetzt passte alles zusammen. Also doch. Ich hatte gehofft, mein Gefühl würde mich täuschen. Verdammt.

„Glauben Sie, dass sie ...?“

„Ich glaube gar nichts, bevor ich es nicht mit eigenen Augen sehe. Aber wir müssen mit allem rechnen.“

„Werden Sie überweisen?“

„Selbstverständlich. Spätestens in elf Stunden kann sie es haben. So lange bleibt uns Zeit, ihr das Handwerk zu legen.“

„Polizei?“ Schweigen. „Terri, ich habe Sie als einen Mann mit Herz und Verstand kennengelernt. Warum Sie den Raubzug in Cannes geführt haben, ist mir ein Rätsel, geht mich aber nichts an.“

„Ich weiß es selbst nicht mehr so genau, was mich geritten hat. Wahrscheinlich Übermut. Ich glaube, ich wollte unserer schönen Diebin nur beweisen, dass ich im Zweifel auch ihr Metier besser beherrsche. Ich wollte immer der Beste sein in meinem Leben. Der Cleverste. In jeder Disziplin.“

„Ich kommentiere das nicht. Es ist mir im Moment auch egal. Darauf wollte ich nicht hinaus. Denn was mir nicht egal ist, ist das Schicksal von Corinne. Ich habe sie in diese Sache mit hineingezogen. Das war leichtsinnig. Ich möchte sie daher unter keinen Umständen weiterer Gefahr aussetzen.“

„Das sehe ich ganz ähnlich. Sie können nicht wissen, wie viel ich seit gestern Abend für Corinne empfinde. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich muss es einfach loswerden. Sie sind ein Glückspilz. Noch nie in meinem Leben bin ich einem Menschen begegnet, der so klug und feinsinnig war. Noch nie hatte ich das Gefühl, so mit meinen Ideen und Interessen verstanden worden zu sein. Es ist ein kleines Wunder. Weswegen ich natürlich genau so wenig will wie Sie, dass ihr noch mehr zustößt. Das Geschehene ist schlimm genug. Und nicht Sie sondern ich bin daran schuld, weil ich Sie beide als Lockvogel für die Mörderin benutzt habe. Ich war naiv. Ich erwarte nicht, dass Sie mir vergeben können. Seien Sie bitte nur einfach versichert, dass ich alles in meiner Macht stehende tun werde, Ihre Freundin zu retten.“

„Das heißt?“

„Falls Sie bereit sind, mir zu vertrauen, verzichten Sie noch ein paar Stunden auf Polizei. Ich werde mich gern stellen, um Corinne zu retten. Aber ich würde es bevorzugen, persönlich mit dieser falschen Schlange abzurechnen, bevor ich ins Gefängnis gehe. Wenn wir die Polizei zu

früh einschalten, gibt es außerdem zuerst ellenlange Befragungen und Verhöre und wir verlieren wertvolle Zeit.“

„Was schlagen Sie vor?“

„Schritt eins: Ich übergebe meine Geschäfte einem Treuhänder. Die Verträge sind unterschriftsreif. Der Mann sitzt im Nebenzimmer, er ist meine rechte Hand, kennt sich bestens aus und weiß seit langem, dass ich mich zur Ruhe setzen will. Das ist in zehn Minuten erledigt. Er wird dafür sorgen, dass das Geld auf einem speziellen Konto zur Überweisung bereitgestellt wird. Dafür erhält er von mir sämtliche Vollmachten. Das heißt, ich kann in spätestens einer Stunde mit Verstärkung bei Ihnen im Hotel sein.

Sie, lieber Martin, würde ich gern ab sofort als Anwalt engagieren. Könnten Sie sich vorstellen, mich als Klienten zu akzeptieren? Würden Sie mich vor Gericht vertreten?“

Seine Frage verblüffte mich. Allerdings schien sie mir durchaus logisch. Denn wenn ich ihn als Mandanten annahm, unterwarf ich mich gemäß Berufsethos automatisch der Schweigepflicht. Nun, im Prinzip gab es dagegen nichts einzuwenden.

„Ich denke schon, Terri. Ihre Interessen und die meiner bisherigen Mandanten sind nicht als grundsätzlich konträr zu betrachten. Ich gerate sicher kaum in einen Loyalitätskonflikt. Ob ich Ihnen allerdings mit meinen deutschen Erfahrungen hierzulande viel nutzen kann?“

„Darüber zerbrechen Sie sich nicht den Kopf. Ich beschäftige mehr als einen Anwalt. Für mich ist wichtig, dass Sie einige Zusammenhänge besser kennen als alle anderen. Zusammenhänge, von denen diese anderen nichts wissen müssen. Ich bin der Überzeugung, dass es die Kombination ist, die mir helfen könnte.“

„Es sei. Gern.“

„Okay, die erste Bitte an meinen neuen Anwalt: Binden Sie Ihren Detektiv ein. Solange er nicht weiß, dass ich seine Zielperson bin, wird er sicher gern mitspielen. Er hat den Wagen gesehen. Vielleicht hat er

eine Idee, wo wir mit unserer Suche beginnen sollten. Auf alle Fälle bin ich überzeugt, dass die Entführerin und folglich auch die Entführte tatsächlich noch in der Stadt sind. Wenn das Geld auf ihrem Konto ist, muss sie sehr schnell das Land verlassen. Ich vermute, mit einem Privatjet. Das muss auf kurzem Weg passieren, denn dass wir die Flughäfen sperren lassen, so wie wir Corinne haben, muss ihr klar sein. Hoffe ich jedenfalls. Und für diesen Zweck ist die Gegend ideal geeignet. Es gibt dort ganz in der Nähe am Stars and Stripes Boulevard, der westlichen Verlängerung des Hayne Boulevards, den New Orleans Lakefront Airport. Das ist ein lokales Flugfeld, das direkt in den See hinein gebaut wurde. Sehr kurze Start- und Landebahn. Wird fast ausschließlich von kleinen Chartergesellschaften und Privatleuten genutzt. Mit einem schnellen Auto von Little Woods aus in zehn Minuten erreichbar. Falls nicht zu viel Verkehr herrscht.“

„Klingt logisch. Gut. Dann soll es so sein. Mister Marlowe und ich erwarten Sie.“

Officer John Smith stürmte ins Büro seines Chefs. Wesson sah nicht auf. Er knirschte mit den Zähnen. Seine Finger verkrampften sich.

„Jaa?“ fragte er gedehnt.

„Sergeant, ich habe eine wichtige Nachricht bekommen, Sir!“

„Jaaa?“

„Aus New Orleans, Sir.“

„Jaaaa?“

„Von einem Informanten, einem Privatdetektiv. Die Cannes Brillanten betreffend.“

„Ach. Und was hatte ich zu dem Thema neulich gesagt?“

„Dass ich die Finger davon lassen soll, bis wir es in der Zeitung lesen, Sir.“

„Und?“ Smith zögerte. Die Spannung im Raum hatte ein Niveau erreicht, bei dem jeder erfahrene Astronom seinen Allerwertesten darauf

verwettet hätte, im nächsten Moment eine Supernova mit eigenen Augen hautnah miterleben zu dürfen. Woran zu erkennen ist, dass sich auch sehr kompetente Wissenschaftler irren können. Die Explosion blieb aus. Mit geradezu atemloser Ruhe wiederholte Sergeant Charles Wesson seine Frage.

„Und?“

„Äh, ja, also es steht jetzt nicht direkt in der Zeitung. Aber es wird in der Zeitung stehen. Vermutlich schon morgen. Denn der Killer aus Europa hat wieder zugeschlagen. Er hat Corinne Blair, die Malerin, entführt. Es soll Lösegeldforderungen geben.“

„Ah ja.“

„Genau. Wenn wir jetzt zuschlagen, können wir vielleicht nicht nur die Verkaufslisten der Brillanten bei dem Verbrecher finden, sondern auch der Frau das Leben retten.“

„So, so.“ Der Sergeant blickte noch immer nicht von den vor ihm liegenden Papieren auf. „Und warum, meinen Sie, sollten wir eingreifen?“ Officer Smith stotterte.

„Na, äh, weil, es ist wegen, also, wir müssen das Verbrechen ...“

„Verbrechen? Gab es eine Anzeige bei der örtlichen Polizei?“

„Nein, Sir.“

„Seit wann wird die Dame vermisst?“

„Seit einer Stunde, Sir.“

„Und woher weiß Ihr Informant von dem Vorgang?“

„Er war dabei, als ihr Mann, also der Anwalt, als der ins Hotelzimmer kam und dieses leer vorfand.“ Wessons Stimme wurde um eine weitere Nuance ruhiger. Und leise, ganz leise fragte er:

„Verstehe ich Sie richtig, mein lieber Smith? Da kommt ein Mann in das Hotelzimmer seiner Frau. Er findet es leer vor. Was in einer Stadt wie New Orleans sicher komplett ungewöhnlich ist, weil man in dem Kaff gar nicht weiß, wo man hingehen sollte und deshalb grundsätzlich lieber auf seinem harten Hotelbett liegen bleibt. Als eine Stunde

vergangen ist, wobei weder der Mann noch das Hotel es für nötig erachten, die örtliche Polizei nach dieser extrem langen Dauer anzurufen, entscheiden Sie und Ihr Informant, dass es jetzt höchste Zeit sei, die Bundespolizei in den Vorgang zu involvieren? Darf ich Ihr Anliegen so interpretieren?“

„Äh ...“

„Smith, seien Sie so nett, legen Sie mir Ihre Dienstmarke, die Pistole und was Sie sonst so aus unserem Hause bei sich tragen, auf den Tisch. Räumen Sie Ihren Schreibtisch und Ihren Spind. Gehen Sie im Anschluss zum Polizeipsychologen und lassen sich eine Kur verordnen. Oder vielleicht lieber gleich eine dauerhafte Einweisung, damit Ihnen Ihre Pensionsansprüche nicht verloren gehen. Ich beurlaube Sie hiermit auf unbestimmte Zeit. Und, mein lieber Smith, eine Bitte, wenn Sie gestatten: Lassen Sie sich nie, niemals wieder in diesem Büro blicken!“

Der Chef hatte im sanftesten Tonfall gesprochen, den Smith jemals beim FBI gehört hatte. Die Härchen seiner Unterarme standen senkrecht. Eine klassische Gänsehaut. Aber nicht vor Entsetzen, sondern vor Wut. In diesem gottverdammten Stall wurde kreative Polizeiarbeit nicht nur gering geschätzt. Nein! Sie wurde von Bürohengsten wie Sergeant Wesson sogar systematisch torpediert. Und ihn, der sich selbstlos neben seiner eigentlichen, staubigen Polizeiroutine den wirklich spektakulären Fällen widmete, ihn wollte dieses ignorante Arschloch mit einer staatlichen Rente abspeisen, um ihn loszuwerden? Officer Smith schnappte nach Luft. Er würde dem Kerl seine Dienstmarke an den Kopf werfen, kündigen und erhobenen Hauptes das Zimmer verlassen!

Das war sein erster Gedanke. Seiner zweiter: Eigentlich blöd, auf diese Weise seine schönen Rentenansprüche verfallen zu lassen. Und: So eine Kur konnte die erstaunlichsten Kontakte zu höheren Diensträngen zustande bringen. Ein Karrieresprungbrett. Natürlich würde er die Kur nicht heute und morgen antreten. Bis dahin hatte er Urlaub. Endlich. Und das zu einer Zeit, in der alle anderen Kollegen, der Hacker-

Geschichte wegen, seit Monaten unter Urlaubssperre litten. Zu guter Letzt: Konnte es ihm jemand verwehren, seinen Urlaub in New Orleans zu verbringen?

Officer John Smith legte seine Dienstmarke auf den Tisch. Dazu seine Waffe und alles andere, das dem FBI gehörte. Dann salutierte er zackig und verließ das Büro mit gesenktem Blick. Es musste nicht jeder merken, dass er dabei hämisch grinste!

„Uhrenvergleich!“ Terri Matisse hatte sofort nach seinem Eintreffen das Kommando übernommen. Um uns versammelten sich zwölf seiner fähigsten Security-Männer. Außerdem Merediths M. Marlowe. „Es ist exakt zwei Uhr Nachmittags und drei Minuten in zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins. Jetzt. Haben das alle? Okay. Ihr wisst, was zu tun ist. Let’s go, boys!“

Acht sehr unterschiedliche Fahrzeuge, drei PKW, drei Pickups, ein Containertruck mit dem Aufdruck einer Umzugsspedition und eine Harley Davidson, machten sich über mehrere verschiedene Routen auf den Weg nach Little Woods. Nicht ein einziges trug den markanten Schriftzug der Matisse-Unternehmungen. Aus allen vier Himmelsrichtungen fuhren sie in großen zeitlichen Abständen ins Überschwemmungsgebiet am Pontchartrain See ein und durchstreiften wie zufällig Straßenzug für Straßenzug. Von außen kommend, näherten sie sich jenem Punkt, an dem Marlowe den roten Sportwagen gesehen hatte.

Matisse saß gemeinsam mit mir und dem Detektiv in einem geräumigen Handwerker-Pick Up. Wir trugen Jacken und Base Caps einer lokalen Straßenbaufirma. Geladen hatten wir Schaufeln, Spitzhacken, Absperrbänder, weiße Farbe, ein Wägelchen zum gleichmäßigen Auftragen von Fahrbahnmarkierungen und einfache Vermessungsgeräte. Eines dieser optischen Präzisionsinstrumente wies eine nicht geringe Ähnlichkeit mit einem Hochleistungsteleskop auf. Nicht für jedermanns Auge bestimmt, gut geschützt unter dicken Planen, lag ein länglicher

Koffer. Er enthielt ein Scharfschützengewehr mit lasergestützter Zielautomatik. Terri hatte angeordnet, auf diese Weise die Schnellfeuerwaffen, die wir alle drei unter unserer Arbeitskleidung trugen, sinnvoll zu ergänzen. Er behauptete, damit umgehen zu können.

Mir war angesichts dieser militärischen Hochrüstung nicht ganz wohl in meiner Haut. Ich zweifelte, ob unser Arsenal selbst unter den liberalen Waffengesetzen der Vereinigten Staaten als legal bezeichnet werden konnte. Letztlich spielte das allerdings keine Rolle. Corinne musste befreit werden und allein das zählte.

Etwa eine Stunde später trafen wir uns zur ersten Analyse auf einem verlassenem Betriebsgelände am Rande des Viertels. Die Ausbeute hielt sich in Grenzen. Den Wagen hatten wir nirgends entdeckt. Wohl aber mehrere Grundstücke, auf denen sich intakte Garagen, Schuppen oder frische Autospuren befanden. In einem zweiten Anlauf, diesmal mit geänderter Verteilung der Straßenzüge, nahmen wir die verdächtigen Objekte näher unter die Lupe. Wir sollten erneut vorbeifahren. Diesmal allerdings gezielter beobachten. Drei Objekte fielen durch. Zwei waren neue Häuser, erst in den letzten Wochen errichtet und bewohnt. Und zwar als Musterhäuser in der nach dem Hochwasser entwickelten sogenannten „Over the carport architecture“. Was besagte, dass der gesamte Wohnbereich auf Stelzen stand. Hoch genug, dass auch sehr heftige Fluten drunter hindurch fließen konnten. Zwischen den Stelzen befanden sich PKW-Stellplätze. Die beiden Einfamilienhäuser gehörten offenbar Ehepaaren mit kleinen Kindern. Spuren in der Nähe stammten von größeren Familienkutschen.

Das dritte Gebäude war ein ehemaliger Großmarkt. Wegen der am Rande von New Orleans auch zu normalen Zeiten üblichen kleineren Überschwemmungen leicht erhöht gebaut mit einer seitlich angeschrägten Rampe an der Rückfront, die zu fünf breiten Lagertoren hinauf führte. Rampe wie Tore waren theoretisch breit genug, um einen PKW aufzunehmen. Sicher. Aber ungeeignet, mit ihm von der Rampe ins

Gebäude oder aus ihm heraus im rechten Winkel abzubiegen. Der Platz reichte höchstens für den Wenderadius eines kleinen Gabelstaplers. Die Rampe hatte im Übrigen exakt die Höhe, die notwendig war, um geradezu aus der Halle auf einen an ihr angedockten Lastkraftwagen beziehungsweise von diesem herunter in die Halle zu fahren. Zum Beispiel mit leichten, manuell bedienbaren Palettenhubwagen oder eben einem Stapler.

Insgesamt war die Anlage dazu ausgelegt, sechs Trucks gleichzeitig abfertigen zu können. Fünf Andockstellen befanden sich direkt vor den fünf Toren. Eine sechste an der Stirnseite der Rampe war belegt. Und zwar von einem schrottreifen Getränkelaster. Wie es aussah, war er hier vom Hochwasser überrascht worden und danach herrenlos liegengeblieben. Ein jämmerliches Gerippe mit zerschlissenen, platten Reifen. Einzig der feste Aufbau mit dem bunten, mittlerweile verblichenen Werbeaufdruck einer Biermarke schien einigermaßen intakt.

Eine kleine dicke Frau in schmuddeligen Kleidern wühlte in den Müllcontainern nach Pfandflaschen und Dosen mit haltbarem Inhalt. Misstrauisch musterte sie jeden Passanten, ängstlich bemüht, ihre Schätze vor den Augen der Fremden in zwei großen Plastiktüten zu verbergen. Die Tüten hatte sie in einen verbogenen, rostigen Einkaufswagen gestellt. Weit und breit kein Versteck für einen flotten Sportwagen. Der wäre in dieser merkwürdigen Kulisse unvermeidlich aufgefallen.

Blieben vier Grundstücke, die sich unserer Ansicht nach als Entführungsdomizil eigneten. Wir teilten uns folglich in vier Gruppen und begannen mit der Einzelobservierung.

Terri, Marlowe und ich übernahmen ein kleines rosa Häuschen in der Bundy Road. Es sah heruntergekommen aus. Rissige, im unteren Teil überwiegend abgeblätterte Farbe. Vom Wasser aufgequollene Balken. Schief in den Angeln hängende Fensterläden. Ein unförmiges Gebilde. Aber es stand. Und zwar recht solide. Jedenfalls im Vergleich zu den Ruinen rechts und links daneben. Der Grund war simpel. Seine Eigen-

tümer hatten das Haus auf einen Betonsockel gestellt, in dem sich eine halb im Boden versenkte Garage befand. Durch die Ausspülungen ringsum war gut zu erkennen, dass diese Garage in einer höchstwahrscheinlich wasserdichten, massiv gegossenen Bodenwanne steckte. Mehr noch. Das Ganze wirkte wie einer jener Atombunker, den sich viele Amerikaner im kalten Krieg aus Angst vor den Russen bauten. Da das eigentliche Holzhaus erst in etwa anderthalb Meter Höhe begann, hatten die Fluten es nicht fortreißen können. Der Beton hielt stand und die auf ihm befestigte Konstruktion ebenfalls.

Von vorn führten Stufen zu einer schmalen Terrasse. Dort befand sich die Eingangstür. Die Zufahrt zum Bunker wand sich sanft in halbkreisförmiger Serpentine um das Haus nach unten. Das Garagentor befand sich auf der Rückseite.

Unserer Einschätzung nach war der Bunker bestens als Versteck für ein Entführungsoffer geeignet. Keine Schreie würden nach außen dringen. Die Garagentür wirkte massiv. Auch wenn das Häuschen schmal war, konnte der Unterbau im Innern dennoch groß genug sein, um sowohl das Auto als auch Corinne zu beherbergen. Und vor allem: An der tiefsten Stelle der Zufahrt stand eine Pfütze brackigen, stinkenden Wassers. Feuchte Reifenabdrücke bewiesen, dass erst vor kurzem jemand heraus oder hinein gefahren war.

Wir begannen unsere Arbeit damit, die Straßenränder systematisch zu vermessen. Wir nutzten unsere optischen Geräte, hielten rot-weiß gestreifte Stangen in die Straßenflucht und machten uns Notizen beziehungsweise markierten einzelne Straßenabschnitte. Und zwar so lange, bis wir präzise vor besagtem Haus standen. Nichts außer der Reifenspur deutete darauf hin, dass sich jemand im Haus befand.

Da wir keine Kameras oder anderen Überwachungseinrichtungen bemerkten, nutzten wir den toten Winkel einer Hausecke. Marlowe sprang über die Pfütze, zog sich die Schuhe aus und rannte auf Socken hinunter zum Garagentor. Es war nicht verschlossen. Nur angelehnt.

Wenn wir seine Zeichen richtig deuteten, vernahm er merkwürdige Geräusche. Unterdrücktes Stöhnen wie von einer gepeinigten, möglicherweise verletzten Person. Wir zogen unsere Pistolen, pressten uns an die Bunkerwand und warteten. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Ich fühlte jeden einzelnen Herzschlag. Pockpock, pockpock. Wie mit Schmiedehämmern trieb er mein Blut durch die Adern. Pockpock, pockpock. Immer schneller und schneller. Ich entsicherte die Waffe, war zum Äußersten bereit. Marlowe lauschte eine kleine Ewigkeit. Schließlich nickte er uns zu, beugte sich vor und riss mit einem Ruck das nach oben kippende Tor auf. Wir stürmten hinein.

Aus einem olivgrünen Cabrio der Marke Ford reckten sich uns die hochroten Gesichter zweier Teenager entgegen. Sie gehörten zu einem ziemlich gut gebauten Mädels und einem gezeelten Spacko. Erschrocken starteten die Beiden in die Mündungen unserer Knarren. Auf dem Armaturenbrett lagen ihre Jeans. Die Slips hingen im Lenkrad. Wir entschuldigten uns höflich für die Störung und wünschten weiterhin gute Verrichtung.

Die Ergebnisse der anderen drei Teams fielen ähnlich mäßig aus. Eines überraschte einen verwehrlosten, mit Drogen vollgepumpten Mann in seinem gestohlenen Pickup. Das zweite traf auf eine resolute alte Lady, die zu den wenigen im Viertel verbliebenen Menschen gehörte. Sie ballerte mit einer Schrotflinte um sich. Unsere Jungs entkamen nur mit knapper Not. Terri bat persönlich bei ihr um Verzeihung. Sie wollte trotzdem die Polizei rufen, ließ sich dann aber durch eine großzügige Geldspende zur Komplettsanierung ihres Häuschens umstimmen.

Der Truck-Lenker und der Harley-Motorradrocker kehrten eher wortkarg zum Treffpunkt zurück. Ihr Bericht schwankte zwischen peinlich berührt und entsetzt. Soviel wir ihrem Gestammel entnahmen, musste in der großen Lagerhalle, die sie sich vorgenommen hatten, eine ziemlich heftige metrosexuelle Fetischparty laufen. Die Leute luden die

Neuankömmlinge in ihren kernigen Kostümen sogleich zum Mittag ein und es hatte Mühe gekostet, einigermaßen unversehrt aus dem Schuppen herauszukommen.

„Und das am frühen Nachmittag!“ ereiferte sich Marlowe. Terri zuckte nur mit den Schultern.

„New Orleans halt.“ Unserem eigentlichen Ziel waren wir keinen Millimeter näher gekommen. Meine Stimmung sackte mittlerweile ziemlich in den Keller. Matisse ging es kaum anders. Die Zeit verstrich. Hatten wir mit der Vermutung des Detektivs aufs falsche Pferd gesetzt? Ich grübelte. Wäre es vielleicht besser, endlich die Polizei einzuschalten? Vermutlich nicht. Noch nicht. Ich hoffte, notfalls durch Terris rechtzeitige Überweisung der geforderten Geldsumme das Schlimmste besser abwehren zu können, als wenn es hier irgendwo zu einem Großeinsatz käme. Zumal dann die Rolle von Corinne und mir auch einige Fragen aufwerfen würde, die im günstigsten Fall lange Ausreisesperren zur Folge hätten. Mindestens bis zur endgültigen Klärung aller Details vor Gericht.

Nach erneuter Beratung kamen wir zu dem Entschluss, ein letztes Mal das gesamte Überschwemmungsgebiet zwischen Highway und Seeufer zu durchkämmen. Straßenzug für Straßenzug. Ganz wie zu Beginn. Nur gründlicher. Irgendetwas mussten wir übersehen haben. Gab es weitere verdächtige Spuren? Konnten die drei zunächst ausgemusterten Grundstücke vielleicht doch irgendwie infrage kommen? Wieder fuhren wir kreuz und quer, umrundeten Block für Block der ehemaligen Bebauung. Diesmal allerdings so, dass jede Straße von mindestens zwei verschiedenen Teams passiert werden musste. Aus unterschiedlichen Richtungen, sofern es sich nicht um Einbahnstraßen handelte.

Als wir den Großmarkt passierten, hatte ich das Gefühl, ein Déjà-vu zu erleben. Irgendetwas kam mir merkwürdig vor, ohne dass ich genau zu sagen wusste, was. Ich fragte meine beiden Mitstreiter. Ihnen war nichts Besonderes aufgefallen. Der schrottreife Laster stand an der Rampe. Das

Mütterchen war verschwunden. Eigentlich nichts Ungewöhnliches. Oder doch?

„Die zwei Plastiktüten in dem Einkaufswagen, waren die nicht vorhin schon da?“

„Ich denke schon. Warum?“ antwortete Marlowe.

„Na ja. Das Mütterchen hat sie sehr argwöhnisch bewacht, als wir vorüber fuhren. Jetzt steht der Einkaufswagen mit den Tüten immer noch da und die Alte ist weg. Wenn ihr das Gerümpel so wichtig war, warum lässt sie es dann stehen?“ Terri lenkte den Wagen um die nächste Ecke, bis er sich aus dem Blickfeld des Großmarktes verschwunden glaubte. Dann stoppte er abrupt. Er blickte uns durchdringend an.

„Was hatte die Frau an?“ Marlowe überlegte.

„Kopftuch?“

„Einen braunen Mantel“, fügte ich hinzu.

„Weißt du das genau? Versuch dich an die Farbe zu erinnern!“

„Na, hm, also so etwas Verwaschenes war das. Graubraun. Vielleicht mit einem Schuss schimmeligem Grün dabei.“

„Das ist es!“ Terri schlug sich mit der flachen Hand auf den Schenkel.

„Ich wusste, dass mir etwas an der Frau bekannt vorkam. Hatte es aber erst darauf geschoben, dass ich viele Leute in dieser Stadt kenne und gelegentlich auch Weihnachtsessen für Obdachlose organisiere.“ Marlowe und ich sahen ihn verständnislos an. „Ganz einfach, das ist die gleiche Farbe wie auf dem Video vom Friedhof!“ Mir dämmerte, was er meinte. Davon hatten wir dem Detektiv natürlich nichts erzählt. Weswegen Terri das Thema auch nicht vertiefte. Wir sprangen aus unserem Fahrzeug, bauten die Vermessungstechnik auf und suchten uns ein Gebüsch an der Straßenecke, von dem wir das Großmarktgelände überblicken konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Marlowe flüsterte mir mehrfach zu, ob ich ihm mal bitte erklären könne, was es mit dem Friedhof auf sich habe. Ich ignorierte ihn.

Aus der Ferne wirkte alles normal und friedlich. Terri sah mich an.

„Wir müssen rein!“

„Wie vorhin?“

„Nein. Wenn dieses angebliche Mütterchen tatsächlich etwas mit unserem ...“

„... oder unserer ...“ warf ich ein.

„... genau, oder unserer Calderón zu tun hat, dann kennt sie uns beide. Ich rufe meine Profis an. Die anderen sollen sich im weiten Umfeld unauffällig postieren.“

Terri baute das Scharfschützengewehr auf. Ich behielt das Haus mit dem Fernrohr im Blick. Der Detektiv begann auf einem dem Markt gegenüber liegenden Grundstück mit Vermessungsarbeiten. Wenig später donnerte die Harley auf den Parkplatz. Der Truck folgte und hielt an der Rampe. Die beiden Männer begegneten sich wie alte Freunde, die ein Geschäft zu besprechen hatten. Ein Geschäft, bei dem Zuhörer störten. Wobei sie mit Zigaretten im Mund um das Gebäude schlenderten. Calderóns Telefon klingelte. Ich meldete mich.

„Hall. Was gibt's?“

„Sag Matisse, er soll seine Gorillas nach Hause schicken und mir das Geld anweisen.“

„Was für Gorillas?“

„Halts Maul und tu was ich dir sage. Wenn die Burschen nicht in dreißig Sekunden verschwunden sind, lass ich sie verschwinden!“ Calderón legte auf. Ich sah zu Terri.

„Volltreffer! Und jetzt hat sie sich auch noch verraten. Du sollst deine Leute abziehen. Sofort.“ Terri griff zum Walky Talky.

„Ihr seid enttarnt. Sie ist drin. Zieht euch zurück!“

„Ich bin für Reingehn“, kam es zurück.

„Kein Risiko. Wir machen einen neuen Plan.“ Es ratschte am anderen Ende. Ein Blick durch unsere Teleskope brachte Klarheit. Der Biker war zusammengebrochen. Sein Partner beugte sich über ihn und rannte dann geduckt zum Truck. Keuchend meldete er sich.

„Frank ist tot. Kopfschuss. Mitten durch die Stirn. Sie hat ihn einfach umgelegt. Schalldämpferwaffe.“ Terri befahl ihm, die Klappe zu halten und sich mit dem Fahrzeug in die übernächste Straße zurückzuziehen. Wieder meldete sich das Telefon.

„Ich nehme mal an, ihr wisst jetzt, dass ich nicht scherze. Und noch was: Es tut mir leid, aber unter den gegebenen Umständen sehe ich mich gezwungen, meinen Plan zu aktualisieren. Zu beschleunigen, wenn ihr so wollt. Denn da ihr euch nicht an meine Befehle haltet, kann ich nicht mehr bis Mitternacht warten. Ich werde also früher beginnen, Madame Blair die schönen Gliedmaßen ein wenig zu stutzen.“

„Hören Sie, ich weiß nicht wer Sie sind und warum Sie das tun, aber ich versichere Ihnen, die Überweisung ist bereits in Arbeit. Matisse muss Verkäufe tätigen, um das Geld zusammenzubekommen. Das geht nicht so schnell.“

„Papperlapp. Er weiß lange genug, was ich von ihm will, konnte sich vorbereiten. Und jetzt verpisst euch!“

„Ich weiß nicht, was Sie für Hirngespinnste sehen. Wir wissen ja gar nicht, wo Sie sind. Ich habe nur eine Bitte: Verschonen Sie Frau Blair! Ich verspreche Ihnen, dass wir all Ihre Forderungen fristgemäß erfüllen.“

„Das will ich hoffen. So, und jetzt Schluss mit dem Palaver. Ich lass mich von dir nicht für dumm verkaufen. Allerdings kommt mir eine Idee. Wenn ihr schon mal hier seid, dann tretet doch einfach hübsch mit erhobenen Händen aus eurem Gebüsch, dort an der Ecke. Du und Matisse. Ich werde euch nichts tun. Noch nicht. Ich will euch nur etwas zeigen. In der Hoffnung, dass das eure Kooperationsbereitschaft fördert und das Tempo der Auszahlung ebenfalls.“

„Reden Sie Klartext.“

„Kommt einfach rüber ans Schaufenster und schaut's euch an. Zu zweit und unbewaffnet. Vorher schickt ihr alle Gorillas nach Hause. Auch den Kasper, der hier nebenan so tut, als ob er etwas vermisst. Sagt ihm schöne Grüße, mein Fadenkreuz liegt präzise auf seiner Stirn. Ich

gebe ihm eine Minute zum Einpacken. Ab jetzt! Sonst spiel ich ihm persönlich das Lied vom Tod. Ich halte immer, was ich verspreche. Verlasst euch drauf! Und jetzt bewegt eure Ärsche.“

Wir gaben den Wortlaut nahezu eins zu eins an die anderen weiter. Sie zogen sich zum Sammelpunkt zurück. Mit Ausnahme von Marlowe. Kaum außer Sichtweite des Marktes, warf er sich auf den Boden und robbte in unsere Richtung.

Wir legten unsere Waffen so am Gebüsch nieder, dass er sie leicht ergreifen konnte, hoben die Hände und traten auf die Straße. Ob Calderón uns wirklich gesehen hatte oder nicht, ob sie Komplizen besaß, die womöglich auf umliegenden Grundstücken postiert lagen, war nicht von Belang. Wir mussten uns vergewissern, worum es ihr ging. Langsam näherten wir uns der Vorderfront mit den großen Fenstern. Von Scheiben konnte keine Rede mehr sein. Der Druck der Hochwasserfluten war stärker gewesen. Größtenteils jedenfalls. Den Rest hatten Plünderer erledigt. Einige wenige Scherben steckten wie Haifischzähne in den verbogenen Rahmen. Drinnen im Raum war es stockdunkel. Erst nachdem wir die Treppen am Eingang erklommen hatten und im Schatten des überstehenden Daches unmittelbar vor den Fenstern anlangten, vermochten wir Einzelheiten auszumachen. Einzelheiten, die uns das Blut in den Adern gefrieren ließen.

Etwa zehn Meter von uns entfernt im Gebäudeinneren stand ein Gabelstapler. Seine Hebearme waren bis fast unter die Decke in die Höhe gefahren. An jedem dieser beiden Arme hing eine Frau. Hände und Füße mit Kabelbindern zusammengeschnürt. Schwarze Tape-Streifen auf den Mündern. Sie hingen da mit dem Rücken zur Erde wie tote Rehe oder Hirsche, die der Jäger mit allen vier Beinen an einer starken Stange befestigt hatte, um sie mit seinem Gehilfen besser nach Hause tragen zu können. Bis auf den freien Kopf absolut unfähig, sich zu bewegen. So wie Calderón sie angebunden hatte, mussten sie große

Schmerzen leiden. Aber immerhin, sie lebten. Eine von ihnen war Corinne. Die zweite: Chiara.

„Keinen Schritt näher! Keine Dummheiten.“ Ohne Telefon kam mir die Stimme seltsam bekannt vor. Obwohl sie verstellt und offenbar durch eine Art Flüstertüte geschickt wurde.

Terri bedeutete mir, der Weisung Folge zu leisten. Auf meiner Stirn tanzte eine rote Lasermarkierung. Ihre Quelle befand sich im Dunkel hinter den beiden Frauenkörpern. Wahrscheinlich auf dem Stapler. Wären wir mit unseren Schnellfeuerwaffen vorgegangen, hätten wir zuerst Corinne und Chiara getroffen. Wenn nicht direkt, dann durch Querschläger. Zwei menschliche Schutzschilde.

„Mit Visconti hattet ihr vermutlich nicht gerechnet, oder? Ich auch nicht. Die dumme Pute glaubte, mich austricksen zu können. Im Ernst, die kleine Nutte ist cleverer als ihr alle zusammen. Nicht clever genug für mich. Pech für sie, gut für mich. Nun, ich denke ich starte in Kürze mit dem Schlachtfest. Sagen wir in einer Stunde. Gegen sechs. Dann ist Visconti die erste, der ich ein Ohrläppchen abknipse. Um keine zu vernachlässigen schneide ich wahrscheinlich lieber gleich im Zehnmittelfinger. Immer abwechselnd rechts und links. Gerechtfertigt verteilt. Wobei ich mir die lebenswichtigen Organe erst ganz zum Schluss vornehme. Die Damen sollen schließlich möglichst lange etwas von dem Spaß haben.

Apropos Spaß. Dass ich keinen verstehe, solltet ihr jetzt zur Genüge erlebt haben. Geht, ihr seid entlassen! Master Matisse, ich überprüfe mein Konto permanent. Du hast wie gesagt knapp eine Stunde, dann fliegt das erste Ohrläppchen auf den Asphalt. Schön blutig und warm. Aber lass dir ruhig Zeit. Ich freu mich schon, den beiden Schnepfen ihre hübschen Bäuche aufzuschlitzen. Wird hier drin spätestens heute Abend wie im Schlachthaus aussehen. Sehr amüsant. Und jetzt macht, dass ihr wegkommt und die Überweisung tätigt.“ Ein dumpfes Ploppen. Splittern. Vor uns sauste eine spitze Scherbe, letztes Rudiment der

früheren Scheibe, krachend zu Boden. Ein fast gleichzeitig ertönendes Klicken sagte uns, dass sie ihr Gewehr sofort nachgeladen hatte. Ich sah den roten Punkt über meinen Körper huschen. Nichts wie weg! Den toten Biker ließen wir liegen. Ihn mitzunehmen wäre falsch verstandene Menschlichkeit gewesen. Für spätere polizeiliche Ermittlungen war es wichtig, dass ihn die Beamten im Originalzustand vorfanden.

Nach diesem Erlebnis blieben wir lange stumm. War es möglich, dass ein Mensch so unbeschreiblich grausam sein konnte? Natürlich. Jeder kennt solche Geschichten aus der Zeitung oder dem Fernsehen. Da sind sie schockierend. Mehr nicht. Eine Meldung jagt die nächste. Das hat nichts mit persönlichen Gefühlen zu tun. In unserem Fall sah die Sache anders aus. Ich hätte im Moment nicht mit Sicherheit zu sagen gewusst, für welches der beiden Opfer ich mehr empfand. Terri Matisse erging es nicht anders. Beide trugen wir ein gerüttelt Maß Mitschuld, dass es soweit gekommen war. Wir mussten handeln. Nur wie? Matisse ergriff als erster das Wort, sobald wir außer Sicht und Schussweite bei unserm Detektiv anlangten.

„Haben Sie sie erkannt?“ Ich verneinte.

„Allerdings kam mir ihre Stimme bekannt vor. Ich weiß nur nicht woher.“

„Bei mir war es weniger die Stimme als zuvor draußen an den Mülltonnen die Figur der Frau. Ich muss sie schon einmal gesehen haben. Vielleicht in Córdoba. Aber, um ganz ehrlich zu sein, nachdem wir Chiara mit unseren Verdächtigungen Unrecht getan haben: Ist es wirklich eine Frau? Ich hab mal gehört, dass im Film alte Hexen meist von Männern gespielt und gesprochen werden. Jeder mittelmäßig begabte Schauspieler gibt mit gebeugtem Rücken und Kissen unterm Pullover den hässlichen Zwerg. Irgendwie will es nicht in meinen Kopf, dass eine Frau einer anderen so etwas antun kann. Ich kann und will es nicht glauben.“

„Womit wir wieder ganz am Anfang stünden.“ Ich nickte. Marlowe hatte in der Zwischenzeit das Scharfschützengewehr auf seinem Stativ neu ausgerichtet. Er hatte eine wirklich perfekte Schussposition gefunden. Einen Standort, den Calderón beim besten Willen nicht einsehen konnte. Wogegen er seinerseits durch das Zielfernrohr die gesamte vordere Grundstücksfront im Auge behielt. Jetzt hob er den Kopf.

„Mann oder Frau, das bringt uns nicht weiter. Da drin leiden zwei unschuldige Ladies. Was gedenken Sie zu unternehmen?“ Matisse räusperte sich.

„Wir dürfen kein weiteres Risiko eingehen. Ich werde als erstes die Überweisung tätigen. Mir ist das Geld gleichgültig. Danach werden wir sehn, wer wem das Lied vom Tod spielt. Unter gar keinen Umständen darf Corinne und Chiara etwas geschehen. Jedenfalls nicht mehr, als ohnehin schon.“ Er griff zum Telefon.

Drei unserer Helfer und uns selbst verteilten wir anschließend so, dass wir von sechs Standorten aus das Gelände des Marktes lückenlos einsehen konnten. Mein Sektor befand sich auf der Rückseite, gegenüber der Laderampe mit dem rostigen Getränkelaster. Wir blieben in ständigem Funkkontakt.

Die anderen acht postierten sich in nordwestlicher Richtung am Hayne Boulevard sowie an den beiden nächstliegenden Autobahnauffahrten zum Expressway. Wir hatten zwar keine Ahnung, wie Calderón nach Erhalt des Geldes die Flucht antreten würde. Der rostrote Sportwagen war nirgendwo zu sehen. Vielleicht standen ihr andere Möglichkeiten zur Verfügung. Aber dass sie sich in Richtung des nahen Flugfeldes bewegen würde, schien uns ausgemacht. Und dafür kamen nun einmal nur diese zwei Routen infrage: über den Eastern Expressway südlich von uns oder über den Hayne Boulevard im Norden. Von allen anderen Straßen musste sie über kurz oder lang auf eine dieser beiden abbiegen. Selbst wenn sie sich für einen der kleinen Flughäfen im Südwesten oder

für den „Louis Armstrong International Airport“ entscheiden würde. Es existierte kein Weg außer diesen aus dem Mississippidelta heraus.

Sobald das Geld auf dem Konto der Entführerin angekommen und die Frauen frei wären, wollten wir die Polizei einschalten. Marlowe hielt diese Wartezeit für leichtsinnig, umso mehr, als es schon einen Toten gegeben hatte, fügte sich allerdings.

Calderón ließ sich Zeit. Die Minuten verstrichen wie kleine Ewigkeiten. Kein Anruf. Zwanzig nach fünf, halb sechs, dreiviertel. Längst hatte Terris Treuhänder die Überweisung bestätigt. Alles war auf direktem elektronischem Wege erfolgt. Wenn die Erpresserin tatsächlich ihr Konto via Laptop und Internet im Auge behielt, musste sie wissen, dass wir ihre Forderungen erfüllt hatten.

Zehn Minuten vor Ablauf der Frist beschlossen wir, nicht länger zu warten. Wir mussten die Frauen retten. Wozu hatten wir alle beim Militär gedient? Auch wenn das schon eine Weile zurück lag. Fahrradfahren verlernt man auch nie. Wie Marines im Dschungel, robbten wir auf unser Ziel zu. Jeder einzelne auf sich allein gestellt. Jede sich bietende Deckung nutzend, um möglichst lang unsichtbar zu bleiben. Was einigermaßen gelang, bis wir die Zufahrt zum Parkplatz und zur Rampe erreicht hatten. Hier warteten wir auf Terris Zeichen. Wenn wir dann losrannten, konnte selbst eine sehr geübte Schützin, vorausgesetzt, sie stünde mit freiem Schussfeld in alle Himmelsrichtungen auf dem Dach, maximal drei von uns erwischen. Die Verbliebenen hatten sie zu erledigen und die Frauen zu befreien. So sah es der Plan vor.

Ein Blick zur Uhr. Eine Minute vor sechs. Komm schon, Terri, dachte ich bei mir. Wenn wir jetzt nicht zuschlagen, könnte es für Chiara zu spät sein. Das Funkgerät knarzte, wurde allerdings im gleichen Augenblick von einem lauten metallenen Krachen und Scheppern übertönt. Ich sah auf. Das Scheppern rührte von der Rückwand des Getränkelasters her. Sie war auf die Rampe gekippt. Aus dem Innern des Schrotthaufes schoss mit röhrendem Motordröhnen ... der Mercedes. Er

raste über die schmale Rampe an den fünf Toren vorbei, flog förmlich die Zufahrt hinunter und drehte sich mit quietschenden Reifen auf die Fahrbahn Richtung Lake Pontchartrain. Dicht vor meinen Augen.

Nach einer ersten Schrecksekunde fühlte ich mich rasch wieder als Herr der Lage. Ich riss die Schnellfeuerpistole hoch und ... ließ sie im nächsten Moment sinken. Dafür brüllte ich ins Funkgerät:

„Nicht schießen! Sie hat eine Geisel!“ Calderón hatte die Scheibe zum Beifahrersitz herunter gelassen. Für einen kurzen Augenblick sah ich Chiaras wunderschöne, dunkle Augen. Augen voller Verzweiflung, Schmerz, Wut und ... ich zögerte den Satz zu Ende zu denken. Aber ich hatte in diesen Sekundenbruchteilen tatsächlich noch etwas anderes wahrgenommen: Entschlossenheit. Ja, Entschlossenheit! Wozu auch immer. Ich hoffte inständig, sie möge keine Dummheiten machen.

„Ziel auf die Reifen!“ tönte es zur Antwort aus dem Gerät. Zu spät, dachte ich. Laut sagte ich:

„An alle Einheiten. Calderón fährt zum See. Hayne Boulevard. Marlowe, machen Sie Meldung bei der Polizei.“

Da ich nicht die Spur einer Chance sah, den Sportwagen mit unserem zwei Straßen weiter abgestellten Pickup einzuholen, rannte ich zur Vorderseite des Marktes. Terri hatte die gleiche Idee. Ich erreichte den früheren Verkaufsraum kurz nach ihm. Corinne lag in seinen Armen und schluchzte. Außer den blutenden, tief ins Fleisch eingeschnittenen Wunden, die die Kabelbinder an Armen und Beinen hinterlassen hatten, schien sie Gott sei Dank unversehrt.

„Können Sie Motorrad fahren?“ fragte Matisse.

„Ich hatte mal ein Moped.“

„Eine Harley funktioniert kaum anders. Schnappen Sie sich die Mühle. Den Helm hat Frank an den Lenker gehängt. Ich bringe Corinne ins Krankenhaus.“ Der Detektiv schnaufte um die Ecke.

„Ich ... ich ...“, keuchte er, „ich fahre mit!“ Es dauerte eine Weile, bis ich heraus hatte, wo bei der schweren Maschine die Gänge lagen.

Danach kam ich ganz leidlich mit dem Gerät klar. Einzig Marlowe nervte. Er hielt mich von hinten eng umklammert, jammerte, weil er ohne Helm fahren musste und gab überflüssige Ratschläge. Ich versuchte, die Sache positiv zu sehen. Immerhin konnte er so für uns den Funker spielen und notfalls vom Rücksitz aus das Feuer eröffnen.

Unsere Teams am See bestätigten, was Terri vermutet hatte. Calderón war nach Westen abgebogen. Dorthin, wo sich der Lakefront Airport befand. Sie hatten sie nicht aufhalten können. Ich gab Vollgas.

Officer Smith blickte verträumt aus dem Fenster. Endlich ein Einsatz, bei dem er seine Qualitäten unter Beweis stellen konnte. Ein Einsatz, den er sich höchstselbst verordnet hatte. Ein Urlaub, ganz nach seinem Geschmack! Er überprüfte den Sitz seines Pistolengurtes. Genügend Ersatzmagazine trug er ebenfalls bei sich. Alles Privatbesitz. Wozu brauchte er die FBI-Kanone? Seine eigene war ohnehin besser. Konnte nichts schief gehen.

Den Informationen nach, die ihm sein Freund Merediths M. Marlowe permanent übermittelte, entwickelten sich die Dinge in New Orleans dramatisch. Natürlich hatte er zunächst gründlich recherchiert, wo genau dieses Little Woods lag. Einem erfahrenen Polizisten konnte dabei nicht entgehen, dass es ganz in der Nähe diesen kleinen Flughafen gab. Der war für seine Zwecke natürlich tausendmal besser geeignet als der große „Louis Armstrong International Airport“ im Westen. Von dort im Berufsverkehr quer durch die ganze Stadt? Er hätte den Tatort vermutlich erst erreicht, wenn alle Messen gelesen waren. Das kam nicht infrage! Dummerweise flogen den Lakefront Airport kaum Linienmaschinen an. Smith hatte keine Sekunde gezögert. Urlaub hin oder her. Das Ergebnis würde sein Handeln rechtfertigen.

Mit einem fröhlichen „FBI. Im Namen der Regierung, ihre Maschine ist beschlagnahmt!“ vergatterte er eine altersschwache Propellermaschine nebst ihrem Hobbypiloten zum Dienst für Volk und Vaterland.

Der klapprige Seelenverkäufer wurde von jedem Windstoß heftigst durchgeschüttelt und geriet dabei einige Male ins Trudeln. Anfangs war dem Officer deshalb übel geworden. Aber mit der Zeit gewöhnte er sich daran und genoss den Ausblick. So niedrig flog kein Jumbojet. Bei dieser Maschine ließen sich sogar gelegentlich die Fenster öffnen, um besser nach unten sehen zu können. Genial! Smith entdeckte völlig neue Ansichten seines schönen weiten Landes. Natürlich dauerte der Flug erheblich länger als sonst. Dafür ging das Ein- und Aussteigen schneller. Nach Lage der Dinge würden sie gegen 18.00 Uhr Ortszeit landen. Wenn die letzte Ansage seines Gewährsmannes stimmte, kam er genau rechtzeitig zum großen Show down. Bestens. Officer John Smith rieb sich die Hände.

Chiaras Gelenke schmerzten unerträglich. Calderón hatte ihr nur die Fußfesseln leicht gelockert, um sie nicht zum Wagen tragen zu müssen. Trotzdem war es unglaublich schwierig und mit den tiefeingeschnittenen Fleischwunden geradezu mörderisch, sich durch die enge Hintertür neben der Rampe aus dem Markt zu zwängen und von dort hinauf auf den Lastwagen beziehungsweise ins Fluchtfahrzeug zu klettern. Es gab nur diesen einen Weg, unbeobachtet zu verschwinden. Calderón hatte ihr gesagt, sie habe die Tortur allein Terri und Martin zu verdanken. Chiara hätte die Schlampe ausgelacht und angespuckt, wäre ihr Mund nicht mit Tape verbunden gewesen.

Vom Wagen aus konnte sie einen Blick von Martin auffangen. Sie hatte gesehen, wie er die Maschinenpistole hob und wieder senkte. Spätestens da wurde ihr klar, dass sie auf Befreiung allein durch die Männer nicht rechnen durfte. Sie würden es nicht riskieren, das Feuer auf den Wagen zu eröffnen, solange sie darin saß. Es gab nur eine Möglichkeit. Chiara musste sich selbst etwas einfallen lassen. Immerhin hing sie hier auf dem Beifahrersitz nicht mehr ganz so hilf- und bewegungslos wie am Gabelstapler. Trotz der Schmerzen.

Calderón konzentrierte sich auf den dichten Feierabendverkehr. Der wälzte sich zu ihrem Bedauern nicht nur aus der City heraus in die östlichen Wohngebiete. Auch in die Gegenrichtung waren viele unterwegs. Leute, die in den Gewerbegebieten arbeiteten und in der Stadt wohnten, andere die den Feierabend nutzen wollten, um zu shoppen oder sich im French Quarter mit Freunden zu treffen. Calderón kam längst nicht so flott voran, wie es ihr lieb war. Glücklicherweise stand ihr Jet aufgetankt und startklar vorm Hangar. Erst einmal dort und die Plage Visconti vom Hals, würde sie niemand mehr aufhalten. Im internationalen Luftraum war sie gerettet. Erste Station: Kuba. Alles andere würde sich ergeben.

Chiara bewegte sich ganz langsam. Natürlich war es ihr unmöglich, die Kabelbinder zu durchtrennen, mit denen sie am Griff über der Tür festgehalten wurde. Die Frage lautete, wie haltbar sich besagter Griff erwies? Vorsichtig prüfte sie ihre Fußfesseln. Keine Chance. Es gab aus ihrer Sicht nur eine Lösung: Sie musste sich trotz der dann sicher noch viel brutaleren Schmerzen mit beiden Füßen gegen die Tür stemmen und mit den Händen versuchen, den Griff aus seiner Verankerung zu reißen. Es kam auf den richtigen Moment an.

Chiara hörte, wie Calderón leise fluchte. Beim Blick in den Rückspiegel bemerkte sie, wie sich ein Motorrad unaufhaltsam durch die Fahrzeuge hinter ihnen schlängelte. Näher und näher. Sie konnte das Gesicht unterm Helm aus der Entfernung nicht erkennen. Ihr Gefühl sagte ihr aber, dass das Motorrad und Calderóns Fluchen in einem Zusammenhang stehen mussten. Sollte das bereits der richtige Moment sein? Nein. Es wäre hochriskant, geradezu tolldreist, hier auf dem übervollen Boulevard bei voller Fahrt aus dem Wagen zu springen oder einen Unfall zu provozieren. Chiara zwang sich zur Geduld.

Vorn rechts kam der Flughafen Lakefront in Sicht. Auf den Straßenschildern stand jetzt „Stars and Stripes Boulevard“. Auch wenn Calderón nichts gesagt hatte, ahnte die junge Frau längst, wohin die Reise ging. Viel Zeit blieb nicht mehr. Sie musste eine Entscheidung treffen. Auf Gnade brauchte sie nicht hoffen. Im Gegenteil. Die Killerin konnte sie gar nicht lebend laufen lassen, denn ihr musste klar sein, dass sie von Stund an auf Leben und Tod gejagt würde. Chiara brannte auf Rache. Nie zuvor fühlte sie sich dermaßen gedemütigt.

Das Motorrad kam näher. Der Mann am Steuer, das konnte nur ... War der Kerl wahnsinnig? Chiara hätte es verstanden, wenn einer von Terris Bodyguards mit seinen einschlägigen Erfahrungen ... Das waren junge, stahlharte Typen. Durchtrainiert. Aber ausgerechnet Martin? Lebensmüde, konstatierte sie lakonisch. Dass er es für sie tat, machte die Sache nicht besser. Auch wenn ihr der Gedanke durchaus gefiel. Wie auch immer, jetzt bestand wieder etwas Hoffnung.

Die Zufahrt zum Airport kam in Sicht. Calderón sortierte sich in die rechte Spur. Ich fuhr links seitlich hinter dem Sportwagen. Chiara konnte mich jetzt direkt sehen, wenn sie den Kopf drehte. Sie musste meinen Sozius auf dem Rücksitz bemerken. Ich gab ihr ein Zeichen, nicht zu erschrecken. Marlowe hob seine Waffe und zielte auf die Hinterreifen. Bevor er abdrücken konnte, riskierte Calderón ein gewagtes Manöver. Sie bremste abrupt. Mitten im dicksten Gedränge. Ich konnte nur mit Mühe reagieren, schoss mit unserer Harley am Wagen vorbei und kam ungewollt fast auf gleiche Höhe. Ruckartig zog sie den Wagen nach links auf meine Spur. Ich musste ausweichen. Wir gerieten heftig ins Schlingern.

Für einen Augenblick glaubte Chiara, die beiden Männer würden auf die Fahrbahn stürzen und vom Verkehr überrollt werden. Martin konnte seine Harley zu ihrer Erleichterung im letzten Moment abfangen und

fand ganz links eine Lücke. Womit er aber nun soweit abgedrängt wurde, dass er keine Chance mehr hatte, die Ausfahrt zum Flughafen zu erreichen. Calderón ihrerseits stieg aufs Gas, um mit vollem Schub von der Mitte über die rechte Spur vor dem nachfolgenden Fahrzeug abzubiegen. Bremsen quietschten. Es krachte. Offenbar hatten es einige weiter hinten fahrende Autos nicht rechtzeitig geschafft, auf die überraschende Entwicklung zu reagieren.

Irgendwo in der Ferne jaulten Polizeisirenen auf. Blaulicht flackerte. Das konnte keinesfalls der aktuellen Verkehrssituation am Flughafen gelten. So schnell waren die Bullen nicht. Nicht mal in New Orleans. Sollten Terri und Martin das FBI eingeschaltet haben?

Chiara beschloss, dass ihr das egal sein konnte. Die scharfe Rechtskurve presste sie nach links. Der Sportwagen wurde regelrecht von den Fliehkräften ausgehebelt. Die Räder auf der Beifahrerseite verabschiedeten sich vom Asphalt, wirbelten durch die Luft. Der schmale Griff über der Beifahrertür, an dem Chiaras Hände befestigt waren, klappte sich unter ihrem Zug voll aus. Sie nutzte die Gelegenheit. Mit einer blitzartigen Drehung auf ihrem Sitz presste sie die Füße gegen die Tür und stieß sich mit voller Kraft ab. Es knirschte und knackte. Sowohl in ihren Handgelenken als auch am Türrahmen. Chiara schrie vor Schmerz, ließ aber nicht locker. Der Griff brach. Da der Gurt ihre Querbewegung in dieser Lage nicht auffangen konnte, schob sie sich rücklings mit ungebremster Wucht über die Mittelkonsole in die Seite der Fahrerin, riss ihr die Arme vom Lenkrad. Der plötzliche seitliche Druck wurde selbst für so ein flaches, tiefliegendes Coupé zu viel. Es kippte.

Calderón verlor die Kontrolle über ihr Fahrzeug. Es wirbelte herum und überschlug sich mehrfach, bevor es auf dem Dach zu liegen kam. Die Seitenscheiben platzten knallend in tausend kleine Stücke. Calderón quetschte sich durchs Fenster und rannte, ohne sich umzusehen, in

Richtung des Eingangs für Inhaber hier stationierter Maschinen. Einzig eine schmale Handtasche hatte sie gerettet. Aus dieser zerrte sie ihre Papiere und hielt sie den Wächtern unter die Nase.

Der Verkehr auf dem Stars and Stripes Boulevard war inzwischen endgültig zum Erliegen gekommen. In beide Richtungen. Die ersten Polizeifahrzeuge erzwangen sich hupend Gassen und steuerten den Airport an, weswegen es die Sicherheitsleute dort für opportun hielten, Calderón vorerst den Zugang zu verweigern. Eine Fehlentscheidung. Zwei präzise Schüsse aus dem Handtaschenboden später lagen beide mit einem schönen runden Loch in der Stirn am Boden und rührten sich nicht mehr. Ihrem Markenzeichen blieb die Kunstschützin selbst in aussichtsloser Lage treu.

Weil auf dem Boulevard nichts mehr ging, bekam ich mit meinem Motorrad Gelegenheit, nach einer waghalsigen Wende im Zickzack durch die stehenden Autos zur Flughafeneinfahrt zurückzukehren. Ich traf fast zeitgleich mit den Polizisten ein. Erstaunlich, dass sie so bald nach Marlowes Anruf zur Stelle waren. Ich stellte den Motor ab und schob den Detektiv vom Sitz. Der Bursche war kreidebleich. Dann bockte ich die Maschine auf und rannte zum Mercedes. Chiara lag leblos im Wagen. Es war völlig unmöglich, die verbogenen Türen zu öffnen. Vorsichtig zog ich die Frau aus dem geborstenen Fenster. Sie sah furchtbar zugerichtet aus.

„Einen Notarzt!“ brüllte ich Marlowe an. Er telefonierte bereits. Ich hoffte für ihn, dass es mit dem Notarzt war, sonst hätte ich ihn umgebracht. Wie sich später herausstellte, hatte er es in den wenigen Sekunden allerdings ernstlich geschafft, sogar zwei Gespräche zu führen. Eines davon tatsächlich mit der Rettungsstelle. Es ging alles sehr schnell. Die Helfer kamen direkt aus dem Flughafengebäude.

Merkwürdigerweise interessierten sich die Polizisten in den Streifenwagen zunächst keineswegs für den Unglückswagen oder die beiden

toten Wächter. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, jagten sie mit Vollgas durch die bis dahin geschlossenen Tore und rasten aufs Rollfeld.

Genau in diesem Augenblick landete eine ziemlich heruntergekommen wirkende Propellermaschine. Sie rollte in etwa auf jene Stelle zu, die auch Calderóns Ziel zu sein schien und verstellte einem eleganten kleinen Jet, der dort parkte, die Ausfahrt. Aus dem Cockpit sprang ein Mann. Officer Smith, wie ich später erfuhr.

Smith war in den vergangenen Sekunden von seinem Freund Marlowe präzise auf die Dinge eingestellt worden, die ihn erwarteten. Als das von ihm beschlagnahmte Flugzeug in die vom Tower zugewiesene Parkposition einschwenkte, sah Smith Calderón quasi auf sich zu rennen. Er ließ den Piloten stoppen, zog seine Waffe und stürzte nun seinerseits der kleinen dicken Frau entgegen.

„Halt, stehenbleiben, FBI!“ Die Angesprochene eröffnete sofort und ohne Vorwarnung das Feuer. Aus der Bewegung heraus und mit der kleinen Taschenpistole fehlte ihr auf die Entfernung allerdings die gewohnte Präzision. Smith warf sich zu Boden und schoss zurück. Hinter der Flüchtigen quietschten Reifen. Calderón, bereits von Smith getroffen, drehte sich um und nahm nun auch die Streifenwagen unter Beschuss. Die Beamten des New Orleans Police Department blieben ihr keine Antwort schuldig. Ein mörderisches Kreuzfeuer war die Folge. Calderón starb im Kugelhagel der Polizisten.

Merkwürdigerweise interessierten sich die NOPD-Leute nach der Schießerei weniger für die tote Calderón als für ihren Kollegen.

„Officer John Smith! Ergeben Sie sich. Sie sind verhaftet!“ Der FBI-Agent, der sich gerade bedanken wollte, war verblüfft.

„Wieso? Ich dachte, Sie unterstützen mich bei der Jagd nach dieser Verbrecherin?“

„Um die kümmern wir uns später“, bekam er zur Antwort. „Aber als erstes sind Sie fällig, Freundchen. Uns liegt ein Amtshilfeersuchen Ihres

Vorgesetzten Sergeant Wesson aus New York vor. Sie sind verhaftet wegen Befehlsverweigerung, Insubordination und vor allem wegen der Entführung eines zivilen Flugzeuges einschließlich des Piloten. Weshalb Sie schwerbewaffnet auf unserem Flughafen herumballern, behalten wir uns vor, zu einem späteren Zeitpunkt genauer zu untersuchen. Werfen Sie Ihre Knarre auf den Boden. Hierher zu mir. ... Gut so. Und jetzt legen Sie sich flach hin. Arme und Beine schön weit auseinander.“

Ich durchlitt jene Ereignisse wie in Zeitlupe. Wie in Trance. Nachdem ich Chiara dem Rettungsteam übergeben hatte, warf ich einen Blick in den Wagen. Mitten auf dem Fahrzeughimmel, der nun den Boden des umgekippten Fahrzeugs bildete, lag eine voluminöse Aktenmappe. Solides Leder. Ziemlich schwer. Ich blickte mich um. Niemand beachtete mich. Die Polizei war in eine Diskussion mit Smith und Marlowe verwickelt. Sie standen neben der toten Calderón und bemühten sich zu verstehen, was hier soeben vorgefallen war.

Ich öffnete die Mappe. Wie ich vermutete: Die Mappe enthielt sämtliche Daten, die Vandenberg über den Verbleib der Cannes Brillanten gesammelt hatte. Eine ausführliche Dokumentation der Schmuckstücke aus dem Hause Chopard, ihrer Träger auf dem roten Teppich sowie Dossiers der Käufer aus aller Welt. Inklusive der erzielten Gewinne. Teils mit Klarnamen und Adressen, teils verschlüsselt. Was aber letztlich für Kenner der Szene wahrscheinlich keine größere Hürde darstellte. Die Geheimnisse der Codes sollten sich mit Hilfe der sonstigen Fakten leicht knacken lassen. Ein separater Anhang vermerkte die an Vandenberg's Komplizen und Vermittler gezahlten Gewinnanteile und Provisionen. Alles altmodisch handschriftlich notiert oder mit Schreibmaschine getippt, um keine Spuren auf einer Computerfestplatte zu hinterlassen. Ich klappte den Deckel wieder zu.

Chiara wurde soeben auf ihrer Trage in einen Krankenwagen geschoben. Ich reichte die Mappe dem Rettungsassistenten.

„Die gehört ihr.“

„Sind da ihre Papiere drin?“

„Nein, aber wichtige Arbeitsmaterialien, die sie bei sich trug, als sie entführt wurde. Ich nehme an, Chiaras Brieftasche, Geld und Pass sind unterwegs abhanden gekommen.“

„Kennen Sie die Frau?“ mischte sich die Notärztin ein. „Können Sie Angaben zur Person machen?“

„Sie heißt Chiara Visconti. Wohnhaft in New York. Ist eine Freundin von Terri Matisse. Der wird sich auf alle Fälle bei Ihnen melden und Ihnen Näheres sagen.“ Sie notierte sich meine Antworten.

„Und Sie sind?“

„Martin Hall. Anwalt. Aus Deutschland. Leipzig. Ich bin auf Dienstreise in New Orleans. Wo bringen Sie sie hin?“ Sie nannte mir die Adresse eines nahen Krankenhauses, ich gab ihr meine Telefonnummer. Dann brauste der Wagen mit Blaulicht und Sirene davon.

Bei unseren letzten Worten war ein Officer des New Orleans Police Departments zu uns getreten. Er salutierte und bat mich, ihm zu folgen. Er führte mich zu Calderón.

„Diese Männer“, er wies auf Marlowe und Smith, „behaupten, Sie könnten uns mehr über die Person erzählen.“

Ich bejahte. Es handelte sich bei der Toten um unsere charmante Freundin Estefania aus Gibraltar. Das erklärte zwar einiges, vom Verstehen aber war ich in jenem Moment meilenweit entfernt.

Erst später, im Zuge der polizeilichen Ermittlungen, lichtetete sich das Dunkel. Calderón ist das spanische Wort für Pause. Estefania Calderón war mithin identisch mit Paul Vandenberg's vermeintlicher Sekretärin Steffi Pause. Deshalb das „SP“ auf ihrem Nummernschild. Sie war seine graue Eminenz gewesen und verfügte über einschlägige Kontakte zu

weltweit agierenden Verbrechersyndikaten. Vandenberg hatte ihr von Anfang an Einblick in seine Geschäfte gewährt. Vermutlich aus reiner Bequemlichkeit. Er musste sich um nichts kümmern. Sie managte nahezu alle Verkäufe eigenständig und fühlte sich daher von Vandenberg letztlich um die Früchte ihrer Arbeit betrogen. Sie hatte ihren Coup lange vorbereitet, seine Ausführung jedoch immer wieder hinausgezögert. Als das Roberts-Collier mit dem „Blue Sea Star“ in London auftauchte und ich meine Recherchen begann, sah sie die Gefahr heraufziehen, am Ende mit leeren Händen dazustehen. Deshalb schlug sie zu. Als der naive Igor in Vandenburgs Büro auftauchte wurde ihr klar, dass er das schwächste Glied in der Kette war. Von diesem Moment an entfaltete ihr Plan eine gewisse Eigendynamik. Einerseits mussten gefährliche Mitwisser beseitigt werden, andererseits sollte eine gezielte Drohkulisse aufgebaut werden, die sich gegen Terri Matisse wandte und ihn zum Zahlen zwang.

Dies alles konnte ich auf dem Flugfeld des Lakefront Airports am Ufer des Pontchartrain Sees natürlich nicht wissen. Endlose Stunden im Polizeirevier schlossen sich an. Fragen über Fragen prasselten auf mich ein. Was ich hier zu suchen habe, wie ich an das Motorrad gekommen sei, wie ich zu den Herren Smith und Marlowe stünde und vor allem, wieso ich der Leiche gefolgt sei.

Terri Matisse erwies sich als fair und mutig. Obwohl durchaus nicht abzusehen war, wie die Sache für ihn ausgehen würde, tauchte er nicht unter sondern meldete sich schon bald auf dem Revier, um den Beamten Rede und Antwort zu stehen. Vorerst gab es allerdings keine Probleme. Weder der Detektiv noch der FBI-Mann wussten über seine Rolle Bescheid. Mich konnte niemand zwingen, gegen meinen Mandanten auszusagen und Calderón war tot. Trotzdem zogen sich die Befragungen hin.

Erst in den frühen Morgenstunden durften Terri und ich endlich zu Corinne und Chiara ins Krankenhaus. Die beiden Frauen lagen auf der Intensivstation des Tulane University Hospitals. Diese Uniklinik ganz in der Nähe unseres Hotels verfügt über einen brillanten Ruf. Ihre Notärzte und Chirurgen zählen zu den besten in ganz Louisiana. Sie hatten ihre Patientinnen in ein künstliches Koma versetzt. Erste Notoperationen waren sofort vorgenommen worden.

Wir standen an der Scheibe zu ihrem Zimmer und sahen auf die beiden geschundenen Körper. Dicke Verbände zierten Arme und Beine. Chiara trug zusätzlich einen Turban.

Wie uns eine Ärztin sagte, hatte sie durch den Autounfall heftige Verletzungen im Kopf-, Hüft- und Schulterbereich davongetragen. Glücklicherweise könne sie eine künftige Querschnittslähmung ausschließen. Auf alle Fälle würden beide Frauen länger unter Beobachtung bleiben müssen. Unter Umständen seien weitere Operationen unvermeidlich. Es empfehle sich nach so einer brutalen Entführung außerdem psychologische Betreuung. Sie seien sicher traumatisiert.

Nach einer Weile hielt ich die Stille neben Terri nicht mehr aus. Ich räusperte mich.

„Und nun?“

„Was denken Sie?“

„Im Prinzip müssten Sie nicht untertauchen. Außer Chiara, Corinne und mir weiß kein Mensch von Ihrem Doppelleben.“

„Irgendwann werden Pauls Unterlagen auftauchen. Wir kommen sicher darin vor. Der Kerl war ein Bürokrat.“

„Sie sind bereits aufgetaucht. Chiara hat sie.“

„Chiara?“ Verblüfft sah er mich an. Ich grinste.

„Ich gehe mal davon aus, dass wir den Ladies morgen frische Sachen bringen dürfen. Sie sollten bei der Gelegenheit ihren Spind inspizieren. Ich hoffe, dass die Sanitäter in dieser Stadt zuverlässig sind.“ Ich hatte mich nicht getäuscht. Sie waren es.

Der Rest unserer Geschichte ist schnell erzählt. Nachdem geklärt war, dass keiner von uns schuld am Tod eines der Opfer dieses denkwürdigen Tages gewesen sein konnte, wurden sämtliche vorsorglich erhobenen Klagen gegen Terri, seine Männer und mich fallengelassen. Einzig der Vorwurf beabsichtigter Selbstjustiz stand weiter im Raum. Eine Bagatelle im Staat Louisiana. Corinne und ich erhielten die Erlaubnis, das Land zu verlassen. Die Amerikaner betrachteten die verbleibenden offenen Fragen als innereuropäische Angelegenheit. Dafür sahen sie sich nicht zuständig.

Für Terri Matisse hätte damit alles beim Alten bleiben können. Allein, er wollte nicht mehr. Er beauftragte seinen Treuhänder, alle verbliebenen und liquiden Unternehmensteile in eine Stiftung zu überführen, deren Erlös Kindern in Not zugute kommen sollte. Er selbst behielt nur einen geringen Teil seines Privatvermögens. Ich erfuhr nie, ob er die an Calderón gezahlten Millionen zurück erhielt. Ich glaube jedoch, er war froh, die Last der geraubten Schätze mit Zins und Zinseszins los zu sein.

Marlowe bot ich an, einen gemeinsamen Gerichtstermin mit Wladimir Jegorenkow und Pawel Transhev in Berlin wahrzunehmen. Es waren außerdem Anwälte von Lloyd's und Chopard, Vertreter der Staatsanwaltschaft Grasse sowie weiterer interessierter Seiten anwesend. Ich erläuterte meinen Vorschlag und legte den Herrschaften die sichergestellten Papiere vor. Bereinigt um jene Seiten, die Chiara und Terri belasteten. Die Klagen gegen meine Mandanten wurden fallengelassen.

Marlowe erhielt den Auftrag, gemeinsam mit seinem neuen Partner John Smith die Listen gründlich aufzuarbeiten. In Zusammenarbeit mit Interpol sollten die Beiden helfen, wirklich alle Schmuckstücke, die 1999 während des Filmfestivals in Cannes gestohlen wurden, zurückzuholen. Das war vor allem der Versicherung wichtig. Die zuständige

französische Staatsanwaltschaft interessierte sich mehr für eventuelle weitere Fehler und deren Kundschaft.

Der holländischen, britischen und spanischen Polizei wiederum gelang es in den folgenden Tagen, die Ereignisse von Amsterdam, Gibraltar und Córdoba zu rekonstruieren und die Morde eindeutig Estefania Calderón alias Steffi Pause zuzuordnen. Mehrere Konten sowohl von ihr als auch ihren Opfern konnten beschlagnahmt werden. Meine amerikanischen Kollegen, die für Terri Matisse arbeiteten, erstritten aus den dort aufgehäuften illegalen Geldern ordentliche Entschädigungen für die beiden entführten Frauen.

Was die Aufklärung des ursprünglichen Falles, des Diebstahls der Cannes Brillanten aus dem Hotel Martinez, betraf, schien den Ermittlern und der Staatsanwaltschaft Grasse die Sache klar. Sie gingen davon aus, dass es sich bei den drei damals von Zeugen beschriebenen Feuerwehrleuten um die Herren Vandenberg, Brown und den Ukrainer Igor handeln müsse. Als Verbindungsglieder zum schwarzen Markt standen Campbell und vor allem Pause-Calderón fest.

Dass manchen Zeugen im Hotel eine attraktive Hostess aufgefallen war, über deren wohin und woher an diesem Tage die dortige Geschäftsführung keine Auskunft geben konnte, von der sie nur wusste, dass sie zuvor bereits eine Zeitlang ausgeholfen hatte, war schon seit längerem als unbedeutend abgetan worden. Groupies der Stars schafften es mit fantasievollen Tricks immer wieder, zum Allerheiligsten vorzudringen. Womit die Akten des legendären Falles endlich geschlossen werden konnten. Aufgeklärt. Verbleib der geraubten Schmuckstücke weitgehend bekannt. Happy End! Wie es sich für einen guten Film gehört.

Mehrere Produzenten aus Hollywood und Frankreich gaben deshalb umgehend Drehbücher für Thriller zu diesem Thema in Auftrag. Ein regelrechter Wettlauf setzte ein. Den Sieger würde das geschätzte Publikum vermutlich bereits im kommenden Jahr in Cannes an der

Croisette bewundern können. Mit viel Prominenz auf dem roten Teppich. Natürlich exklusiv geschmückt vom Schweizer Edeljuwelier Chopard.

Vom freien Willen und anderen Unwägbarkeiten

Corinne flog, nachdem sie das Krankenhaus verlassen durfte, nicht sofort mit mir zurück nach Deutschland. Sie war einer Einladung Terris in sein Farmhaus am Mississippi gefolgt.

Chiara blieb wesentlich länger in stationärer Behandlung. Ich besuchte sie regelmäßig. Ihre schweren Verletzungen verheilten nur langsam. Es waren mehrere komplizierte Operationen nötig gewesen, sie zu retten. Die Lady hatte großes Glück gehabt. Es hätte schlimmer ausgehen können. Viel schlimmer.

Als sie weitestgehend wiederhergestellt war und ich die meisten unserer Probleme aus der Welt geschafft hatte, trafen wir uns alle vier bei Terri. Bäume, Sträucher und Kletterpflanzen im weitläufigen Park am „Old Man River“ leuchteten in weichen, goldgelben, weinroten und erdbraunen Farbtönen. Dazwischen die immergrünen Fächer hoher Palmen und strahlend weiße Kieswege. Die kleinen Wellen des breiten Stromes blitzten und blinkten im Licht der tiefstehenden Herbstsonne. Wir genossen das traumhafte Panorama, das sich uns von der breiten Balustrade im ersten Stock des Matisse-Familiensitzes darbot. Ich konnte kaum glauben, dass Terri dies alles aufzugeben willens war. Aber er meinte es wirklich ernst. Er wollte einen Neustart wagen. Vollständig. Radikal.

„Es muss sein! Mein Entschluss steht fest. Ich habe in Paraguay eine Ranch gekauft. Überwiegend Rinderzucht, bisschen Futteranbau. Auf dem Gelände stehen ziemlich heruntergekommene Stallungen. Die reißen wir weg und bauen sie neu. Dazu ein Häuschen für unsere kleine Familie. Natürlich mit Atelier für Corinne. Alles einfach und praktisch, nicht so feudal wie hier.“

„Wir? Familie? Was habe ich verpasst?“ Chiara setzte verblüfft ihr Whiskyglas ab. Corinne sah mich an.

„Bitte vergib mir, Martin! Terri hat um meine Hand angehalten und ich habe ja gesagt. Ich glaube, bei ihm in Südamerika kann ich glücklicher werden als in Deutschland. Mit uns beiden, das war schön. Phänomenal! Aber auf Dauer? Du mit deinem unsteten Leben, ich mit meiner Sehnsucht nach einem ruhigen Flecken, an dem ich ganz meiner Kunst leben kann. Und unserem Kind.“ Sie wendete sich Matisse zu. Er küsste sie zärtlich. Jetzt war es an mir, erstaunt zu sein. Dass ausgerechnet sie sich nach Ruhe sehnte, hörte ich zum ersten Mal.

„Du erwartest ein Kind?“ Sie nickte.

„Ja. Bist du mir jetzt böse, Mäuschen?“ Nein, böse konnte ich dieser Frau nicht sein. Wenngleich ich nun doch so etwas wie Eifersucht in mir spürte. Verrückt nur: Eigentlich hatte ich ihr erklären wollen, dass es mit uns beiden in einer festen Beziehung wohl nicht gut ginge. Nun war sie mir zuvor gekommen. Ich verdrängte das Gefühl von gekränkter Eitelkeit und wünschte den Beiden alles Glück der Welt. Chiara schloss sich an.

Später am Abend, die Sonne war tief im Westen hinterm Horizont verschwunden, zogen sich die Brautleute ins Innere des großen, prachtvoll ausgestatteten Südstaatenpalais zurück. Chiara und ich standen am Geländer und sahen auf den Fluss hinüber. Fast so wie damals auf dem Schaufelraddampfer. Nur war es diesmal Chiara, die meine Hand ergriff.

„Danke!“ sagte sie.

„Wofür?“

„Für alles. Du hast dein Leben für mich riskiert, deinen Beruf aufs Spiel gesetzt. Du riskierst noch immer viel, weil du mich nicht verrätst.“

„Nicht der Rede wert.“

„Doch. Auch deine Besuche im Krankenhaus, die haben mir Kraft gegeben. Kraft, dieses ganze Martyrium durchzustehen.“ Ich legte meinen Arm um sie.

„Mädchen, dafür musst du mir nicht danken. Auch wenn ich immer noch herzlich wenig von dir weiß, eines ist mir klar geworden: Dich

kennengelernt zu haben, zählt zu den wichtigsten Erfahrungen meines Lebens.“

„Es tut mir leid. Ich hab dich damals stehen gelassen. Ich bin es einfach nicht gewohnt, mich jemandem anzuvertrauen. Ich schätze, ich stehe in deiner Schuld.“

„Vergiss es. Eher muss ich Abbitte leisten. Immerhin hätte ich dich fast für eine brutale Mörderin gehalten.“ Sie schmiegte sich an mich.

„Und wenn ich eine wäre?“

„Ich könnte es kaum ändern.“

„Du bist der seltsamste Mensch, den ich je kennengelernt habe, Martin. Sieht man mal von Terri ab, wollten mich alle Männer, die mir begegneten, irgendwie erziehen. Ich lass mich aber nicht gern verbiegen.“

„So wie du bist, bist du perfekt. Für mich jedenfalls. Wenn du lernst, sorgsamer mit deinem Leben, mit deinem Körper umzugehen, müsste ich mir nicht mal mehr Gedanken um dich machen.“

„Na das wäre aber zu viel des Guten! Du und dir keine Gedanken machen? Das wollen wir doch nicht. Dir würde was fehlen.“ Sie lachte.

„Du kleiner Mistkäfer!“ Ein Wort gab das andere und irgendwann landeten wir engumschlungen nebeneinander in Chiaras Bett.

Verschwitzt, erschöpft, glücklich. Wir lauschten in die Stille der Nacht hinein, genossen das Konzert der Insekten.

„Martin?“

„Ja?“

„Was meinst du, ...“

„Wozu?“

„Lass mich ausreden. Ich finde, wir passen gut zusammen.“

„Stimmt. Willst du mir einen Antrag machen?“

„Sowas in der Art.“

„Sowas in der Art? Was soll das heißen?“

„Ich könnte einen Partner brauchen. Nicht bloß im Bett.“

„Wie meinst du das? Hast du auch eine Ranch gekauft?“
„Knapp daneben. Von Rinderzucht verstehe ich nichts.“
„Wovon dann?“
„Rat mal!“
„Häuser einräumen?“
„Häuser ausräumen!“
„Nicht dein Ernst! ...?“
„Warum nicht? Und du als Deutscher wärst eine ideale Ergänzung.“
„Wofür, um Himmels Willen? Sprich nicht in Rätseln!“ Sie drehte sich zu mir um. Ihre Hand glitt unter meine Decke und begann, mich erneut zu bearbeiten.
„Hättest du Lust?“
„Immer!“
„Na dann pass mal auf. Kennst du die Heilige Lanze?“
„Jetzt übertreibst du.“ Sie ließ von mir ab und knuffte mich in die Seite.
„Nicht die, du Angeber! Die ist nicht heilig.“
„Welche dann?“
„Die in Wien. In der Hofburg. Im Museum der Habsburger. Da, wo die Krone von Kaiser Otto, dem Großen, und der Reichsapfel des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation liegen.“
„Die legendären Reichsinsignien? Du machst Witze, oder?“
„Definitiv nicht.“ Wieder beschäftigte sich ihre Hand mit mir. Lächelnd nahm sie zur Kenntnis, wie meine Erregung wuchs. Wobei sie ungerührt weitersprach: „Ich habe einen Käufer. Wenn ich ihm das komplette Dreierset besorge, haben wir ausgesorgt.“
„Du bist wahnsinnig. Absolut wahnsinnig!“ stöhnte ich.
„Mag sein, aber ich dachte, das liebst du?“ Sie wurde heftiger.
„Ja schon, aber warum? Hast du das nötig?“ Ich rang nach Luft. Sie legte nach.
„Einfach so. Aus Spaß. Ich mag den Kick. Du nicht?“

„Schon. Aber eher den hier unter der Decke.“ Sie lachte.

„Mich gibt's nur im Ganzen. Willst du wissen, wie viel der Kerl geboten hat?“

„Nein!“

„Nein? Na dann.“ Chiara drehte schmollend weg.

„Orrr. Von mir aus. Hauptsache du hörst nicht auf. Mach weiter! Bitte!“ Triumphierend grinsend verschwand ihr Kopf unter meiner Decke. Dumpf drang ihre Stimme durch den Stoff, während ihre Lippen auf dem Weg nach unten jedes der folgenden Worte mit einem Kuss unterstrichen.

„Wir ... reden ... von ... exakt ... einer ... Milliarde ... Dollar. ... Bist ... du ... dabei?“

comediantes

Verlag für Lyrik und Belletristik des 21. Jahrhunderts



Besuchen Sie uns auf unserer Homepage

www.comediantes.de

**und bestellen Sie deutschlandweit bequem versandkostenfrei
aus unserem Sortiment auch E-Books und Hörbücher
oder
entdecken Sie unser
comediantes Tournee Theater!**



comediantes
Verlag
www.comediantes.de